

D^{r}. RUDOLF STIER

geboren zu Fraustadt 17. März 1800,
gestorben zu Eisleben 16. December 1862.

Nach einer Photographie von 1857.

D. Ewald Rudolf Stier.

Versuch

einer

Darstellung seines Lebens und Wirkens

von

G. Stier

Director des Domgymnasiums zu Colberg

in Verbindung mit

F. Stier

Diaconus zu Sct Nicolai in Eisleben.

Erste Hälfte

die Zeit von 1800 bis 1825 umfassend.

Mit einem photographischen Brustbilde.

Wittenberg 1867.

Hermann Kölling.

Vorwort.

Wenn eines Mannes Leben von Einfluß gewesen ist auf Gebiete des öffentlichen Lebens, wenn sein Charakter ein bestimmt und scharf ausgeprägter gewesen, wenn man im einzelnen nachweisen und schildern kann, wie er das geworden was er war: dann darf — ja vielleicht soll man sein Leben schreiben. Und grade sein Wachsen ist dann von besonderem Interesse und lehrreich, dieses vor allem — nicht den fertigen Mann — sucht man in der Lebensbeschreibung. Bei dem heute vor 67 Jahren gebornen, vor 50 Jahren als Schriftsteller aufgetretenen Manne, dessen Namen diese Blätter tragen, dessen Wirken von so segensreichem, zum wenigsten mittelbarem Einflusse auf die Entwicklung des religiösen Lebens in deutscher und englischer Zunge gewesen, dessen Charakter ein so durchaus lauterer war, trifft was ich sagte wol in hervorragendem Grade zu. Darum haben seit den ersten Wochen nach seinem Tode verschiedene Stimmen nach einem Abrisse seines Lebens verlangt, und wäre es nur, um eifrigen Unionsgegnern zu zeigen, welche evangelische Bekenntnistreue mit der Verteidigung der vielge-

schmähten Union sich vereinigen läßt. Bereits sind auch einige Versuche im engeren Rahmen erschienen*), ohne jenen Forderungen vollständig zu genügen. Um diese zu ergänzen und wo nöthig zu berichtigen, hat der unterzeichnete in Gemeinschaft mit einem seiner Brüder Hand angelegt zu einem ausgeführteren Bilde, dessen erste Hälfte hier dem Leser schüchtern geboten wird.

Es mag trotz mancher Vorgänge gewagt erscheinen, daß grade die Söhne dieß Bild zu zeichnen versuchen; und es ist ja richtig, daß die Gegenständlichkeit der Darstellung leicht unter der Pietät allzunahstehender leidet — auch haben wir die hierin liegenden Schwierigkeiten bei fortschreitender Arbeit täglich mehr empfunden. Andrerseits konnte sich die Familie nicht entschließen, die zahlreich vorhandenen Briefschaften, die Hauptquelle jeder und insbesondre dieser Lebensbeschreibung (denn Tagebücher sind nicht vorhanden) in völlig fremde Hände zu legen. Wenn aber einmal Verwandte es sein sollten, so schienen die Söhne, deren

---

*) 1. Evang. Gemeindeblatt aus und für Rheinland und Westfalen, 1863. S. 43—45. „Dr Rudolf Stier". Von Lic. E. W. Krummacher.
2. Ebendas. S. 87—92. „Dr Ewald Rudolf Stier". Von G. Stier.
3. Neue Evang. Kirchenzeitung 1863, S. 161—167. „D. Rudolf Stier". (Von G. und F. Stier).
4. Allgemeine Kirchenzeitung 1863, S. 257—262. „Nekrolog des Superint. Dr E. R. Stier zu Eisleben". Ohne Namen.
5. „D. Rudolf Stier als Theologe. Von D. Carl Immanuel Nitzsch". Aus dem 1. Bande der „Reden des Herrn Jesu" III. Auflage, S. V—XX, Barmen 1865, besonders abgedruckt.
6. Herzogs Real-Encyclopädie für Theologie und Kirche. Suppl. III, S. 172—179, Artikel „Stier, Rudolf Ewald" von A. Tholuck.

Manche Irrthümer genannter Skizzen (besonders 4 und 6) zu berichtigen, wird im zweiten Bändchen Gelegenheit sein, so weit es nicht schon im vorliegenden geschehen ist.

Erinnerung so manche gelegentliche Aeußerung des Entschlafenen über seine Vergangenheit bewahrte, während sie anderes selbst mit erlebt hatten, eben darum die nächsten, wenn es galt, alle diese Quellen möglichst zu einem Ganzen zu verarbeiten. Und wenn der unterzeichnete der Theologie ferner steht, auch von früh auf Unterweisung und Umgang des geliebten Vaters viel entbehren mußte: so tröstet ihn, daß diese Mängel bei seinem im geistlichen Amte wirkenden Mitarbeiter, dem Herausgeber des väterlichen Nachlasses, nicht zutreffen. Gleichwol fällt wenigstens für dieß erste Bändchen die Verantwortung für Auswahl, Zusammenstellung und Erzählungsform, soviel Beiträge ich jenem auch danke, fast ausschließlich mir zu, während das bald folgende zweite, für welches auch die Beilagen des Anhangs sämtlich aufgespart worden sind, mehr von der Hand meines Bruders bringen wird. Zugleich scheint es mir hier der Ort, allen öffentlich zu danken, welche durch zum Theil umfangreiche Mittheilungen uns die Arbeit erleichterten, ja überhaupt ermöglichten.

Die Leser des Buches durfte ich um so weniger bloß in den theologisch gebildeten Kreisen suchen, als ein Theil der Schriften Rudolf Stiers allgemein erbaulicher Natur sind, und derselbe nicht in akademischen sondern fast nur in Pfarrämtern wirkte, also auch in ungelehrten Laienkreisen viele Verehrer zählt Es schien mir, daß das Buch desto weniger seinem Zwecke entsprechen würde, je mehr es eingehende Bekanntschaft mit der Zeitgeschichte voraussetzte, oder gar zum steten Nachschlagen andrer Werke nöthigte. Daher sind aus solchen die betreffenden Stellen, wo es zur Deutlichkeit des Zusammenhangs nöthig schien, eingeschaltet worden. Manche Einzelheiten, die nur für die Familie Interesse haben konnten, sind unterdrückt, soweit darunter die Anschaulichkeit der Dar-

stellung nicht litt. Wem noch zu wenig gestrichen zu sein scheint, dem kann ich freilich nur entgegenhalten, daß die betreffenden Verwandtenkreise sehr zahlreich ausgedehnt sind, und daß das Buch, wenn es auch auf dem öffentlichen Markte erscheint, dennoch zugleich dem Bedürfnisse dieser Familien zu genügen bestimmt ist.

Wer in der Sache lebte wie Schreiber dieses empfindet eher Bedauern, daß er um des Raumes willen und aus andern Rücksichten so gar vieles noch weglassen mußte, was zur Charakteristik der in Rede stehenden Zeit beigetragen hätte. Anderseits ist nicht zu leugnen, daß die Quellen selbst für die verschiedenen Zeiträume sehr verschieden fließen; für manche fehlen sie fast ganz, für andre sind Briefe nur von der einen Seite (wenn auch zahlreich) vorhanden, während grade R. Stiers eigne von den Empfängern vernichtet worden sind.

Aber nicht bloß aus diesem Grunde ist die Ausführung des mit voller Liebe begonnenen Unternehmens weit hinter der Absicht zurückgeblieben. Ein wesentliches Hindernis lag für den unterzeichneten, wie derselbe nur im vorübergehn hier andeutet, in seinen sonstigen amtlichen Verpflichtungen, welche die Muße für dergleichen mühsame Arbeiten allzusehr verkürzten und besonders die Bitte um Nachsicht begründen, wenn Wiederholungen und Ungleichheiten in der Ausführung den Leser stören werden.

Möge denn unser Versuch eine freundliche Aufnahme finden!

Colberg 17. März 1867.

G. Stier.

Inhaltsübersicht.

Verzeichnis der wichtigeren Druckversehen.

S. 30, Z. 7 v. o. lies Eindruck statt Eindrücke.
S. 49, Z. 11 v. o. Komma nach Freien.
S. 51, Z. 14. 15 v. o. die Anführungszeichen hinter gewissermaßen statt hinter dießmal.
S. 60, Z. 4 v. o. Anführungszeichen hinter gehaltenen.
S. 69, Z. 4 v. u. lies in statt im.
S. 71, Z. 3 v. u. lies vom statt von.
S. 105, Z. 16 v. o. lies Letzterer statt Letzter.
S. 115, Z. 13 v. o. lies muß.
S. 118, Z. 15 v. u. lies dessen für desses.
S. 119, Z. 8 v. u. lies ziehen für ziehn.
S. 119, Z. 1 v. u. Komma nach mir.
S. 121, Z. 1 v. u. Komma nach Jesu).
S. 122, Z. 12 v. u. lies unumgänglich für unumgängliche.
S. 126, Z. 4 v. o. lies zündeten statt zündete.
S. 127, Z. 11 v. o. Komma nach Briefe.
S. 129, Z. 4 v. o. Ausrufungszeichen nach sind, statt des Fragezeichens.
S. 142, Z. 8 v. o. lies Letzterer statt Letzteren.
S. 167, Z. 8 v. o. lies insbesondre für inbesondre.
S. 174, Z. 16 v. o. Klammer hinter u. s. f.
S. 185, Z. 11 v. o. lies komme statt kommen.
S. 189, Z. 1 v. u. lies In statt Da.
S. 201, Z. 2 v. u. lies in meiner Schwachheit statt in deiner Schw.
S. 206, Z. 4 v. u. lies ihm statt Ihm.
S. 230, Z. 15 v. u. lies leicht über statt nicht über.
S. 231, Z. 7 v. o. fehlt sowie hinter stehe.
S. 243, Z. 15 v. u. lies Wiewohl für Wie wohl.
S. 254, Z. 3 v. o. lies Sowol für So wol.
S. 278, Z. 11 v. o. lies annehme, für annehmen.
S. 302, Z. 1 v. u. lies die für bei.
S. 310, Z. 4 v. u. streiche allmählich „.
S. 313, Z. 1 v. u. lies vom für von.
S. 317, Z. 5 und 19 v. o. streiche die Anführungszeichen.

Erstes Kapitel.

Bis zur Universität.

Am 26. Juli 1796 stand in Fraustadt (einem als Geburtsort Valer. Herbergers bekannt gewordnen Städtchen in der damaligen Provinz Südpreußen, jetzt Posen) ein jugendliches Brautpaar vor dem Traualtare: der Oberpfarrer und Consistorialrath Karl Georg Langner vermählte seine am 23. Februar 1778 geborne, also achtzehnjährige Tochter erster Ehe Johanne Christiane mit dem Königlichen Stadtinspector daselbst, Friedrich Ernst Stier, Sohn des dirig. Policei- und Justizbürgermeister Wilh. Ludw. Stier in Guhrau. Hier am 29. September 1773 geboren, stand der Bräutigam erst im 23. Lebensjahre, hatte aber schon manchfache Lebenserfahrungen gesammelt und namentlich als tüchtiger und gewissenhafter Beamter sich bewährt. Ostern 1790 hatte er das Realgymnasium zu Breslau, in welches er am Sterbetage Friedrichs II. eingetreten war, als Primaner verlassen und sofort bei der Glogauischen Accise- und Zolldirection Beschäftigung gefunden, anfangs in Guhrau selbst, seit Januar 1792 in Glogau, dann in Posen als Secretär des Geh.-Rath Albrecht, spätern Geh. Ober-Finanzrath in Berlin. Stets heiter und zu launigen Scherzen aufgelegt, verlebte er anfangs seine wenigen Mußestunden gern in fröhlicher Gesellschaft, lernte aber

auch den Ernst des Lebens frühzeitig in dem unerwarteten Tode einer geliebten Braut kennen. Auf diese Weise gereift schloß er nun den Bund fürs Leben mit einer durch häusliche Tugenden, klaren Verstand und munteres Temperament gleich ausgezeichneten Jungfrau, der Tochter eines in der Stadt hochgeachteten, milden und wolwollenden, aber auch bis in die spätern Jahre stets zu Humor aufgelegten Geistlichen.

Am 17. März 1800 ward diesem Ehepaare der erste Sohn geboren, nachdem ihnen im Juni 1798 schon eine Tochter geschenkt worden; er erhielt bei der heiligen Taufe am 31. März die Namen Ewald Rudolf. Von den später bis 1819 geborenen vier Söhnen hat nur einer das Mannesalter erreicht, ein anderer starb als hoffnungsvoller Abiturient, die beiden übrigen in zartem Alter; die sechs Töchter dagegen sind nebst jenem Bruder sämmtlich zur Zeit noch am Leben.

Auch sonst wechselten frühzeitig frohe und schmerzliche Erfahrungen. Am 28. August 1801 verloren die jungen Eheleute durch eine Feuersbrunst fast all das Ihrige und fanden mit den beiden Kleinen für eine Weile liebevolle Unterkunft bei den Schwiegereltern; Verwandte und Amtsgenossen beeilten sich indeß der ihnen lieb gewordenen Familie das Verlorene auch äußerlich zu ersetzen — wozu noch eine ansehnliche Unterstützung Sr. Maj. des Königs kam. Freilich stieg die Theurung in den polnischen Provinzen unsers Staates in jener unruhigen Zeit fast von Tage zu Tage; ich finde angemerkt, daß in Fraustadt im Jahre 1805 u. a. für den (polnischen) Scheffel Korn 14 Thlr. bezahlt wurden. Auch die im April 1806 durch ein besonderes Examen erworbene Beförderung zum Accise- und Zollrath Pilicaer Departements mit Wohnsitz in Czenstochau in „Neuschlesien" brachte neben der vermehrten Amtslast bedeutende Umzugskosten. Im September siedelte die ganze Familie aus Fraustadt hierhin über, Ende

October kehrte das Haupt derselben von der ersten größeren Inspectionsreise zu ihr zurück, gerade als sich dort die ersten Gerüchte von dem unglücklichen Ausfalle des Krieges mit Frankreich verbreiteten. Schon Ende November d. J. war Napoleon selbst in Posen und nahm die Huldigungen des südpreußischen d. h. polnischen Adels entgegen, der sich unter Dombrowski zum Sturze der preußischen Herrschaft und Herstellung des erst neun Jahre vorher zu Grabe getragenen Polenreiches verbündet hatte. Schon in der Nacht des 16. November d. J. wurde die Stadt Czenstochau von einem Insurgentenhaufen überrumpelt, das Acciseamt erbrochen, ein Pöbelhaufe mit Sensen, Heugabeln, auf Stangen gesteckten Messern erfüllte das Haus, und verlangte unter Flüchen und Drohungen was Küche und Keller hergaben. Ihnen mußte gewillfahrt werden, die Kinder legte man indessen auf's Sopha mit dem Bedeuten, sie hätten jetzt zu schlafen. Die kürzlich erst gekauften Pferde wurden sodann aus dem Stall geführt, die neue schöne Amtswohnung in Beschlag genommen, Stier selbst zum Obersten der Anführer geschleppt. Es geschah seinem Leben nichts, aber die zwei Nächte andauernde Kanonade der nahen Festung und die peinigende Ungewißheit über ihr Schicksal haben in der Familie, namentlich auch in dem sechsjährigen Rudolf*) die Erinnerung an jene Schreckensnächte bis in späte Zeit lebendig erhalten. Mehrere Wochen lang sah sich die Familie auf ein Hinterstübchen beschränkt, in welchem früher sich Federvieh aufgehalten hatte. Im Juni 1807 wurde Stier von der Polnischen Landes-

---

*) Im Jahre 1829 schrieb er in einem amtlich einzureichenden Lebenslauf u. A. Breviter praetereunda mihi puto, quamquam animo alte infixa sint, asperrima parentum fata, Polonorum seditionem, vexatos atque expulsos Borussorum magistratus, quorum pater in primis stabat, hujusque inopias et molestias usque ad officii pristini recuperationem.

Administration förmlich entlassen; brotlos irrte er hin und her, erhielt jedoch zeitweilig von der preußischen Behörde in Breslau kleine Unterstützungen und das Versprechen baldiger Wiederanstellung in Schlesien. Dieß veranlaßte ihn, einen Theil seiner Habe zu verkaufen und nach Tarnowitz (Reg.-Bezirk Oppeln) überzusiedeln, wo die Familie nun längere Zeit in Kummer und Sorgen wegen oft geteuschter Hoffnungen und Krankheiten in der Familie zubrachte. Endlich im August 1808 gelang es Stier, trotz der bedeutenden Menge von Beamten, welche durch die Abtretungen des Tilsiter Friedens um ihr Amt gekommen auf neue Anstellung hofften, bei der Wiederbesetzung der erledigten Stadtinspectorstelle zu Ratibor den Vorzug zu erhalten; das Gehalt betrug freilich nur 300 Thlr. und die Familie zählte schon sechs Kinder; gleichwol nahmen sich ihrer viele Einwohner freundlich an, sie brauchte nie eigentlich Noth zu leiden und erfreute sich sogar wieder mancher, lange entbehrter Bequemlichkeiten.

Das waren die ersten zehn Lebensjahre des kleinen Rudolf, dessen Geistesfähigkeiten sich inzwischen auffallend früh und rasch entwickelt hatten. Was er selbst 1820 über den als zweijähriges Kind von ihm gefeierten Weihnachtsabend S. 72 der „Mähren und Träume“ (s. Anhang) erzählte, dürfen wir freilich wol als „Dichtung und Wahrheit“ bezeichnen, da er sich schwerlich einiger damaligen Vorfälle deutlich erinnern konnte. Bis in die spätesten Zeiten aber erzählte er gern von den Weihnachtsbescherungen beim Großvater. Schon wochenlang vorher wurden von diesem die Spielsachen, wie er sie nach und nach für die Kinder kaufte, auf einen in besonderer Stube stehenden Armstuhl unter dessen blauseidene Decke gelegt. Die besuchenden Kleinen durften sich von Zeit zu Zeit überzeugen, daß die Decke höher und höher zu liegen kam, auch über die sich zeigenden Ecken und Spitzen

Vermuthungen aufstellen, sonst aber nur in stiller Erwartung der verhüllten Schätze sich freuen — bis dann am ersehnten heiligen Abend der „kleine Schlitten" (auch wenn kein Schnee lag, der Schlitten gehörte zur Weihnachtsfreude) die kleine Gesellschaft abholte. Aber der Großvater beschränkte seine Gebelust keineswegs auf diese Jahreszeit; fast so oft er in das Haus seiner Tochter trat, durften ihn die fröhlichen Enkel mit dem alten schlesischen Verschen umjubeln:

„Der Großvater hat 'ne hohe Mütze,
Er hat sie voll Ducaten sitzen;
Er wird sich wol bedenken
Und wird uns einen schenken;"

und dann erwiesen sich, wenn auch nicht die Mütze, so doch die Taschen gar ergiebig — freilich nur für die, welche die oft ziemlich versteckten Geschenke aufzufinden wußten.

Im übrigen verblaßten natürlich bei dem Knaben allmählich die vor 1806 zurückreichenden Erinnerungen fast ganz. Dagegen haben die Erlebnisse in Czenstochau, von dessen schwarzem Muttergottesbilde jener Theil Polens noch jetzt voll ist, die großartigen Festungsbauten, die der siebenjährige Knabe dort in Nachahmung der Tagesgeschichte mit seinen deutschen Kameraden aus Rasen aufführte und tapfer gegen die jungen Polen zu verteidigen wußte — auch Jahre darauf bei späteren Besuchen noch erkennbar fand, und so manches der Art selbst den reifen Mann, der seinen Kindern gern davon erzählte, in der Erinnerung ergötzt. Frühzeitig zeigte sich bei dem Kinde ein außerordentlicher Wissenstrieb und eine ungemeine Leichtigkeit der Auffassung. Als die zwei Jahre ältere Schwester Mathilde den ersten Leseunterricht bei der Mutter erhielt, bat er dringend daran theilnehmen zu dürfen. Es wurde ihm abgeschlagen, da er noch zu klein sei; so oft aber die Stunde kam, verließ er sein Spiel, stellte sich

der Mutter, welche das Töchterchen neben sich stehen und das A-B-Cbuch auf den Knien aufgeschlagen liegen hatte, gegenüber auf und hörte aufmerksam zu. Ehe Mathildchen noch das Lesen halb inne hatte, las Rudolf der überraschten Mutter einige Zeilen fast ohne Anstoß vor — natürlich indem er das Buch verkehrt in der Hand hielt, da er die Buchstaben so kennen gelernt hatte. Auf ähnliche Weise lernte er später etwas polnisch, da er zugegen sein durfte, wenn der Mutter von einem eingebornen Sprachlehrer Lectionen ertheilt wurden.

Erst in Tarnowitz und Ratibor besuchte der Knabe regelmäßig eine ordentliche Schule; indessen man weiß, wie wenig damals Gleichförmigkeit zwischen den verschiedenen Anstalten im Staate herschte, und jener Unterricht in kleinen schlesischen Provincialstädten mag wenig genug geboten haben. Doch pflegte er in späteren Jahren sich noch lebhaft eines Actus oder Examens in Ratibor zu erinnern, wo er — der zehnjährige, mit dem der Lehrer sich gern etwas wußte — eine Ode von Horaz vortrug oder sogar noch exponierte und allgemeine Bewunderung erntete, welche die Eltern sehr glücklich machte. Der leidige Ehrgeiz mochte sich nun auch des Knaben schon etwas mehr bemächtigt haben, als in Tarnowitz, wo der Vater ihn einmal, als Besuch da war, heranrief, um mit ihm zu prunken, und zunächst nach dem Comparativ und Superlativ von bonus fragte; Rudolf aber, dem dergleichen Schaustellung ein Greuel war, antwortete gegen besseres Wissen boshaft bonior, bonissimus — zum Entsetzen und Aerger des Vaters. An unbedingten Gehorsam war der Knabe sonst gewöhnt; einmal hatte er sich mit Hülfe seines Freundes, des Kutschers, ein prächtiges Häuschen aus Holzscheiten und Stücken auf dem Hofe aufgebaut; der Vater gebot ohne Angabe des Grundes es sofort wegzuräumen, und sofort gehorchte Rudolf, doch nicht ohne die lebhafte Erinnerung an den

damals empfundenen bittern Schmerz bis ins Greisenalter zu behalten.

Soviel ist gewiß, daß er sehr früh einen regen Trieb zeigte und übte, sich allerlei Wissen freiwillig anzueignen, und daß die Ergebnisse dieser Bemühungen bald immer auffallender hervortraten, namentlich seit der Versetzung seines Vaters nach Pommern. Die Lage desselben war zu kärglich gewesen und das Misverhältnis zu seiner bereits zwanzigjährigen untadligen Amtsführung zu schreiend, als daß die höhern Behörden nicht darauf hätten denken sollen, ihn zu befördern. Ende August wurde er unerwarteter Weise, nachdem ihm eben eine außerordentliche Zulage von 100 Thlrn. (also nun zusammen 400 Thlr.) zu Theil geworden, zum Provinzial-Inspector im Stolper Departement mit Anweisung seines Wohnsitzes in Stolpe ernannt — freilich nach damaliger Sitte ohne Entschädigung für die in jenen Zeiten bedeutende Reise von 100 Meilen. Kleider, Wäsche, Betten, der letzte Schmuck von den seligen Eltern her wurde veräußert, ein Wagen für sämmtliche neun Familienglieder gekauft, und trotz der Krankheit einiger derselben die ganze Fahrt, von deren Mühseligkeiten in jener chausseelosen schrecklichen Zeit wenige sich jetzt die richtige Vorstellung machen, mit Aufenthalt in Breslau, Fraustadt und Stettin glücklich vollendet. Am 12. October 1810 langte die Karawane an dem neuen Bestimmungsorte an, den man freilich in dem heutigen gewerbreichen Stolp kaum wiedererkennen möchte. Neun Jahre sollte hier ihres Bleibens sein; die Familie erholte sich allmählich von den mancherlei Nachwirkungen der früheren schweren Zeit, schlug Wurzeln in dem neuen Boden und stand bald in freundschaftlich-herzlichem Verkehr mit den achtbarsten Einwohnern der Stadt. Der Vater mußte sehr oft in Dienstgeschäften abwesend sein, litt auch anfangs körperlich etwas; allein allmählich befestigte sich seine Ge-

sundheit wieder, und die volle ungetrübte Heiterkeit der früheren Zeit belebte den trauten Kreis des Hauses.

Ob die Stadt Stolpe damals einen Vorzug vor Ratibor besaß, weiß ich nicht; sein Lyceum aber machte wol in der That solche Ansprüche. Freilich hatte es schon seit Mitte des 18. Jahrhunderts nur selten noch Schüler zur Universität entlassen, eine Zeitlang (1772—1794) sogar von fremden Sprachen nur die lateinische gelehrt, dann aber den französischen Unterricht anfangs als facultativ, später als obligatorisch eingeführt. Das Rectorat war seit 1799 längere Zeit mit der 3. Predigerstelle verbunden gewesen, 1809 aber wieder als ein selbständiges hergestellt worden, während nun das Conrectorat einging. Die lateinische Rathsschule, wie sie nunmehr hieß, zählte auch nicht mehr als drei Klassen, bedurfte also nach alter Regel nur drei eigentliche Lehrer; es waren dieß der Rector Fuhrmann, der Cantor Belling und der Präceptor Cederholm, in Charakter und Kenntnissen sehr von einander verschiedene Männer. Dem Rector scheint nicht nur gediegene wissenschaftliche Bildung, sondern auch die rechte Gabe, den Schülern sein geringes Wissen erfolgreich mitzutheilen, gefehlt zu haben. Er war ein sonderbarer Mann: heute von Witzen (zuweilen recht derben) übersprudelnd, morgen als Jupiter tonans mit gefurchter Stirn auf dem Stuhle der Weisheit thronend. Die Schüler wußten schon beim Eintritte, was die Glocke geschlagen hatte. Gut gelaunt erschien er mit einem großen Dreimaster, wie ihn zu jener Zeit kaum einer noch trug; übel gelaunt bediente er sich einer Mütze. Freilich schlug jene heitere Stimmung leicht urplötzlich in das völlige Widerspiel um, und wehe dem, der ihm sodann Veranlassung zur Unzufriedenheit gab! Der Haselstock hob sich in seiner Hand, und wer ihm dann nicht sofort freiwillig den Rücken darbot, den ermunterte er dazu mit einer stehenden, mehr deutlichen als edel

stilisierten Redensart. — Viel zu gute that er sich auf seine Kenntnis der französischen Sprache, soll aber damit vollständig Schiffbruch gelitten haben, als es ihm bei den häufigen Durchmärschen französischer Truppen nicht möglich wurde, irgend einem dieser unwillkommenen Gäste sich verständlich zu machen.

Ein bei weitem tüchtigerer Lehrer war der Cantor Belling; was man in der Schule lernte, verdankte man hauptsächlich ihm. Der Respect, den die Schüler vor ihm hatten, wurde noch durch seine große Körperkraft vermehrt. Mußte und wollte er strafen, was nicht häufig vorkam: so faßte er den Thäter mit der rechten Hand hinten im Kreuz bei der Hose, hob ihn mit steifgestrecktem Arm empor, und bearbeitete dann, den Stock in der linken Hand schwingend, die Kehrseite gar wacker. — Als dritter und letzter Lehrer fungierte, wie gesagt, neben diesen beiden unter dem Titel Präceptor ein jüngerer Mann, Namens Cederholm, welchem vorzugsweise Lesen, Schreiben, Zeichnen und Rechnen als Unterrichtsgegenstände oblagen. Er hatte eine Art militärisches Exercitium eingeführt, und liebte es, mit seinen Schülern theatralische Aufführungen zu veranstalten; natürlich weckte er in vielen den Sinn für dergleichen über Gebühr und auf Kosten ernsten Lernens.

Es war nun im gedachten October 1810, als die Schüler der ersten Klasse dieser Anstalt durch eine Mittheilung ihres Rectors in nicht geringe Aufregung versetzt wurden. Es sei, erzählte er, der Sohn des neuen Steuerraths von ihm geprüft worden, und derselbe habe trotz seiner Jugend sich so weit vorgeschritten in allen Wissenschaften und überhaupt von so reicher geistiger Begabung gezeigt, daß er (der Rector) sich dadurch veranlaßt fühle, ihn als Primus in die erste Klasse einzuführen. Diese noch weiter ausgeführte Erklärung ließ die Schüler mit gespannter Erwartung, die sich bei den älteren erklärlicher Weise

mit Neid mischte, dem Erscheinen des Wunderkindes entgegensehen. Als aber der Angekündigte erschien mit seinem kindlich bescheidenen Wesen und dem mädchenhaft zarten Aeußern: da schwieg der Neid und jede Abneigung, die sonst wol einer empfunden hatte. Mit besonderer Liebe und Bewunderung empfing ihn unter den älteren Schülern der Klasse der Sohn des Apothekers Waldow, Hermann*); Rudolf erwiderte diese Zuneigung in gleicher Wärme, und bald hießen sie die unzertrennlichen, oder, da auch äußerlich viel Aehnlichkeit zwischen ihnen obwaltete, „die beiden Söhnchen." Sie standen unter dem Schutze aller Größern — und an reckenhaften Gestalten auch auf den Schulbänken fehlte es schon damals in Hinterpommern nicht; niemand durfte sich an jene zwei wagen. Es muß in Abwesenheit Hermanns geschehen sein, was einst geschah; daß nämlich die des Lehrers harrende, aber um eigne Unterhaltung nicht verlegene Klasse unter anderem ihren nur geistig so überlegenen Primus auf triumphierenden Schultern emporhob und auf einen hohen im Zimmer befindlichen Naturalienschrank verpflanzte, von wo der hülflose Einsiedler dann erst von dem eben eintretenden Rector herabgeholt werden mußte.

Drei Jahre besuchte Rudolf diese Anstalt als primus omnium, begreiflicherweise ohne die Summe seiner Kenntnisse durch den Schulunterricht bedeutend zu vermehren. Desto mehr trieb es ihn, durch eigne Beschäftigung hinzuzulernen, und insofern war es jedenfalls heilsam, daß der Gefahr planloser und einseitiger Betreibung desjenigen, wozu er gerade Neigung empfand, durch die regelmäßigen Schularbeiten ein Damm entgegengesetzt wurde. Indessen so wenig sie auch fehlten, so wenig nah-

---

*) Später als Dichter vielfach bekannt geworden; wir verdanken ihm nicht wenige werthvolle Beiträge zur vorliegenden Lebensbeschreibung.

men sie doch nach guter alter Sitte die häusliche Muße übermäßig in Anspruch. So blieb u. a. hinreichend Zeit übrig, der durch Präceptor C. gepflanzten Neigung zum Theaterspiel nachzuhängen. Hermann W. zog seine Schwester mit zu; einige andere Mitschüler, beziehungsweise deren Schwestern, schlossen sich an; Theaterdichter, Regisseur, Director in einer Person war meist Rudolf Stier, indem er es übernahm, die betreffenden Stücke (vermuthlich von Weiße, Kotzebue u. s. f.) zu kürzen und zu ändern, mit angemessenen Prologen zu versehen u. dergl. Zwei große Zimmer im Waldow'schen Hause, deren geöffnete Flügelthüren mit einem Vorhange versehen wurden, bildeten Bühne und Zuschauerraum, Coulissen wurden selbst gemalt — wobei es über manche Apothekerschublade voll Berggrün unbarmherzig herging, und das Publikum, meist aus den Eltern der Spielenden bestehend, amüsierte sich oft sehr gut. Damit aber die jüngeren Geschwister, welche etwa noch nicht theilnehmen durften, den Genuß möglichst wenig entbehrten, andrerseits sich bei Zeiten zu gleichen Leistungen vorbereiteten, beschaffte ihnen Rudolf mit vieler Mühe und Sorgfalt ein Püppchentheater zu eignem Spiele.

Dem Vater des jungen Dichters war nicht nur diese Entfaltung poetischer Talente sehr willkommen, sondern namentlich auch, daß er zur geselligen Erheiterung des Familienzirkels so hübsch beitrug. Im Uebrigen zeigte sich schon damals insofern eine gewisse Differenz zwischen Vater und Sohn, als dieser am Tanze im ganzen ungern und selten theilnahm, während jenem derartige gesellige Freuden sehr werth waren. Dieß zeigte sich z. B. bei einem der Fastnachtsbälle, welche den Schulkindern jährlich gegeben zu werden pflegten. Vater St. bestand darauf, Rudolf solle hingehen; nicht genug, er sollte und mußte tanzen. Als er aber diesem Befehle gemäß antrat, tanzte er muthwilliger Weise links herum (was damals noch nicht kunstmäßig war), und

unter dem allgemeinen Gelächter, das sich darob erhob, verließ er schleunigst den Saal, und lief nach Hause.

Desto bereitwilliger war er im übrigen, den Vater im Amte (wo dieß anging) praktisch zu unterstützen, so daß er in mancher Hinsicht als Secretär desselben fungierte. Sicherlich legte er damals den Grund zu jener Sauberkeit und Ordnungsliebe, welche ihn Zeit seines Lebens ausgezeichnet und als Pfarrer und Superintendenten der Behörde gegenüber stets vortheilhaft vor manchen andern unterschied. Der ganzen Familie, deren Grundcharakter der Provinz nach eigentlich ein schlesischer war, erschien natürlich Pommern mit seinem Plattdeutsch anfänglich als eine fremde Welt; der Hausvater hielt es für gut, sich eine „Ausführliche Beschreibung von Vor- und Hinterpommern" (ich glaube von Brüggemann) anzuschaffen, und beauftragte nun seinen Aeltesten, dieß Buch fleißig zu studieren und ihm daraus über das Wissenswürdigste Vortrag zu halten. Dieser entledigte sich des ehrenvollen Auftrags um so mehr zu vollkommener Zufriedenheit, als ihm die Lesung des Buches selbst ungemeines Vergnügen gewährte; ja er eignete sich die zur Sprach- und Sittenschilderung beigefügten plattdeutschen Proben so vollständig an, daß er noch als Mann im Familienkreise gelegentlich gern daraus citierte. — Ebenso hatte der Vater das Bedürfnis gefühlt, eine möglichst genaue Karte seines neuen Wirkungskreises zu besitzen, auch eine sehr schöne — aber freilich sehr theure Wandkarte auf einige Wochen geborgt erhalten, da er es im Anfange nicht mit seinem Gewissen vereinigen konnte, diese Ausgabe selbst zu machen. Sofort machte sich Rudolf an das Abzeichnen: Oelpapier in hinreichender Menge wurde hergestellt, ein Netz von Bindfaden über die ausgespannte Karte gezogen, und binnen kurzem hatte der Beamte eine Kartencopie, deren er sich während seines ganzen pommerschen Aufenthalts mit Sicherheit bedient hat. Auch

auf den Dienstreisen ließ dieser sich nicht selten von seinem Sohne begleiten, denselben dann auch wol einen kleinen Auftrag selbständig ausführen — denn Rudolf kutschierte sehr bald gern und geschickt.

Doch das war nur praktische Geschicklichkeit; aber die Lernanlagen des Knaben waren überhaupt zu eminent, als daß der Vater sich nicht allmählich mit dem Gedanken befreundet hätte, ihm eine bessere Ausbildung zu verschaffen, als sie in Stolp zu haben war: er sollte ein wirkliches Gymnasium besuchen. Die Wahl war damals, wo zwischen Stettin und Danzig nur das Stargarder und das Neustettiner lagen, weit leichter als heute, wo dieselbe Strecke deren acht zählt; so wurde das Fürstl. Hedwigsche Gymnasium zu Neustettin als das nächste gewählt, zumal der Vater daselbst auf amtlichen Reisen schon mancherlei Bekanntschaften angeknüpft hatte und voraussichtlich öfter Gelegenheit fand, den Sohn zu besuchen. Dieser verließ das Elternhaus mit fröhlichem Muthe, theils weil er überhaupt wieder Neues zu sehen hoffte, theils und namentlich in Erwartung reicherer Nahrung für seinen Wissenstrieb. Der Abgang von der Stolper Stadtschule war ziemlich feierlich, sein Name stand bei der öffentlichen Prüfung auf einer großen lorberumschlungenen Ehrentafel zu lesen, und auch mündliche Belobigungen fehlten nicht. In Neustettin quartierte man ihn bei dem Glockengießer Schumacher ein, wo gewöhnlich mehrere Schüler eine Parterrestube zusammenbewohnten und die Kost erhielten, ohne sonst durch strenge Aufsicht belästigt zu werden. Am 3. Mai 1813 wurde er vom Rector Lentz in das Album der Schule eingetragen und nach Secunda aufgenommen.

Man stelle sich freilich unter dieser Secunda wie unter dem ganzen Gymnasium etwas anderes vor, als was man seit der Umgestaltung von 1816 in Preußen (namentlich heutzutage) unter

unter dem allgemeinen Gelächter, das sich darob erhob, verließ er schleunigst den Saal, und lief nach Hause.

Desto bereitwilliger war er im übrigen, den Vater im Amte (wo dieß anging) praktisch zu unterstützen, so daß er in mancher Hinsicht als Secretär desselben fungierte. Sicherlich legte er damals den Grund zu jener Sauberkeit und Ordnungsliebe, welche ihn Zeit seines Lebens ausgezeichnet und als Pfarrer und Superintendenten der Behörde gegenüber stets vortheilhaft vor manchen andern unterschied. Der ganzen Familie, deren Grundcharakter der Provinz nach eigentlich ein schlesischer war, erschien natürlich Pommern mit seinem Plattdeutsch anfänglich als eine fremde Welt; der Hausvater hielt es für gut, sich eine „Ausführliche Beschreibung von Vor- und Hinterpommern" (ich glaube von Brüggemann) anzuschaffen, und beauftragte nun seinen Aeltesten, dieß Buch fleißig zu studieren und ihm daraus über das Wissenswürdigste Vortrag zu halten. Dieser entledigte sich des ehrenvollen Auftrags um so mehr zu vollkommener Zufriedenheit, als ihm die Lesung des Buches selbst ungemeines Vergnügen gewährte; ja er eignete sich die zur Sprach- und Sittenschilderung beigefügten plattdeutschen Proben so vollständig an, daß er noch als Mann im Familienkreise gelegentlich gern daraus citierte. — Ebenso hatte der Vater das Bedürfnis gefühlt, eine möglichst genaue Karte seines neuen Wirkungskreises zu besitzen, auch eine sehr schöne — aber freilich sehr theure Wandkarte auf einige Wochen geborgt erhalten, da er es im Anfange nicht mit seinem Gewissen vereinigen konnte, diese Ausgabe selbst zu machen. Sofort machte sich Rudolf an das Abzeichnen: Oelpapier in hinreichender Menge wurde hergestellt, ein Netz von Bindfaden über die ausgespannte Karte gezogen, und binnen kurzem hatte der Beamte eine Kartencopie, deren er sich während seines ganzen pommerschen Aufenthalts mit Sicherheit bedient hat. Auch

auf den Dienstreisen ließ dieser sich nicht selten von seinem Sohne begleiten, denselben dann auch wol einen kleinen Auftrag selbständig ausführen — denn Rudolf kutschierte sehr bald gern und geschickt.

Doch das war nur praktische Geschicklichkeit; aber die Lernanlagen des Knaben waren überhaupt zu eminent, als daß der Vater sich nicht allmählich mit dem Gedanken befreundet hätte, ihm eine bessere Ausbildung zu verschaffen, als sie in Stolp zu haben war: er sollte ein wirkliches Gymnasium besuchen. Die Wahl war damals, wo zwischen Stettin und Danzig nur das Stargarder und das Neustettiner lagen, weit leichter als heute, wo dieselbe Strecke deren acht zählt; so wurde das Fürstl. Hedwigsche Gymnasium zu Neustettin als das nächste gewählt, zumal der Vater daselbst auf amtlichen Reisen schon mancherlei Bekanntschaften angeknüpft hatte und voraussichtlich öfter Gelegenheit fand, den Sohn zu besuchen. Dieser verließ das Elternhaus mit fröhlichem Muthe, theils weil er überhaupt wieder Neues zu sehen hoffte, theils und namentlich in Erwartung reicherer Nahrung für seinen Wissenstrieb. Der Abgang von der Stolper Stadtschule war ziemlich feierlich, sein Name stand bei der öffentlichen Prüfung auf einer großen lorberumschlungenen Ehrentafel zu lesen, und auch mündliche Belobigungen fehlten nicht. In Neustettin quartierte man ihn bei dem Glockengießer Schumacher ein, wo gewöhnlich mehrere Schüler eine Parterrestube zusammenbewohnten und die Kost erhielten, ohne sonst durch strenge Aufsicht belästigt zu werden. Am 3. Mai 1813 wurde er vom Rector Lentz in das Album der Schule eingetragen und nach Secunda aufgenommen.

Man stelle sich freilich unter dieser Secunda wie unter dem ganzen Gymnasium etwas anderes vor, als was man seit der Umgestaltung von 1816 in Preußen (namentlich heutzutage) unter

jenen Namen begreift. Nach langen Jahren unglücklichen Schwankens war die Anstalt 1772 durch Vereinigung der Fürstlich Hedwigschen Stiftung mit der städtischen Schule gebildet und neu organisiert worden, und hatte dann unter dem 1791 eingetretenen schon erwähnten Rector Dav. Friedrich Lentz (geb. 1760, vorher Dirigent des Colberger Lyceums) sich nicht nur durch Errichtung einer neuen Klasse erweitert, sondern auch einen nach damaligen Begriffen wesentlich verbesserten Lehrplan erhalten, der nur leider noch vielfach auf das Fachsystem statt des jetzt allgemein herschenden Klassensystems und auf eine Menge verwickelter theils Combinationen theils Trennungen sich gründete. Danach las die zweite lateinische Klasse in elf Stunden neben Ovid von Prosaikern nur Gedikes Chrestomathie und Lieberkühns lateinischen Robinson (Uebersetzung des Campeschen); das Griechische begann erst in Secunda in drei Wochenstunden mit dem auch hier unvermeidlichen Gedike (*γυνή τις χήρα ὄρνιν εἶχε κ. τ. λ.*) und der Hallischen Grammatik; ebenso das Französische und die ziemlich unscheinbar auftretende Geometrie mit zwei Stunden. Doch finden sich 1814 bereits Bröder, Scheller und Buttmann, Döring, Sintenis und Niemeyer in Gebrauch — ein Beweis, daß man auch neueres sich anzueignen suchte. In den drei Religionslectionen lag Dieterichs „Anweisung zur Glückseligkeit" zu Grunde, in der vielleicht bescheidener als Verstandesübungen zu bezeichnenden Philosophie Villaumes praktische Logik. Dabei war Unterprima zwar zeitweilig (falls nicht ganz Prima leer war, was ab und zu semesterweise vorkam) mit Secunda combiniert, dafür aber diese in drei Ordnungen gespalten. Seit 1800 wurde planmäßig eine oder die andre Stunde halb aufs Lateinische halb aufs Französische verwendet, und ähnlich in andern Disciplinen. Versetzungen aus einer Klasse in die andre fanden meist vierteljährlich statt, bisweilen auch mitten im Quartal. Es kam

aber dabei nicht bloß auf das Wissen an; 1797 beschloß die Schulverwaltung, fremde Schüler möglichst gleich bei ihrem Eintritte nach Tertia zu setzen, dagegen Schüler aus der Stadt in diese Klasse (aus Quarta) nur unter gewissen Bedingungen übergehen zu lassen, die sich namentlich auf Anständigkeit der äußern Erscheinung bezogen — eine sicher nicht wolthätig wirkende Erinnerung an den Zustand vor 1772.

Von den Lehrerstellen war häufig eine oder die andre unbesetzt und blieb es zu lange; zu der in Rede stehenden Zeit fehlte gerade der Conrector, dessen Stelle provisorisch einem Candidaten Schierenberg übertragen wurde, ebenso bald darauf das Subrectoramt einem Candidat Melcher — beide haben der Anstalt wenig Gewinn gebracht. Neben diesen standen noch zwei unstudierte Elementarlehrer und der Prediger Drews als Collaborator. Dagegen war der eigentliche Beweger der Anstalt der feurige, entschiedene, in allen seinen Aemtern rastlos thätige Inspector derselben, der Superintendent J. Dan. Drews. Was den Rector selbst betrifft, so erfreute er sich während des größeren Theiles seiner Amtsführung des verdienten Beifalls seiner Vorgesetzten, denen er namentlich seit der 1802 durch den Minister v. Massow persönlich vollzogenen und sehr günstig ausgefallenen Revision als praktisch gewandter, thätiger und umsichtiger Schulmann galt. Leider räumte er der von Anfang an bei ihm hervortretenden Richtung auf Individualisierung des Unterrichts und Berücksichtigung des augenblicklichen Bedürfnisses zu viel ein, und setzte sich, dabei unmerklich der vis inertiae nachgebend, mit sich steigernden Ansprüchen in Gegensatz, wodurch nothwendig — namentlich im letzten Jahrzehnt seiner 30jährigen Amtsführung — ein mehr und mehr sichtbares Ermatten eintrat, um so verzeihlicher, als er fast durchgängig nur von 2—3 studierten Lehrern unterstützt wurde. Jene Wendung hatte unter den Stürmen der

Zeit bereits begonnen, als Rudolf Stier die Anstalt bezog. Im Jahre 1811 wüthete die Ruhr in der Stadt und beeinträchtigte die Regelmäßigkeit des Unterrichts nicht wenig, auch die starken Durchmärsche nach Rußland störten begreiflich sehr; im April 1812 mußte das Schulgebäude sogar geräumt werden, weil es zum Lazaret bestimmt worden war, und wurde erst im Juni zurückgegeben. Der Rückzug der Franzosen brachte Anfang 1813 Nerven= und Lazaretfieber hervor. Bald darauf erfolgte der Königliche Aufruf; fünf aus Prima, sechs aus Secunda, selbst vier aus Tertia und Quarta folgten dem Rufe zu den Waffen. Da verband man nun die drei noch übrigen Primaner mit den besten Secundanern zu einer sogenannten Vorbereitungsprima, und ebenso zehn Tertianer mit den übrigen Secundanern — was besonders bei der oben angegebenen Vacanz des Lehrers von Tertia den Unterricht zu erleichtern schien, insofern aber entschieden schadete, als die gerade eintretenden provisorischen Lehrer die vorgefundenen Zustände als die normalen ansahen und Secundaner in Bezug auf die wissenschaftlichen Ansprüche eben als Tertianer behandelten.

Unter solchen Umständen trat Rudolf Stier in das Gymnasium ein, und es ist begreiflich, daß ihm, der schon als zehnjähriger Knabe den Horaz übersetzt hatte, der größtentheils für den damaligen Tertianerstandpunct zurechtgemachte Unterricht wenig Genuß brachte, zumal seit er von einem noch nicht geübten Candidaten ertheilt wurde. Einen wirklichen Freund wie seinen Hermann in Stolp suchte er vergebens unter den neuen Mitschülern wie unter den Genossen seiner Stube; der letzteren waren drei, große und starke Tertianer, die mit dem zarten, eigentlich noch im Kindesalter stehenden Zukömmling manchen nicht eben feinen Spaß trieben, um so ihren Aerger über seine oft genug hervortretende Geistesüberlegenheit zu compensieren. Eine Haupt=

rolle spielte dabei der große Stubenkamin als eine Art Burgverlies. Rudolf mußte sich natürlich bald zurückgestoßen fühlen durch den ganzen unter den Gymnasiasten herschenden Ton — auch abgesehen von den vielen Ungesetzlichkeiten, die er bald mit ansehen mußte, und sehnte sich schmerzlich nach dem Elternhause zurück. Das Schumachersche Haus ersetzte ihm dasselbe begreiflicherweise nur unvollkommen; es gewährte die Kost, freilich ohne auf besondere Zu- und Abneigungen des kleinen Stolper dieselbe Rücksicht zu nehmen wie es die mütterliche Küche daheim wol gethan hatte, vermuthlich auch nur in Gesammtportionen für alle Pensionäre, wo denn der Jüngste durch den Appetit der Größeren und Stärkeren leicht Einbuße erleiden konnte; im übrigen ließ man sie auf ihrer Stube, die zum Schaden der häuslichen Arbeiten wol auch von den Kindern des Hauses häufig besucht wurde, ihr Wesen treiben wie sie wollten. Leider waren die Ferien damals gar kurz bemessen und konnten von den entfernteren nur zum geringsten Theile zur Heimkehr ins Elternhaus benutzt werden; man hatte Ostern, Pfingsten, Michaelis je 8 Tage, Weihnachten 10, im Juli 14 Tage. Von den Pfingstferien wäre genau die Hälfte durch Hin- und Herreise von Stolp draufgegangen. Als nun aber endlich der ersehnte Tag der „großen Ferien" angebrochen war und plötzlich Vaters wolbekanntes Gefährt, von dem wolbekannten Freunde der Kinder des Hauses — dem alten Kutscher geführt, vor der Schumacherschen Wohnung hielt, um unsern Gymnasiasten zu den harrenden Eltern heimzuholen: da bemächtigte sich seiner eine solche freudige Bewegung, ein solches Gefühl der hergestellten Vereinigung mit der Familie, als deren Vertreter ihm vorläufig der Kutscher erschien, daß er in jubelnder Verwirrtheit ihm die Hand küßte, eh er sich in den Wagen schwang.

Der Aufenthalt bei den Eltern, Geschwistern und Freunden

Zeit bereits begonnen, als Rudolf Stier die Anstalt bezog. Im Jahre 1811 wüthete die Ruhr in der Stadt und beeinträchtigte die Regelmäßigkeit des Unterrichts nicht wenig, auch die starken Durchmärsche nach Rußland störten begreiflich sehr; im April 1812 mußte das Schulgebäude sogar geräumt werden, weil es zum Lazaret bestimmt worden war, und wurde erst im Juni zurückgegeben. Der Rückzug der Franzosen brachte Anfang 1813 Nerven= und Lazaretfieber hervor. Bald darauf erfolgte der Königliche Aufruf; fünf aus Prima, sechs aus Secunda, selbst vier aus Tertia und Quarta folgten dem Rufe zu den Waffen. Da verband man nun die drei noch übrigen Primaner mit den besten Secundanern zu einer sogenannten Vorbereitungsprima, und ebenso zehn Tertianer mit den übrigen Secundanern — was besonders bei der oben angegebenen Vacanz des Lehrers von Tertia den Unterricht zu erleichtern schien, insofern aber entschieden schadete, als die gerade eintretenden provisorischen Lehrer die vorgefundenen Zustände als die normalen ansahen und Secundaner in Bezug auf die wissenschaftlichen Ansprüche eben als Tertianer behandelten.

Unter solchen Umständen trat Rudolf Stier in das Gymnasium ein, und es ist begreiflich, daß ihm, der schon als zehnjähriger Knabe den Horaz übersetzt hatte, der größtentheils für den damaligen Tertianerstandpunct zurechtgemachte Unterricht wenig Genuß brachte, zumal seit er von einem noch nicht geübten Candidaten ertheilt wurde. Einen wirklichen Freund wie seinen Hermann in Stolp suchte er vergebens unter den neuen Mitschülern wie unter den Genossen seiner Stube; der letzteren waren drei, große und starke Tertianer, die mit dem zarten, eigentlich noch im Kindesalter stehenden Zukömmling manchen nicht eben feinen Spaß trieben, um so ihren Aerger über seine oft genug hervortretende Geistesüberlegenheit zu compensieren. Eine Haupt=

rolle spielte dabei der große Stubenkamin als eine Art Burgverlies. Rudolf mußte sich natürlich bald zurückgestoßen fühlen durch den ganzen unter den Gymnasiasten herschenden Ton — auch abgesehen von den vielen Ungesetzlichkeiten, die er bald mit ansehen mußte, und sehnte sich schmerzlich nach dem Elternhause zurück. Das Schumachersche Haus ersetzte ihm dasselbe begreiflicherweise nur unvollkommen; es gewährte die Kost, freilich ohne auf besondere Zu- und Abneigungen des kleinen Stolper dieselbe Rücksicht zu nehmen wie es die mütterliche Küche daheim wol gethan hatte, vermuthlich auch nur in Gesammtportionen für alle Pensionäre, wo denn der Jüngste durch den Appetit der Größeren und Stärkeren leicht Einbuße erleiden konnte; im übrigen ließ man sie auf ihrer Stube, die zum Schaden der häuslichen Arbeiten wol auch von den Kindern des Hauses häufig besucht wurde, ihr Wesen treiben wie sie wollten. Leider waren die Ferien damals gar kurz bemessen und konnten von den entfernteren nur zum geringsten Theile zur Heimkehr ins Elternhaus benutzt werden; man hatte Ostern, Pfingsten, Michaelis je 8 Tage, Weihnachten 10, im Juli 14 Tage. Von den Pfingstferien wäre genau die Hälfte durch Hin- und Herreise von Stolp draufgegangen. Als nun aber endlich der ersehnte Tag der „großen Ferien" angebrochen war und plötzlich Vaters wolbekanntes Gefährt, von dem wolbekannten Freunde der Kinder des Hauses — dem alten Kutscher geführt, vor der Schumacherschen Wohnung hielt, um unsern Gymnasiasten zu den harrenden Eltern heimzuholen: da bemächtigte sich seiner eine solche freudige Bewegung, ein solches Gefühl der hergestellten Vereinigung mit der Familie, als deren Vertreter ihm vorläufig der Kutscher erschien, daß er in jubelnder Verwirrtheit ihm die Hand küßte, eh er sich in den Wagen schwang.

Der Aufenthalt bei den Eltern, Geschwistern und Freunden

that nun auch bald das seine, über die Unannehmlichkeiten des Neustettiner Lebens etwas zu trösten und zu beruhigen, zumal die Mutter manchen Uebelständen abzuhelfen hoffte. Sie begleitete ihren Sohn (wie auch später in der Regel) selbst wieder in die Gymnasialstadt zurück, stattete ihn mit Mundvorräthen in Reserve aus und sorgte durch gute Trinkgelder an die Dienstboten für fortdauernde Bereitwilligkeit gegen die Wünsche des Pensionärs. Allmählich wurde dieser nun auch im Orte heimischer, lernte bessere Kameraden kennen, fand an der Umgegend Gefallen, unterließ es namentlich nicht, den Justizrath Brückner in dem benachbarten Galow am schönen Vilmsee von Zeit zu Zeit aufzusuchen, wo sein Vater auf Dienstreisen einzukehren pflegte, und — lernte eben nach Schülerart das Unbequeme leichter nehmen.

In der Klasse hatte er sich natürlich den Lehrern bald gründlich empfohlen, und so trug man Michaelis 1814 kein Bedenken, ihn neben dem auch nur erst funfzehnjährigen Ernst Großheim nach Prima zu setzen — oder vielmehr diese Klasse aus beiden erst neu zu bilden. Rector Lentz schreibt darüber folgendermaßen (21. 7. 1817): „Durch den Abgang von 7 Primanern zur Universität im Jahre 1812 und durch die Genügung des an die vaterländische Jugend ergangenen Aufrufs Sr. Maj. des Königs zur Vertheidigung des Vaterlandes wurde die erste Klasse Johanni 1813 ganz aufgelöst, und aus den andern Klassen folgten so viele dem hohen Rufe, daß Weihnachten nur 74 und unter diesen 26 auswärtige übrig geblieben waren. Doch konnte aus diesen Michaelis 1814 eine Prima, wenn gleich nur aus 3 (2?) Mitgliedern bestehend, von Neuem errichtet werden, und die Anstalt trat wieder, aber freilich nur auf eine sehr kurze Zeit, in ihre vorherige Ordnung."

In dieser Klasse endlich wurden die Zöglinge des Neu=

stettiner Gymnasiums mit Virgil und Horaz, Ciceros Reden und der „Geschichte der alten Philosophie" nach Gedike (M. Tullii Ciceronis hist. phil. antiquae), mit Xenophon, Theophrast, Herodot, Thucydides (nach Gesners Chrestomathie), endlich mit Homers Ilias bekannt gemacht; und erhielten Anweisungen über die verschiedenen Arten des lateinischen Stils, während zum Lateinsprechen nie auch nur der Versuch gemacht wurde. Fürs Lateinische mußten in Prima sieben, fürs Griechische vier wöchentliche Lectionen ausreichen, da 1 der Logik, 1 der Naturgeschichte, 2 der Geschichte, 2 der Geographie und Statistik, 3 der Mathematik, 3 der Religion, 3 dem Französischen, endlich 2 dem Deutschen, d. h. der Anleitung zu „anständiger und freimüthiger Action und Declamation," gewidmet waren. Die Lectüre der Alten interessierte nun allerdings unsren eben eingetretnen Primaner sehr, wie jedes ihm neuerschlossene Gebiet; er war bald heimisch darin, und waren ihm die Hexameter seit geraumer Zeit aus Ovid geläufig, so liebte er es nun, den Homer mündlich im selben Versmaße ex tempore zu übersetzen. Aber es fehlte auch nicht an Beschränkungen und Hemmnissen seiner Lernlust. Der Unterricht in einer auf zwei Schüler beschränkten Klasse wirkt nicht leicht ermuthigend auf den Lehrer, da man statt des gewünschten vollen Auditoriums sich in eine Privatstunde versetzt glaubt. Dieß trat auch beim Rector Lentz hervor, welcher übrigens darin die Erlaubnis für sich fand, die Zuhörerzahl nach Umständen durch Hinzunahme seiner allerdings gewandten, selbst nicht ungelehrten Tochter zu vermehren. Dazu kamen manche Eigenheiten des Lehrers und die, wie bereits angedeutet, durch die Zeitereignisse theilweise erklärte Abnahme seiner Geistesenergie. Rector Lentz liebte grammatische Gründlichkeit: in Einer Homerstunde sollen bisweilen nur zwei Verse übersetzt worden sein, weil grundsätzlich jedesmal alle Regeln, auf welche zurückzugreifen

irgend Anlaß war, repetiert wurden; natürlich konnte so ein Gesammteindruck der Dichtung nicht gewonnen werden. In der Geographie blieb er auch 1815 noch (vielleicht noch über den Tag von Waterloo hinaus) dabei, Deutschlands Eintheilung nach den drei Gruppen Oesterreichs (ohne Tirol), Preußens (bis zur Elbe westlich) und des Rheinbundes vorzutragen; es war nun gar zu unbequem, die durch den Krieg von 1813 und 14 herbeigeführten in Paris und Wien vielleicht nur vorläufig gesicherten Aenderungen der Karte Europa's sich einzulernen und in den Schulunterricht aufzunehmen, während andererseits es früher bequemer gewesen war, für das deutsche Reich von 1802 mit seinen anderthalbhundert Staaten die Napoleonische Umgestaltung desselben einzutauschen.

So war Rudolf denn auch hier in Neustettin wieder vielfach auf eigene Thätigkeit ohne recht genügende Leitung angewiesen, und übte sie reichlich in den Mußestunden, von denen er noch einen Theil zu Privatunterricht benutzte — wie er denn u. A. einen jungen Schreiber auf Amt Galow durch Nachhülfe im Lateinischen für den Eintritt in Tertia befähigte. Derselbe studierte später Jura und ist seiner Zeit in höhere Aemter vorgerückt. Rudolfs Mitschüler empfanden, namentlich seit er in Prima saß, seine geistige Ueberlegenheit und hatten großentheils Grund, seine ihrerseits wolverdienten Sarkasmen zu fürchten. Kein Wunder, wenn der durch Geist und Wissen bei großer Jugend so hervorragende, äußerlich an dem blühenden Gesicht, der goldgestreiften Marinemütze und der blauen Litefka leicht zu erkennende Sohn des Steuerraths in der ganzer Stadt wol bekannt und auch auf benachbarten Gütern gern gesehen war — ganz besonders eben immer in Galow, wo im Sommer wenigstens die benachbarten Wiesen und Waldpartien so schöne Räume zu Gesellschaftsspielen junger Leute boten.

Dreiviertel Jahre gehörte er der Prima an, als sein einziger Klassengenosse, welcher Medicin studieren wollte, durch den erneuten Aufruf zu den Fahnen sich veranlaßt fand, die Gelegenheit warzunehmen und sich sofort zur Königl. Pepiniere zu melden. Obgleich es sonst nicht Sitte ist, eine Klasse durch Wegschicken der fähigsten Schüler ohne ein Vergehen seitens derselben tot zu machen: hielt man es damals in Neustettin doch für unthunlich, den Unterricht mit einem einzigen Primaner fortzusetzen, zumal einem solchen, der das Meiste von sich selbst lernte und nicht allzuselten durch kühne Fragen oder gar durch Mehrwissen den Lehrer in Verlegenheit setzte. Kurz, Rudolf Stier erhielt vom Rector den amtlichen Rath, sich nach einem andern Gymnasium umzusehen. Begreiflicherweise wäre das seinem Vater damals schwer genug gefallen; derselbe beschloß daher, vermuthlich nach nochmaliger Rücksprache mit dem Rector, seinen Sohn schon jetzt ebenfalls die Universität beziehen zu lassen.

Hierzu war seit 1812 eine besondre Maturitätsprüfung erforderlich, welche entweder vor den Lehrern des Gymnasiums, wenn man ein solches besucht hatte, oder wenn man privatim vorbereitet worden war, vor der (gemischten) akademischen Prüfungscommission abzulegen war. Indeß jene Zeit war einer strengen Durchführung der neuen oder doch neueingeschärften Bestimmung nicht günstig, zumal da von den Commissionen die auf höheren Befehl allen aus dem Kriege zurückkehrenden Gymnasiasten gewährte nachsichtige Beurtheilung des Kenntnisstandes zum Theil noch weiter ausgedehnt wurde. Stier wünschte nun seinerseits, wie es in der Ordnung war, sofort in Neustettin die Abiturientenprüfung zu bestehen; allein sei es daß man durch Reiferklärung eines dreivierteljährigen Primaners ein übles praecedens zu schaffen fürchtete, oder daß man um eines einzelnen willen kein Examen anstellen mochte — kurz, man rieth ihm, sich noch

ein Vierteljahr in Stolp privatim vorzubereiten und dann in Berlin prüfen zu lassen. Mit einem kurzen ziemlich nichtssagenden Abgangszeugnisse ausgerüstet kehrte er dann ins Elternhaus zurück, im Großen und Ganzen wenig befriedigt von diesem Schlusse seiner mit so großen Erwartungen begonnenen Gymnasiallaufbahn. Auch der Leser wird es für die Folge festhalten müssen, eine wie mangelhafte philologische Vorbildung Stier im Vergleich mit andern Theologen zur Universität gebracht hat, auf welcher er dann (wie wir sehen werden) geneigt war, alle andern Lücken eher auszufüllen als grade diese. Leider sollte auch seinem Eifer, die Universität zu beziehen, durch ein äußeres Hemmnis vor der Hand noch ein Zaun angelegt werden; schon war Abschied genommen, und mit der Post bereits die Mittagsstation des ersten Reisetages erreicht: da widerfährt ihm beim Essen im Posthause das Misgeschick, daß er das Messer fallen läßt, rasch danach greift, um es noch im Fallen zu erhaschen, und es sich dabei tief in die Handfläche stößt. Natürlich mußte umgekehrt und die Wunde erst in Stolp einigermaßen geheilt werden, bis Stier dann im October die Reise zum zweiten Male antreten konnte. Die Maturitätsprüfung, unsern heutigen fast nur dem Namen nach zu vergleichen, obwol seit dem 12. October 1812 verschärft, wurde bestanden — insofern mit Ehre, als er bei den sogenannten Clausur-Arbeiten ohne alle Hülfsmittel arbeitete, während alle andern Examinanden die Taschen sich damit nicht umsonst vollgepfropft hatten; doch wurde auch ihm von dem Vorsitzenden, Consistorialrath Nolte, nur die zweite der drei damals üblichen Nummern zuerkannt — die übrigen Examinatoren waren Böckh, Erman, Snethlage und Bernhardi. Es ist, wie wir sehen werden, zeitlebens das einzige Examen geblieben, das ihm abgenommen worden ist. Am 24. October des Jahres wurde er denn endlich (vir juvenis praenobilissimus Ewaldus Rudolphus Stier

Polonus heißt es in der Matrikel) als Student der Rechte unter Eichhorns Decanat von Schleiermacher als Rector immatriculiert.

Zweites Kapitel.

Die ersten Universitätsjahre in Berlin, Michaelis 1815 bis Ostern 1818.

Man vergegenwärtige sich hier einen Augenblick die damaligen Verhältnisse der seit 1807 allmählich vervollständigten, 1810 förmlich begründeten und rasch auf Kosten Frankfurts sowie andrer benachbarten Colleginnen herangewachsenen Universität. Sie genoß in ganz besonderem Grade die Gunst des Königs und seiner damaligen Minister, und hatte ohnehin den großen Vortheil, sich an die längst in Berlin bestandene Akademie der Wissenschaften anlehnen zu können. Alle Fächer waren mit Lehrern von anerkannter Tüchtigkeit und größtentheils noch jugendlicher Rüstigkeit besetzt. In der theologischen Facultät stand Schleiermacher voran, damals zugleich (reformierter) Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und im Unterrichtsministerium als Departementsrath thätig, auch als akademischer Lehrer schon in Halle vorher bewährt und fast durch das ganze protestantische Deutschland bereits bekannt. Neben ihm, dem noch nicht funfzigjährigen, wirkten als jüngere Genossen Dewette, Marheineke und als der letzthinzugekommene Neander. Die Juristische erfreute sich eines Schmaltz (Scharnhorsts Schwager), Savigny, Eichhorn, Biener, Göschen; die Mediciner eines Rudolphi, Hufeland, Gräfe, Reil, Froriep; die philosophische Facultät hatte einen

Wolf, Bekker, Lichtenstein, Weiß, Rühs, Solger, Böckh — bis vor kurzem noch einen Fichte, aufzuweisen.

Die Professoren hielten, zum Theil trotz mannigfacher Nebenämter, fleißig Vorlesungen, einige wie Schleiermacher 16—18 Stunden wöchentlich; aber auch neben diesen wurden dem vor Gründung der eigentlichen Universität bestandenen Brauche gemäß, noch vielfach öffentliche Vorträge für ein gebildetes oder Bildung suchendes Publikum gehalten und zahlreich besucht.

Was die Studenten betrifft, so hatten zwar anfangs die von andern Universitäten nach Berlin übersiedelnden ihren Brauch und Ton mit allen Eigenheiten herüber zu verpflanzen versucht; es war ihnen das aber nur zum Theil geglückt. Die schroffe Abschließung der Landsmannschaften gegen einander wie gegen andre, der Terrorismus derselben über alle nicht ihnen angehörende, war nicht durchgedrungen; nicht bloß weil die Hauptstadt mit ihrem zahlreichen Beamten- und Handelsstande, neben dem sich der akademische Bürger unmöglich wie in den kleinen von der Universität lebenden und zehrenden Städten geltend machen konnte, von vornherein einen andern Charakter des Burschenlebens verlangte, sondern namentlich weil Berlin in jenen Zeitläuften halb insgeheim halb öffentlich der Herd der edelsten und eifrigsten Bestrebungen für Befreiung des Vaterlandes von französischer Knechtschaft geworden war. Hier hatte Fichte seine „Reden an die deutsche Nation“ gehalten, hier war zwei Jahre später Fr. Ludw. Jahn mit der Handschrift seines „deutschen Volksthums“ eingewandert, zunächst um die festliche Rückkehr des schwergeprüften Königspaares am 23. Decbr 1809 mitanzusehen, von welcher die Vaterlandsfreunde schon mehr hofften, als die noch so trübe Zeit zu gestatten schien. Bald darauf erschien jenes merkwürdige Buch gedruckt, trotz mancher abenteuerlichen Ideen und trotz der zahlreichen Censurlücken immer noch durch seine

urkräftige Sprache wie durch den Felsensinn der Hoffnungen für das Vaterland von dem gewaltigsten Einflusse auf die damalige Stimmung des Volkes. Aber Jahn war nicht der Mann, nur von der Studierstube aus als Gelehrter zu wirken; seine eigenste Aufgabe war der lebendige Umgang mit der Jugend. Er hatte nicht gar lange nach seiner Ankunft in Berlin an der pestalozzischen Lehranstalt Plamanns (wo auch Friesen und W. Harnisch unterrichteten) eine Lehrerstelle erhalten, deren Kreis ihm freilich bald zu beschränkt erschien; auch andre Gründe kamen hinzu, daß er noch in jenem Jahre 1810 das von Vieth und Gutsmuths kurz zuvor neubelebte Turnen in Berlin auf seine Weise einführte und zu einer großartigen Erziehung der männlichen Jugend für die Befreiung des Vaterlandes erweiterte.

Im Frühjahr 1811 hatte er den ersten Turnplatz Preußens in der Hasenhaide eröffnet, und von da ab (statt der bisherigen ungeregelten Spaziergänge mit soviel Knaben als sich ihm grade anschließen wollten) regelmäßige Leibesübungen mit einer bestimmten Schaar von Knaben und Jünglingen, besonders Studenten, öffentlich vor Jedermanns Augen zu treiben begonnen — dabei aufs thatkräftigste unterstützt von Friesen, Harnisch und E. Eiselen. Aber diese Uebungen sollten ihm zugleich dazu dienen, seinen Plan zur Erneuerung des Deutschen Volkes von Grund aus durchzuführen. Die kleine um ihn versammelte Turngemeinde sollte zugleich den Kern der neuen Jugend bilden, von deren selbständiger, vollkommen neugearteter Erziehung auch Fichte das Heil des Vaterlandes erwartete, indem er die Alten preisgab. Darum bemühte sich Jahn, Verachtung aller welschen d. i. insbesondere französischen Unsitte und Sprache einzuprägen, zu Mäßigkeit und Sittenreinheit, zu Willens- und Leibesstärke, zu echtdeutschem Sinne und reindeutscher Rede mit allem Ernste — ja wol auch mit scharfer Derbheit heranzubilden und so einen

Stamm des deutschen Volksheeres zu gewinnen, der jederzeit bereit wäre, auf Königsruf den Kampf gegen den Erbfeind und seine Schergen aufzunehmen.

Die heißersehnte Zeit war gekommen, eher, als manche es vermuthet hatten. Das Frühjahr 1813 hatte Jahns Turner sämmtlich, und in und mit ihnen den größten Theil der Berliner Studierenden, ins Feld gerufen und die Lehrsäle der eben erst erblüheten Hochschule verödet. Das war jene frequentissimarum scholarum fausta infrequentia. Erst im Sommer 1814 waren die ausgezogenen jungen Streiter allmählich wieder zu ihren Studien zurückgekehrt, manche als Officiere, nicht wenige mit dem eisernen Kreuze geschmückt. Am 9. Februar 1815 war das Fest der Erinnerung an diese kriegerische Erhebung der Studenten von der Universität feierlich begangen worden — da hatte am 7. April Friedrich Wilhelm III. sie noch einmal zu den Waffen rufen müssen. Aber so bald auch Napoleons Stern für immer erbleichte — die verbündeten Fürsten durften ihre Heere nicht sofort wieder entlassen, und wie im Jahre 1813, so war auch zu Michaelis 1815 die Immatriculation zu Berlin eine sehr spärliche. Im ganzen nur 126 — meist Nichtpreußen — fanden sich dazu ein, während es früher schon die doppelte Zahl erreicht hatte, nur 17 Philosophen, 12 Theologen, 53 Juristen.

Je mehr aber der siegreichen Kämpfer zurückkehrten, desto deutlicher trat die völlige Umwandlung des akademischen Geistes zu Tage, die ich nicht anstehe mit Worten eines berühmten Zeitgenossen hier kurz zu malen. Der Ernst des Lebens und des Todes war ihnen entgegengetreten und hatte sie ergriffen; reineren Gedanken und Grundsätzen war die frühere akademische stumpfe Sittenlosigkeit gewichen, edle und kräftige vaterländische Lieder fingen an, die früheren erbärmlichen Studentenlieder zu verdrängen. Die erwachte und im Kriege erstarkte

Vaterlandsliebe jener Freiwilligen sehnte sich nach Einheit und Einigkeit Deutschlands. Die einander anfeindenden Landsmannschaften erschienen nun vollends verwerflich als Feinde jener erstrebten Einheit. Mit der Vaterlandsliebe erwachte zugleich die Ehrfurcht gegen das Christenthum; ein wenn auch noch unklares, unentwickeltes Gefühl, daß Deutschland ohne Christenthum vernichtet und verloren ist. War doch „Mit Gott für König und Vaterland" der Wahlspruch im Kriege. Es war nicht zu verwundern, wenn Jünglinge, die männlich für das Vaterland gefochten, nach dem Kriege Gedanken hatten, wie das befreite, geweiht durch das Märtererblut der in den Schlachten gefallenen, nun gereinigt und erneuert hervorgehen solle; auch das war nicht zu verwundern, daß die in jugendlichen Kreisen gepflogenen Berathungen und Erörterungen öfter etwas heißblütig und ungeduldig erschienen. Hatte doch der Wiener Congreß und sein Gebahren bereits angefangen, auch bei den besonnensten Männern gerechtes Mistrauen zu wecken, ob die Ernte der blutigen Saat auch nur annähernd entsprechen werde. In Berlin insbesondre war bereits ein Same des Argwohns und der Zwietracht gestreut worden, der später so arge Früchte tragen sollte. In demselben Monat August des Jahres 1815, in welchem der akademische Rector Solger als Festredner des Königlichen Geburtstages den Hoffnungen und Wünschen für eine das Herscherhaus mit dem Volke für immer in männlicher Freundschaft verbindende Reichsverfassung einen warmen Ausdruck verlieh, war ein andrer hervorragender Docent der Hochschule, der oben erwähnte, den Idealen jener Zeit wenig zugängliche Jurist Schmaltz, unbedacht genug gewesen, in einer kleinen Schrift, die aber Aufsehen erregen sollte und (hinreichend) erregte, dringend zu warnen vor politischen Vereinen und „fluchwürdigen Verbindungen, welche Zwecke im Innern ohne des Königs Willen

durchsetzen wollten, vor deren pöbelhaften Schmähungen und ihren Declamationen über eine Vereinigung des ganzen Deutschlands in einem Repräsentativsystem" u. s. f. So offenkundig auch vor aller Welt die literarische und moralische Niederlage war, welche der genannten Schrift und ihrem Verfasser alsbald wurde: so blieb doch namentlich an höchster Stelle ein böser Same des Mistrauens zurück, welcher viel, unendlich viel Edles von vornherein gehemmt hat.

All das wogte damals in der Berliner Universitätswelt auf und ab, und allerdings nicht in ihr nur, sondern mehr oder minder in all den Kreisen, welche durch Anlage und Beruf, durch Männer von hervorragend geistiger Bedeutung oder durch die lebendige Theilnahme an dem kaum beendeten Kampfe in ähnlicher Weise erregt waren. Aber wir dürfen freilich auch nicht vergessen, daß sehr ausgedehnte Kreise, namentlich die eigentliche Sphäre der altpreußischen Beamten, verhältnismäßig wenig von jenem Wehen eines neuen Geistes empfanden, vielmehr noch vorherschend im alten Gleise sich zu bewegen fortfuhren und an der allgemeinen geistigen Erhebung des Volkes mehr nur einen äußeren, sozusagen mechanischen Antheil nahmen.

Damals also trat der funfzehnjährige Rudolf Stier in die Berliner Studentenwelt ein. Leider fließen die Quellen über jene ersten Jahre so überaus spärlich, daß wir uns fast nur mit Hülfe der Phantasie ein Bild von seinem damaligen Treiben entwerfen können. Von seinen Eltern treulich an die Berliner Verwandten empfohlen, namentlich an den Kriegsrath Stier, dessen ältester Sohn Gustav damals aber erst etwa 8 Jahre zählte, fand er in diesem Kreise, wo noch manche andre Verwandten verkehrten, die freundlichste Aufnahme und (so weit er sie leiden mochte) Anleitung, namentlich an der Tante eine mütterlich für ihn besorgte Freundin. Bald nahm er auf längere Zeit seine

Wohnung in einem bescheidenen Dachstübchen des Hauses Markgrafenstraße 9, das gewissermaßen als Stammhaus des dortigen Familienzweiges gelten darf; außerdem war er während der ganzen Berliner Zeit an mehreren Wochentagen regelmäßiger Mittagsgast des Hauses und brachte natürlich auch manchen Abend daselbst zu. Bot schon der Verkehr mit dieser Familie, deren Töchter [eben heranwuchsen vielfache Unterhaltung: so fehlte es auch im weiteren nicht an Zerstreuung, da der genannte Onkel die Geselligkeit sehr liebte und seinen munteren Neffen auf alle Weise in die Freuden der Hauptstadt einzuführen sich bemühte. In der That schien dieser an all dem Treiben, den zahlreichen Bällen, Gesellschaften u. s. w. nicht wenig Gefallen zu finden, wie er andrerseits auch überall gern gesehen wurde. Wahrhaft geistesbildenden Verkehr, wenigstens nach der wissenschaftlichen Seite, fand er hier freilich nicht allzuviel, doch nahm sich u. a. der Kriegsrath K. Müchler, damals als Dichter nicht unbekannt und kurze Zeit später Mitherausgeber des „Freimüthigen für Deutschland", des talentvollen jungen Mannes an, ließ sich seine poetischen Versuche zeigen und besprach sie mit ihm, verlangte und erhielt auch später von ihm Beiträge für seine Zeitschrift. Welch reiche Geistesnahrung bot sich aber auch sonst in der Hauptstadt dem Jünglinge aus der Provinz, der bis dahin fast von der ganzen neueren Poesie weder unsers eignen Volks noch der andern modernen Literaturen etwas ordentliches zu sehen bekommen hatte, nun aber mit außerordentlichem Eifer alles dessen, was irgend auf diesen Gebieten bedeutend war, sich zu bemächtigen suchte. Vor allem zogen Jean Paul und Tieck an; mit dem letzteren, dessen Phantasus damals grade erschien, wurde er gelegentlich auch persönlich bekannt. Dieser war es wol auch, der ihn auf Shakespere hinwies. Mit der größten Energie trieb er alsbald, mit Benutzung der früher in

Stolp von Schiffscapitänen erlernten Brocken, das Englische lediglich zu dem Zwecke, jenen großen Briten zu lesen, und war bald heimisch darin.

Was die Vorlesungen betrifft, die er besuchte, so beschränkte er sich natürlich nicht auf die meist trocknen der juristischen Facultät, obwol er auch diesen ein Interesse abzugewinnen wußte; namentlich machten Savignys Vorträge auf ihn Eindrücke. Aber im Ganzen liebte er es in den beiden ersten Semestern, überall zu hören, wo er sich grade durch die Person des Lehrers oder den Gegenstand angezogen fühlte und sich geistigen Gewinn versprach, zum Theil auch nur, um eben ein ihm bisher völlig unbekanntes Gebiet einigermaßen kennen zu lernen. Er hospitierte mit demselben Eifer eine Zeitlang in einer Vorlesung über Festungsbau, über Experimentalphysik u. dergl., wie er sonst über tiefere philosophische Probleme bei Solger hörte. An diesen schloß er sich nämlich sehr bald und noch zu einer Zeit an, wo derselbe nur wenige Zuhörer zählte, ja, wo man diese ziemlich allgemein mit zweifelhaften Seitenblicken anzusehen und zu den Schwärmern zu rechnen pflegte. Da Stier zudem den richtigen Weg wählte, ihm persönlich nahe zu treten und auf Spaziergängen u. dergl. das in den öffentlichen Collegien gehörte zu ergänzen und zu erweitern suchte: so hatte er viel Gewinn von ihm und konnte später zugleich mit gutem Gewissen eine Anzahl Freunde auf Solger als den einzigen Philosophen hinweisen, der den rechten Weg gehe; in der That waren seine Vorlesungen zwei drei Jahre später ungleich mehr, ja sogar sehr zahlreich besucht. Schon um dieses Einflusses willen, den Solger auf Stiers erste Bildung gehabt hat, müssen wir hier noch ein Paar Worte über ihn hinzufügen. Er war 1811 von Frankfurt aus nach Berlin berufen worden, um an ihm ein geeignetes Gegengewicht gegen Fichte zu haben; streng genommen kein Naturphilosoph,

obwol mit Schelling verwandt und sehr geeignet, in dessen Richtung einzuführen; vor allem aber fand die geoffenbarte Religion, die Kunst und insbesondere die Poesie, volle Berücksichtigung bei ihm. Seine Bemühungen für Uebertragung und Erklärung der altgriechischen Dramen sind bekannt, weniger (viel weniger als er sollte) sein 1815 eben erschienener „Erwin, Gespräch über das Schöne und die Kunst.“ Was sich aus diesem dem Leser ergibt, mußte natürlich dem Schüler, der ihm in persönlichem Umgange nahetrat, noch viel deutlicher werden: seine ungemeine Belesenheit in den Alten wie in den romanischen Literaturen und im Englischen, seine Klarheit neben dieser Vielseitigkeit, das Maß im Urtheil und die Geschicklichkeit im Verstehen der Meinungen anderer. Ludwig Tieck, mit dem Solger bekanntlich sehr befreundet war und seine Gedanken gern austauschte, sagt über ihn:

„Seine Freundlichkeit war herzgewinnend. Nur wenigen Menschen war dieser Zauber der Sprache verliehen. Auch dem Uneingeweihten sprach er klar und faßlich über schwierige Gegenstände. — Wie sehr er gläubiger Christ war, zeigt jedes Wort seiner Schriften. — Als Gatte, Vater, Freund, Lehrer und Staatsbürger wird man seinen Namen immer als Vorbild zur Nachahmung nennen und preisen können. — Ob ihn viele, seit es Philosophen gibt, an Tiefe oder Vielseitigkeit erreicht, oder gar übertroffen haben, wie er sich zur Mitwelt und Nachwelt verhielt, was er gefördert und angeregt, wie unentbehrlich er geworden, mögen die Edeln der Nachwelt entscheiden.“

Es ist nach all dem, was hier ein Freund über den verewigten sagte, auch wenn es eben ein **Freund** sagte, wol erklärlich, daß er die Jugend in solchem Maße anzog, wie er eben auch Rudolf Stier anzog; vielleicht ist es kein großer Irrthum, ihn mit Emil **von Schaden** in Erlangen zu vergleichen, der auf uns jüngere einen so bedeutenden Eindruck gemacht hat.

Ob Stier gleich anfangs nähere Freunde unter seinen

Commilitonen fand, und welche dieß waren, ist unbekannt. Es war wol mehr äußere Bekanntschaft, welche ihn mit einigen Pommern verband und beinahe veranlaßt hätte, in die Landsmannschaft Pomerania einzutreten, welcher diese angehörten und für die sie ihn schon so ziemlich zu gewinnen gewußt hatten. Der nächste Grund, der ihn noch abhielt, war die Verpflichtung zum täglichen Besuche des Fechtbodens; diese Ausbildung des Körpers schien ihm mit Recht zu einseitig; zudem hatte er das Gefühl, daß er bei seiner äußerst zarten und schmächtigen, ja wie es schien schwächlichen Leibesbeschaffenheit (nach seiner Angabe ist er während der beiden ersten Studentenjahre noch beinahe um anderthalb Kopf gewachsen) im Fechten auf jeden Fall den kürzeren ziehen, auch die Uebungen gar nicht aushalten würde.

Aber eben weil er diesen Mangel lebhaft empfand, fühlte er sich bald verpflichtet, das ihm mögliche zu versuchen, um seinen Körper abzuhärten und zur Ertragung aller Strapazen zu befähigen. Vermuthlich wurde er sehr bald von andern Freunden auf Jahn und dessen Bestrebungen aufmerksam gemacht, doch ist kaum anzunehmen, daß er ihm früher als im Sommer 1816 nahetrat; die Kreise, in denen er sich vorzugsweise bewegte, mochten ihn eher mit Mistrauen gegen jenen seltsamen Mann erfüllen. Da erschien dessen Turnbuch unter dem Titel „Die deutsche Turnkunst zur Errichtung der Turnplätze, dargestellt von J. und Eiselen,“ und ungefähr gleichzeitig damit H. Marheinekes „Geschichte der teutschen Reformation,“ welches Werk bekanntlich damals besonders durch die Bemühungen des Verfassers, möglichst in der Sprache der Quellen und namentlich in Luthers eigner Sprache zu reden, auffiel. Auch auf Rudolf Stier machte es einen gewaltigen Eindruck, umsomehr als derselbe sich bis dahin sehr wenig um Specialia der Kirchengeschichte, ja um diese überhaupt gekümmert haben mochte. Ob die

am 18. Juni d. J., dem Jahrestage der Schlacht bei Belle-Alliance stattgehabte Gründung der Jenaischen Burschenschaft, so freudig sie auch in Jahns Kreisen aufgenommen werden mochte, in den Kreisen, in denen Stier sich noch bewegte, sofort die rechte Würdigung erfuhr, ist wol zweifelhaft; sicher aber bildete dieß Ereignis häufig den Gegenstand ernsten Redestreits und gewann allmählich auch in seinen Augen große Bedeutung. Das was jetzt in ihm vorging, zum Austrag zu bringen, diente eine zunächst von der Familie gegebene Veranlassung. Seine Eltern waren mit einem Theile derselben zum Besuche nach Fraustadt gereist, um bei dem ehrwürdigen, auch von Rudolf so außerordentlich geschätzten Großvater Langner ein Familienfest zu feiern. Der Berliner Student war dazu nicht eingeladen worden, wol um die Kosten zu sparen, hatte auch seinerseits kein Reisegeld, um die theure Postreise zu bezahlen. Aber die Sehnsucht dabei zu sein wurde in ihm immer mächtiger, je näher der ihm bekannte Termin herankam; mit geringer Baarschaft machte er sich plötzlich zu Fuße auf, und gelangte in der That nach einem Riesenmarsche, dessen Folgen dann in längere Zeit geschwollenen Füßen sich offenbarten, obwol in später Dunkelheit, wo den des Weges unkundigen der runde weiße Turm der Stadt lange geäfft hatte, noch rechtzeitig in Fraustadt an. Hier traten ihm, der unterdeß so mancherlei erlebt und beobachtet und auch über sich selbst nachgedacht hatte, der alte würdige, damals bereits 66jährige Vater seiner Mutter *), sowie der als dessen Diakonus ebendaselbst in Segen wirkende Oheim Christ. Karl Gerlach

*) Oben im Eingange des 1. Capitels bereits genannt. Er wurde im Jahre darauf zum Generalsuperintendenten der Provinz Posen ernannt und starb als solcher 1821, nachdem er 41 Jahre in Fraustadt als Prediger gewirkt hatte. Vgl. auch den weiter unten mitgetheilten Brief Rudolfs aus Fraustadt.

in einem so idealen Lichte entgegen, daß sich mehr und mehr der Entschluß in ihm befestigte, mit Aufgebung des Rechtsstudiums Theologe zu werden wie jene. Schon seit einiger Zeit hatte ihm das negative Ergebnis festgestanden, daß er sich mit der Jurisprudenz niemals recht befreunden werde; aber er konnte sich natürlich nicht entschließen, seinem Vater die bestimmte Absicht der Aenderung des Studiums auszusprechen, so lange er keine andere Facultät zu nennen wußte, in die er statt deren eintreten möchte. Daß er jetzt die theologische wählte, bewirkten allerdings nicht ausschließlich jene leuchtenden Vorbilder seiner Verwandten, sondern es wirkten noch einige andere — so weit sie überhaupt nachweisbar sind, oben angedeutete — Momente mit. Aber ein tieferes Bedürfnis, ein völliges Verständnis dessen was die Theologie sei und wolle, war es nicht, was ihn damals dazu trieb — vielmehr, wie wir jetzt im Rückblick auf den Lebensgang dieses eifrigen Arbeiters im Weinberge Gottes sagen müssen, ein dunkler, ihm selbst kaum recht bewußter Zug, aber um so unzweifelhafter ein Zug des Herrn.

Zwar ein Hindernis war noch zu besiegen, das er anfangs vielleicht unterschätzt hatte: sein Vater wollte schlechterdings nichts vom Wechsel der Facultät wissen. Mit allen möglichen Gründen suchte er seinen Sohn von dem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen, ohne etwas anderes zu erreichen, als daß dieser nur um so entschiedener die für ihn sprechenden Gründe hervorsuchte und seinen Plan verteidigte. Den von dem Vater zuletzt besonders geltend gemachten Geldpunkt, daß auf diese Art die Kosten des ersten Jahres, das ihm bei der zahlreichen Familie ohnehin schwer genug gefallen, ganz unnütz verschwendet seien und er unmöglich ihn noch länger als das nothwendige Triennium erhalten könne, wußte er am ehesten durch das Versprechen zu beseitigen, daß er ihm durch die Umsattelung durchaus keine Mehrkosten bereiten,

sondern jedenfalls, sobald irgend möglich, einen Theil seiner Unterhaltung selbst übernehmen werde. So gelang es ihm denn endlich durch fortgesetzte Beharrlichkeit die äußere Einwilligung des immer noch widerstrebenden Vaters zu erlangen. Den Mangel der Kenntnis des Hebräischen hatte er nach seiner Weise durch Selbstunterricht in überraschend kurzer Zeit beseitigt.

Am 25. October 1816 wurde er von Neander als Decan in das theologische Facultätsalbum eingetragen und belegte für dieses Semester die Vorlesungen bei Schleiermacher über Evangelium Lucas, De Wette Einleitung ins Alte Testament, Böckh Geschichte der praktischen Philosophie, endlich Solgers Logik und Dialektik. Zur rascheren Uebersicht fügen wir gleich hinzu, welche Collegia er überhaupt noch in Berlin gehört hat, nämlich im Sommersemester 1817: Psalmen bei De Wette, die drei ersten Evangelien bei demselben, und den ersten Theil der Kirchengeschichte bei Neander; im darauffolgenden Winter: Dogmatik bei Marheineke, Einleitung ins Neue Testament bei Lücke, und Grundlehren der Philosophie bei Solger. Ueber den Eindruck, den diese Vorlesungen auf ihn machten, sind wir wenig, zum Theil gar nicht unterrichtet. Wie nahe er Solger stand und welche Stücke er auf ihn hielt, ist bereits angedeutet worden; nach dem weiter oben gesagten, wird man mit Recht erwarten, daß von den Theologen zunächst Marheineke, der damals als der begeistertste Lutheraner galt, ihn am meisten anzog. Auch De Wette lernte er sehr schätzen, Neander wol erst später. Dagegen scheint es, daß er sich mit Schleiermachers Weise wenig befreunden konnte. Ein Universitätsgenosse Stiers erzählt, derselbe habe um jene Zeit geäußert: „ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, Schleiermacher zu verstehen; es half nichts, bis ich endlich auf den Gedanken kam, daß er ein Atheist sein müsse; da fiel mirs mit einem Male wie Schuppen von den Augen, und von

dem Augenblicke an leuchtete mir der Atheismus durch jedes seiner Worte durch.“ Aber auf diesen Bericht, der schwerlich wortgetreu und frei von Mißverständnis ist, wird man nicht allzuviel geben dürfen, wenn wir auch den Kern darin finden, daß Stier sich Schleiermachers Methode, in den Vorlesungen möglichst ohne jede Voraussetzung einer geoffenbarten Wahrheit zu beginnen, mit seiner religiösen Wärme in Predigten und sonst wenig zu reimen wußte, und um diesen Widerspruch in etwas erklären zu können, schließlich Mangel am Glauben eines persönlichen Gottes bei ihm annahm.

Uebrigens gibt jener Collegienkatalog nur ein unvollkommenes Bild von dem damaligen geistigen Treiben unseres Studenten, da derselbe auch als Theologe fortfuhr, daneben noch mancherlei andres zu hören, was eben nicht in den Anmeldebogen kam, und andrerseits auch die angenommenen Collegia keineswegs regelmäßig besuchte, sobald höhere Interessen damit in Conflict geriethen. Als solche galten ihm aber mehr und mehr die vaterländischen und darum auch die anscheinend reinstudentischen, insbesondere die Angelegenheiten der Burschenschaft und der Turnerei. Namentlich die Beziehungen zu Jahn hatten sich ihm bald zu den innigsten gestaltet.

Man kann das Jahr 1817 wol als die Blütezeit Jahns und seiner Ideen bezeichnen; sein Turnen hatte allmählich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und Alt und Jung, Gelehrte und Ungelehrte bewogen, um ihn sich zu versammeln.

Die Behörden unterstützten damals noch seine Bestrebungen, deren augenscheinliche Früchte das Vaterland so eben erst geerntet hatte, aufs angelegentlichste; daß es auf Abhärtung und körperliche Kräftigung der Jugend abgesehen war, mußte ihnen ebenso willkommen sein, als sein fester Wille, einen echtsittlichen Geist in die Jugend zu pflanzen — die Auswüchse Jahnscher Roheit übersah man dabei, seine Bemühungen für Reinheit und Reini-

gung deutscher Sprache wurden vielfach belächelt, aber als Jahnsche Eigenheit mit in den Kauf genommen. Nicht so von der ihn umgebenden Jugend, die durchweg mit größter Begeisterung an ihm hing und alles an ihm verehrte. Die größeren und kleineren Turnfahrten in seiner Begleitung waren auserlesene Feste, aber auch jede Turnzeit in der Hasenhaide überhaupt. Groß und Klein jubelte ihm entgegen, sobald er in weiter Ferne erblickt wurde. Mit dem Augenblicke, wo er von einer Schar umgeben auf dem Platze ankam, begannen die Spiele, deren er stets neue anzugeben wußte und zu denen jene Haide treffliche Gelegenheit bot*). Der Turnplatz war seit 1814 allmählich immer vollständiger eingerichtet worden; fehlte es noch irgendwo, war z. B. ein Geräth zu erneuern: so legte der Turnvater selbst mit Hand an, Bäume zu fällen und nach Bedürfnis zuzurichten; höchstens ein Schnupftuch schützte dabei seinen kahlen Kopf gegen die heiße Sonne. Aller Luxus und was an Verweichlichung erinnerte, war verbannt. Stier war bald eifrig dabei, und nahm theil, so weit es seine Kräfte erlaubten. Getreu den Grundsätzen der Turngemeinde warf er die Brille weg, die er bis dahin getragen, und suchte sein Auge durch Fernsicht von dem 60 Fuß hohen Kletterturme zu stärken; er gab das Rauchen auf, so viel Ueberwindung es ihn auch kostete, und blieb selbst in den Ferien dabei, als der Vater durchaus mit seinem Sohne eine Pfeife zu rauchen wünschte. Vor allem aber suchte er seinen Körper durch leichte Kleidung und Ertragung von Hitze und Kälte abzuhärten; wie er später wol erzählte, hielt er einen ganzen (allerdings schwerlich gerade strengen) Winter, obgleich er nur Turnhosen trug, ohne Heizung in seinem Stübchen aus. Die Durchführung wurde ihm

---

*) Vgl. Pröhle, Jahns Leben, S. 164 f. K. v. Raumer, Pädagogik III., 235 f.

um so leichter, da man damals grade leerstehende aber erwärmte Hörsäle in Zwischenstunden ungestört für sich benutzen konnte. Ganz besonders wirkte auf Stier die Jahnsche Kraftsprache. Der Turnvater, der schon als Schüler durch außerordentliche Belesenheit in der vaterländischen Geschichte und hervorragendes Erzählgeschick sich ausgezeichnet hatte, hielt gern bei besondern Anlässen feurige Ansprachen an die versammelten Turner, worin er stets an die Geschichte erinnerte. Am großartigsten erschien er, den ein damals ihm von Kiel ertheiltes Ehrendiplom nulli magis quam Luthero comparandus nennen durfte, wenn er über die Verdienste des deutschen Reformators und dessen Größe sprach; namentlich bei den durch Marheineke vorbereiteten Jünglingen wie Stier fielen seine Worte auf einen fruchtbaren Boden, so wenig Jahn auch im Stande war, Luthers Geist nach der tieferen religiösen Seite hin völlig zu würdigen. Und nicht solche Ansprachen allein, sondern vor allem die in den ersten Monaten des Jahres 1817 von Jahn öffentlich gehaltenen „21 politischen Vorlesungen", die (so weit es ihm möglich war zu systematisieren) als System vortrugen, was er als Leiter der Turngemeinde ausübte. Wenn er damals u. a. sagte „wer seinen Kindern die französische Sprache lehren läßt, ist ein irrender; wer darin beharrt, sündigt gegen den heiligen Geist; wenn er aber seinen T ö c h t e r n Französisch lehren läßt, so ist das eben so gut, als wenn er ihnen die Unzucht lehren läßt": so erschien das mit Recht manchen Familienvätern als Uebertreibung, aber auch nur diesen, während Stier äußern konnte, er gäbe etwas darum, alle Kenntnis des Französischen aus seiner Erinnerung zu vertilgen. Wenn Jahn schloß mit der Erklärung, er habe ein heilig Gelübde gethan, zeitlebens zu eifern für kindliche Einfalt, frommen Glauben, ehrwürdige Sitte, löblichen Brauch, anständige Tracht, heilige Muttersprache, alte deutsche Zucht, für freies Wort und

Werk, öffentliches Leben, Rede und Redlichkeit, Ehrlichkeit und Wehrlichkeit, für Recht und Wahrheit, Verfassung und Reich; und um's wörtlich zu geben „Gott segne den König, erhalte Zollerns Haus, schirme das Vaterland, mehre die Deutschheit, läutre unser Volksthum von Welschthum und Ausländerei, mache Preußen zum leuchtenden Vorbilde des deutschen Bundes, binde den Bund zum neuen Reich, und verleihe gnädig und bald — das Eine was noth thut — eine weise Verfassung": so jauchzten ihm alle Zuhörer zu, und die Jüngeren dachten sich wol nichts höheres als zu werden wie er. Damals war es, wo Stier, von Jahn nun völlig gewonnen, auch die sogenannte deutsche Tracht anlegte, an der sich die vaterländisch gesinnten gleich von außen zu erkennen pflegten und die er von da ab mehrere Jahre lang ausschließlich trug: kurzer Rock mit Einer Reihe Knöpfe, ohne getrennte Schöße, ohne Weste, Hemdkragen über den Rock geschlagen, dazu in der Mitte der Stirn gescheiteltes Haar, mit einem Barett bedeckt. Im übrigen suchte er Jahn, wie natürlich, vor allem auf dem geistigen Gebiete zu erreichen, in der Sprache, in der „Luther- und Muttersprache des deutschen Heldenurstammes", wie er sie einmal nannte. Er gehörte bald zu denen, die auf alle classischen Studien „auf die Fertigkeit im lateinischen Stil mit der sogenannten römischen Farbe, auf die philologische Schulgelehrsamkeit, auf all den unnützen Kram, über welchem die Menschen sich das Leben verbittern, ohne daß etwas dabei herauskommt", nichts mehr gaben; denen „die deutsche Sprache, ihre Tiefen und Geheimnisse, allein des Erforschens werth" schien. Da wurde bald das Nibelungenlied in der Zeuneschen für den Freiheitskrieg berechneten Ausgabe studiert, bald ein besonderes deutsches Wort (wie etwa schlagen) durch alle möglichen Ableitungen, Sproßformen und Zusammensetzungen verfolgt, bald ein dickes Buch angelegt, welches alle

„Urlinge" enthalten sollte, d. h. alle deutschen Stamm- und Wurzelwörter, aus denen die Sprache mit Einschluß der älteren und ältesten Formen und Mundarten entsprossen sei, oder Sammlungen über die deutschen Ortsnamen und ihre Bedeutung begonnen. Leider übertrugen sich dabei erklärlicher Weise alle Mängel der Jahnschen Wortforschungen, sein Mangel an Verständnis für eine historische Grammatik, sein wirres Durcheinanderwerfen verschiedener Mundarten und Zeiten, sein kritikloses Verfahren bei Aufnahme älterer Wörter und Neubildung ähnlicher, so ziemlich auf seinen Schüler; und es ist allerdings zu beklagen, daß Stier eben durch Jahn von einem gewissenhaften planmäßigen Studium der deutschen Sprachen, wie es damals durch die Germanisten (v. d. Hagen, Grimm) begonnen und gezeigt wurde, ferngehalten worden ist, wenn er sich auch an der Märchensammlung des letztgenannten erfreute und daraus gern im Verwandtenkreise vorlas. Aber Eins gewann er für sein ganzes Leben, und dieß kann für seinen späteren theologischen Beruf, insbesondere auch den der Bibelberichtigung, nicht hoch genug angeschlagen werden: die Gewandtheit, eine altkräftige, kerndeutsche, mit einem Worte eine Luthersche Sprache zu reden.

Obwol nun Burschenschaft und Jahnsche Turnerei bei aller inneren Verwandtschaft sich nicht nothwendig deckten, so war für Stier doch beides bald unzertrennlich. Seit der oben erwähnten Gründung der Jenaischen Burschenschaft im Jahre 1816 hatten die vaterländisch und turnerisch gesinnten unter den Berliner Studenten natürlich vielfach erwogen, ob sie ihnen nicht in derselben Weise nachfolgen sollten; aber die bestehenden Verbindungen widersetzten sich hartnäckig, und eine die Minderheit umfassende Burschenschaft wollte man nicht. Indes, wenn auch die Form noch fehlte, der Geist jener entsprach bereits demjenigen der später 1818 gegründeten und weiter unten zu besprechenden

„allgemeinen deutschen Burschenschaft" in allem wesentlichen, wonach die „christlich-deutsche Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft zum Dienste des Vaterlandes" als Hauptzweck galt. Stier nahm in diesem Kreise bald eine hervorragende Stellung ein, welche allerdings zu seiner äußeren Erscheinung in einem gewissen Widerspruche stand. Zwei Jahre später äußerte er sich gelegentlich selbst über sein damaliges Verhalten wie folgt: „Ich lebte als Bursch in Berlin sehr vergnügt und nahm an allen möglichen Bräuchen und Misbräuchen des Burschenlebens theil; sobald ich aber deren Schlechtigkeit erkannte, drängte michs ohne Verzug öffentlich hervorzutreten und dagegen zu sprechen. Ich hatte ungeachtet meiner Kleinheit grade das größte Maul, und bildete mir ein, wer weiß was zu sein, und wo die Burschen sich so recht hervorthaten, da war ich der vorlauteste — ja in allen, auch den wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens, meinte ich frei und öffentlich mitsprechen zu können." Unzweifelhaft nahm er damals an der Feier theil, welche die Berliner Turngesellschaft dem Vaterlandsdichter E. M. Arndt (vermuthlich zu seiner den 18. September in Berlin begangenen Hochzeit mit Schleiermachers Schwester Nanni) widmete und deren Mittelpunkt die Uebergabe eines silbernen Ehrenbechers bildete; in der Ansprache an „den deutschen Lehrer, Schreiber, Sprecher und Sänger", wie die Umschrift lautete, hieß es u. a.: „Wir bringen eine kindlich gemeinte Ehrengabe mit herzlichem Glückwunsch im stillen Gebete; die Umschrift ist der Segen des Vaterlandes, den wir im Namen des neuen Volkes aussprechen, das seinen Ahnen nachstrebt." Hiegegen konnte im Grunde Niemand etwas haben, so stolz auch die Worte klangen; weniger unverfänglich und statthaft erschien das Auftreten der burschenschaftlich gesinnten in der Studentenschaft bei einer andern Gelegenheit. Marheineke hatte es gelegentlich in einer Vorlesung für anstößig erklärt,

Luthern auf die Bühne zu bringen, und Stier dieß gegen Zach. Werners „Weihe der Kraft" gerichtete Wort nicht vergessen. Man wird es heutzutage kaum begreiflich finden, daß jenes von der wunderlichsten Mystik erfüllte, den Reformator ganz ungeschichtlich darstellende Schauspiel von 1806 ab, wo es erschien, in Berlin wiederholt glänzend ausgestattet mit dem größten Beifall gegeben, und selbst, nachdem der katholisch gewordne Verfasser längst jenes Werk öffentlich verdammt hatte, im October 1817 die Darstellung einer Scene daraus für eine geeignete Reformationssäcularfeier des Theaters gehalten wurde. Um das Maß voll zu machen, gab die Hauptrolle ein, wenn ich nicht irre, ebenfalls katholischer Schauspieler (Mattausch). Aber auch die größte Meisterschaft des Darstellers konnte den Widerwillen der besonders von Stier aufgereizten Burschen nicht versöhnen; es war einmal beschlossen, die carrikierte Gestalt des Reformators von den Brettern, die die Welt bedeuten, zu verweisen. Kaum zeigte sich Luther, so rief ein Jurist mit Stentorstimme „der Reformator von der Bühne!" und die zahlreich erschienenen überall vertheilten Burschen gaben mit Pochen und Klopfen unter Wiederholung des Rufes demselben solchen Nachdruck, daß man den Vorhang herabließ. Aber der größere Theil der Zuhörerschaft wollte sich nicht im Vergnügen stören lassen und rief nach Wache. Bald schien sich das ganze Auditorium in zwei Heerlager zu theilen. Schon aus Rücksicht auf sehr hochgestellte Personen unter den Zuhörern (vermuthlich war der König selbst seiner Gewohnheit gemäß im Theater) war die Polizei eifriger als sonst; nicht ohne Tumult wurden einige Studenten auf die Denunciation ihrer Nachbarn, namentlich der entrüsteten Damen hin, ergriffen und abgeführt. Die Scene erneuerte sich aber so oft mit dem Rufe „Der Reformator von der Bühne", daß die Aufführung des Stückes aufgegeben werden mußte und der König dasselbe

für die Folge in der That verboten haben soll. Bei der ziemlich spät angestellten Untersuchung über diese Störung der öffentlichen Ordnung*) gab sich Stier als einen der Haupturheber an und verteidigte vor dem Senate die Sache mit solcher Wärme unter Hinweisung auf Marheinekes Wort, daß die Professoren den jugendlichen Ruhestörern in der Sache Recht gaben, aber freilich nicht in der Form, und zur Sühne des öffentlich gegebenen Aergernisses 24 Stunden Carcer über die Rädelsführer verhängten. Stier büßte dieselbe erst im Februar ab, fand sie aber für eine solche That ehrenrührig genug, daß der Entschluß nunmehr in ihm feststand, mit dem Semesterschlusse, also Ostern 1818, Berlin zu verlassen. Der Zufall wollte, daß grade Marheineke als Rector ihm das Abgangszeugnis zu ertheilen hatte; vielleicht erklärt es dieser Umstand, daß man gegen den sonstigen akademischen Brauch die Carcerstrafe zu notieren vergaß und dem Abgehenden vielmehr ohne alle Einschränkung bezeugte, daß er „sich stets wolgesittet betragen" habe. Ein späteres 1821 von Lichtenstein unterzeichnetes Zeugnis holte übrigens das Versäumte nach.

Bei andern Gelegenheiten machte Stier seinem Unmuthe über das, was ihm nicht recht schien, als Schriftsteller Luft, und dieß veranlaßt uns, die Anfänge seiner Schriftstellerei überhaupt zu besprechen. Daß er schon früh dichtete, ist bereits bei Stolp oben erwähnt worden; natürlich setzte er dieß als Student fort, jedoch wol lange, ohne seine Geisteserzeugnisse zu veröffentlichen. Nach seiner späteren Erzählung erschienen die ersten Gedichte gedruckt in der „Rawitscher Monatschrift"; es ist wol zu

*) Die Berliner Zeitungen schweigen meist über den Vorfall, s. jedoch Kuhn, der Freimüthige 1817, Nr. 223, und das Cottasche Morgenblatt Nr. 295, S. 1180. Auch Schleiermacher in einem Briefe II. S. 333 zielt hieher.

vermuthen, daß er mit dem Redacteur derselben bei seinem ersten oder zweiten Ferienaufenthalte in Fraustadt anknüpfte. Nämlich wie schon früher 1816 einige Wochen, so brachte er 1817 die großen Ferien im Hause der dortigen Verwandten zu, und da ein darüber sich verbreitender Brief zugleich der einzige aus der Zeit vor 1818 noch vorhandene ist, so glaubt Herausgeber denselben zur Charakteristik hier mittheilen zu dürfen, zugleich zum Beweise, daß Jahn und Jahns Sprache ihn keineswegs durchweg den Jean-Paulschen Ideen, oder der Begeisterung für Tieck untreu gemacht hatten*). Die darin erwähnte „Dido“ war ein fünf-

*) Stier war den 17. August d. J. zu Fuß mit drückendem Ränzchen bei drückender Hitze bis Müncheberg gewandert, wo er letzteres auf die Post gab und so erleichtert noch bis Heinersdorf vorrückte. Tags darauf gings nach einer durch Sonntagskartenspieler im Nebenzimmer verschuldeten schlaflosen Nacht weiter nach Frankfurt, und nach gehöriger Erquickung bis Ziebingen. Bekanntlich pflegte Tieck sich hier oft im Hause des Grafen von Finkenstein aufzuhalten, ebenso Solger. Am 19. früh um 3 fuhr er in einer sehr kalten Nacht mit einem Postillon bis Krossen mit, von wo es nachmittags, einige Verirrungen und Wassergefahren abgerechnet, gradeswegs bis Grüneberg weiter ging; am 20. folgte der Beschluß bis Fraustadt. Von hier schrieb er unterm 25. August 1817 an seinen in Berlin zurückgebliebenen, ihm damals besonders befreundeten Vetter Wilhelm Stier, den nachmals so berühmt gewordenen Architekten, wie folgt:

„Freund! Hier sitz' ich auf Rasen mit Veilchen bekränzt, :,: hier will ich auch bleiben :,: bis Wettes Katheder entgegen mir glänzt! — So möcht' ich warlich hier ausrufen. Es gibt wohl warlich keine größere, beruhigendere, so recht Jeanpaulsche Herzensfreude, als Wiederkehr und Erinnerung der zerstobenen Freuden, und das mit Rauch und Staub zur Antike geräucherte große rosenfarbne Jugendgemälde wird durch solches Wasser gar glänzend wieder aufgefrischt! Hier bin ich, und das warlich unter Menschen, die meistentheils, begegneten sie mir so auf der großen Lebensstraße, etwa meinen Kopf zum augenblicklichen Nachsehen umdrehen würden, aber weiter nichts. Und doch jetzt, da es Verwandte

actiges Trauerspiel nach Virgil; über die andern erwähnten Sachen ist dem Herausgeber nichts weiter bekannt. Leider hat derselbe sich auch vergeblich bemüht, von den betreffenden Nummern des Rawitscher Blattes etwas zu Gesicht zu bekommen.

---

sind, unter deren Augen und Leitung ich das erste Jahrzehend mühsam durchgearbeitet, um es im zweiten zu vergessen, jetzt seh' ich sie doch bei alledem so ganz anders an. Dieser Großvater, wie groß und ehrwürdig und doch auch zugleich wie kindlich und so recht traulich befreundend und anziehend. Wenn man auch sonst im Strudel des Lebens wol den Blick übers Ganze verliert, und manchmahl kleben bleibt an dem engen Gegenwartspünktchen; tritt da so ein Mann daher, so spricht er uns an, wie Geisterstimmen aus vorigen Zeitaltern; er ist uns das lebendige, große Buch der Geschichte; die ganze Menschheit spiegelt sich in ihm in ihrer Größe und Kleine — nun, wenn wir in diesen Spiegel sehen, empfinden wir es so recht lebhaft, daß auch wir zu dieser Menschheit gehören, daß auch wir noch leben und wirken wollen ein Leben lang, um dann sagen zu können: Alles ist Nichts! Denn das sagt er jetzt von der äußern Welt, und doch lebt er auch jetzt noch so bis ins Kleinlichste darin. Ein Tag wie alle hat seine vorgeschriebne Ordnung. Die Mittagsruh im Sopha auf dem großen Hausflur wird noch auf derselben Stelle gehalten, wie vor 10—20 Jahren, und an der Wand ist ein großer schwarzer Fleck, da wo so lange der weiße Kopf sich angelegt hat. Möchte ihn doch der künftige Besitzer nicht überweißen lassen! So etwas grade ist groß im Kleinen. — — — Kurz mein ganzes Seelenklavier schlug den Abend, als ich hier ankam, einen einzigen Wonnewehmuthsaccord an, der sich in der Zeit meines Aufenthalts in so liebliche Melodien, bald scherzando, bald gar auch maestoso, entwickelte und auflöste. Ich war von Grüneberg in der schrecklichsten Hitze ausgegangen und hatte mir dadurch eine nähere Einsicht in die Bedrängniß der Israeliten in der Wüste, als Moses Wasser schaffte, angeeignet; der Mond schien so schlesisch zwischen seinem Geflocke und Gewölle von nebelgestaltigen Wolken, die Sonne war eben nach der heißen Tagsglühe so recht klar und elektrisch untergegangen, der ganze Dunstkreis schwamm voll Lebensstoff, den ihre Strahlen aus der Erde ausgebrütet: — da setzt' ich mich vor der Stadt im langen Dorf auf einen Stein, vor mir

Eine gewisse Berühmtheit über Berlin hinaus erlangte Stier jedoch erst durch eine auf das sogenannte Wartburgsfest bezügliche Schrift. Man weiß mit welcher Begeisterung, besonders auf Jahns Anregung, damals die Sieges- und Erinnerungstage

---

den weißen Thurm von Fraustadt, der wie der Schimmer eines Weihnachtslichtes durch die der Neugier noch verschlossene Thür von Mond- und Sonnen-Nachlicht roth und weiß beleuchtet ernst dastand, neben mir den Abendhimmel und den Mond; rund um mich Abendscenen der Ländlichkeit, Heerden, Glocken, heimkehrende Pflüger, Ernter, Gesellschäftchen vor den Thüren, Kinderspiele u. s. w. — O Wilhelm, wärst du doch neben mir auf dem andern Steine gewesen. Es war eine Dichterwelt im vollen Sinn; ich fühlte nur, und als ich dachte, da fiel mir ein: O ihr kalten herzlosen Werkeltagspuppen, die ihr meint, die Weltmaschine ginge wie euere Gelenkmaschinerie, und die ihr so viel schwatzt von leeren Idealen aus der Wirklichkeit, unnützem Schwärmen, Dichterwelt, die nur in der Einbildung bestehe, und die ihr den armen Entzückten so mitleidig belächelt, kommt her! Alles was der Dichter sang, das stürmt in erneuertem Glanz wirklich lebendig auf ihn ein, o noch unendlich stärker als seine Zunge es ausdrücken kann! Das dacht' ich damals — und jetzt frag' ich mich: Haben sie nicht doch Recht? bracht' ich nicht alle die Wonne und Freude nur in meinem eignen glühenden Herzen mit, und ließ sie aus ihm erst ausströmen über die ganze Natur und sie so ins Zauberkleid kleiden? War die Welt nicht bloß ein Abglanz meines Innern und muß sie das nicht jedem Menschen sein, auf den verschiedensten Stufen? Wie buntscheckig und vielerlei waren nicht gewiß die Gedanken derer, die um dich herum den Abend betrachteten? Wie viele sahen in ihm nicht seelenloses Räderwerk, weil ihr Herz selber eins war? Und so schafft sich der Mensch selber seinen Himmel! Drum wollen wir auch fleißig daran bauen, lieber Wilhelm, bis er auf glänzenden Säulen fertig dasteht, und wir einziehn in den schimmernden Palast, um drin zu hausen und zu leben unser Leben lang, bis uns Hain in einen schönern führt! O wie klein, ärmlich und zusammengefallen sehn nicht die kleinen prosaischen Hüttchen aus, in denen das Volk um uns sich vor Wind und Wetter schützt. Und doch gefällt wieder jedem das Seine und ist in der Art ein Palast für ihn. (Laß mich

des Vaterlandes, insbesondere der 18. Juni und 18. Oktober, gefeiert zu werden pflegten — für Oktober sagte man gradezu Siegsmond. Auf den 31. des Jahres 1817 fiel nun noch dazu, wie bereits erwähnt, die dreihundertjährige Reformations=

---

immer in dem Ton an dich schreiben, lieber Wilhelm, du weißt daß ich gern räsonnire.). Hier in Fraustadt hab' ichs gelernt, daß der Bursch, wenn er will, auch wohl ganz Philister sein kann und eben darin wieder eine tiefe Freude finden. Ich schmiege mich so ganz, und doch steh' ich wieder so ganz allein da — ich gehöre so ganz zu dem beschränkten, in jahrelanger Gewohnheit sich so leicht herumdrehenden Kreise, als wär' ich immer hier und nie von ihnen gewesen; — und doch steh' ich auch wieder für sie da als eine neue Erscheinung aus ganz fremdem Gebiete; und dieß beides zu vereinigen ist der Schlüssel zu allem Leben. Sich ganz hinzugeben und doch wieder ganz Ich selbst zu bleiben, das werde ich hier immer mehr lernen. Gerlach ist ein Mann für mich, mit ihm sprech' ich frei und von Herzen, und er versteht mich. Meine Dido hat er jetzt, aber noch habe ich ihn nicht darüber gesprochen, die Verdammung war ihm schon vorher angekündigt und viel später erst will ich mit dem Andern hervorrücken.

Die einzige Disharmonie in diesem großen Vaterstadt= und Jugend=Erinnerungskonzerte ist — — —. Auch ihr habe ich jetzt vergeben, ja jetzt enthalte ich mich alles Urtheils und stelle die Sache Gott anheim, denn ich war gestern in der Kirche. In Berlin geh nicht in die Kirche, aber hieher komme, und du wirst Gottesdienst und Religion in ihrer wahren Größe anstaunen. O welcher Mann ist dieser Greis, der das Alles hier eigenmächtig erschaffen und erhalten! Hier ist ein Gottesdienst wie nirgend glaub' ich in Teutschland. Höre hier die unbeschreiblich schöne Kirchenmusik, die gedämpften Geigen, die in trillernd hohen lang=gezogenen Tönen so sanft und milde fortgleiten und schreiten, wie ein Engel von einem Stern zum andern, und die Nerven so leise und doch so brausend durchzucken; höre diese Sopranstimmen, die sich aus den entferntesten Theilen des Chors einander zuklingen und zunicken; höre, wie dann plötzlich im Himmelheerschaaren=Allegro die Posaunen und Orgel ertönen ins Hallelujah! Hast du stumm so lange da gesessen, dann sieh den Alten mit den weißen Locken auf die Kanzel treten, auf

jubelfeier, welche vom König durch Einweihung des Lutherdenkmals in Wittenberg, Gründung des dortigen Predigerseminars und vor allem Stiftung der Union ausgezeichnet wurde, allen Universitäten Anlaß zu einem großartigen Erinnerungsfeste gab und überhaupt für die Gesammtstimmung des Jahres recht eigentlich den Mittelpunkt bildete. Was war natürlicher, als daß nächst Wittenberg auch die andern an das Wirken des Reformators erinnernden Stätten zu einer Feier bestimmt wurden, so die im Weimarschen gelegene Wartburg. Am 11. August erließ die Jenaische Burschenschaft an dreizehn andre deutsche Hochschulen (darunter in Preußen Berlin, Breslau, Greifswald, Königsberg) eine einfache aber warme Einladung, zu einer allgemeinen Bur=

---

der er schon bald 50 Jahre gestanden, sein ganzes Gesicht Majestät und Würde, hör' ihn reden vom Herzen zum Herzen und nicht wie Schleiermacher! O Du wirst sagen: Rudolf, du hast dir ein gut Theil erwählt, bleibe dabei und sei freudig! Du wirst lächeln über diesen Perioden, aber er ist mir unter der Feder gewachsen, und der Henker mag seine Perioden entzweischneiden, wenn die Begeisterung sie wie Band aus dem Halse haspelt; und begeistert im schönsten wahrsten Sinne bin ich jetzt, und will mir auch erhalten diese Sabbathswochen, so lang ich rothe Tinte habe, sie im Kalender anzustreichen. Ich gehe nicht nach Stolpe, nicht ins Gebirge, ich bleibe die ganzen Ferien hier, das ist schon beschlossen. Aergern könnt' ich mich hier freilich auch, wenn ich betrachte das erbärmlich geflickte und hinkende politische Wesen dieses Großherzogthums Posen, und das Thun und Treiben und Einanderkratzen dieser polnischen Edelleute und katholischen Priester und verschlagenen preußischen Rabulisten. Doch das laß ich alles laufen, denn, Gott sei ewig gedankt! meine Staatslaufbahn ist ja geendet, und laß den Staat machen was er will! Ich lebe in ihm, aber weiter auch nichts. — Du siehst also wohl hieraus zur Genüge, daß es hier gut sein ist für mich. Wie ich in dies Paradies gekommen, davon auch noch einige Worte als Reisecatalogus u. s. w. — — Grüße in Berlin alle die nach mir fragen, aber ja niemand anders. — — Dein Rudolf."

schenversammlung sich am 18. October d. J. möglichst zahlreich in Eisenach einzufinden, auch ein Festlied für ein beabsichtigtes Album einzusenden. Drei Hauptbeziehungen wurden hervorgehoben: die Reformation, der Sieg bei Leipzig und die erste freudige und freundschaftliche Zusammenkunft deutscher Burschen von den meisten vaterländischen Hochschulen. „Rücksichtlich dieses dreifachen Zweckes" hieß es in dem Schreiben, „ist denn auch die Feier selbst angeordnet, indem wir am 18. October so bald es tagt uns auf dem Markte in Eisenach versammeln, von da auf die Wartburg ziehn, oben ein Gebet halten, dann gegen 10 Uhr uns wieder versammeln, entweder im Freien oder im Minnesängersaale, wenn es regnet, wo einer eine Rede halten wird, hierauf ein Frühstück einnehmen, das Mittagsmahl aber bis nach dem Gottesdienst, welcher für den 18. October von dem Großherzogl. Weimarschen Consistorium Nachmittag 2 Uhr angeordnet ist und woran die meisten von uns gewiß theilzunehmen wünschen werden, verschieben, um dieses alsdann ebenfalls im Minnesängersaale gemeinschaftlich einzunehmen. Abends mag dann den Beschluß Anzündung eines Siegesfeuers und ein fröhliches Gelag machen!"

Mit Ausnahme von Rostock, wo der Brief vermuthlich in die unrechten Hände gekommen war, sagten alle Hochschulen d. h. die burschenschaftlich gesinnten freudig zu, und die Theilnehmer versammelten sich in großer Zahl, im ganzen nahe an 500. Außerdem durften damals auch einzelne Gymnasialschüler nach besonderer Wahl theilnehmen. Das Fest verlief mit einigen Abänderungen einfach und würdig dem Programme gemäß: um halbneun begab sich unter dem Geläute aller Glocken und festlich-feierlicher Musik, begleitet von den Einwohnern Eisenachs, der unabsehbare Zug der meist schwarz gekleideten, mit Eichenlaub geschmückten Burschen, voran der Ordner mit dem entblößten

jenaischen Burschenschwerte, in der Mitte die jenaische Fahne, von Graf Keller getragen, zum Rittersaale der Wartburg, wo sie von den Behörden und Geistlichen der Stadt, sowie von vielen angesehenen Fremden, darunter vier Jenaer Professoren, empfangen wurden. Hier fand ein würdevoller Gottesdienst statt; nach dem Liede „Ein' feste Burg" sprach der stud. theol. Riemann, Ritter des eisernen Kreuzes, mit heiligem Ernste in längerer Rede, die er mit inbrünstigem Gebete schloß, das aus, was aller Herzen an dieser Geburtsstätte deutscher Reformation bewegte und mit erneuten Gelübden für die Zukunft erfüllte. Hierauf der Gesang „Nun danket alle Gott", dann eine kurze Stegreifansprache des Professor Fries aus Jena, endlich der Segen des Herrn, gesprochen vom Vorsänger. Die Zeit bis zum Mittagsmahle, das schon um 12 gehalten wurde, verfloß unter Einzelgesprächen und Berathungen über Gründung einer allgemeinen deutschen Burschenschaft, denn noch gehörten viele der Theilnehmer den einander befehdenden Landsmannschaften an. Das Mahl umfaßte gegen 600 Personen und endete gegen 2 Uhr. Dem ursprünglichen Beschlusse gemäß wohnte man nun dem öffentlichen Gottesdienste in der Stadtkirche zu Eisenach bei. „Wohl mochte es bedenklich scheinen, eine Schaar lebendiger durch ein fröhliches Mahl und durch Becherklang und Gesang, sowie durch die Feier des Tages aufgeregter Jünglinge in das Gotteshaus zu führen. Wie sehr aber die tiefe Bedeutung des Festes und der Sinn des Ganzen die Versammlung durchdrungen hatte, zeigte sich auch hier, indem auch in diesem letzten Theile der Wartburgsfeier nicht die mindeste Störung die Ordnung und Ruhe des Tages trübte" (Kieser, Beschreibung der Wartburgsfeier, S. 30). — War der bisherige Theil dem Reformationsjubiläum vorzugsweise gewidmet gewesen, so galt der Abend mit dem auf dem Wartenberge anzuzündenden Sieges- und Dankfeuer der Leipziger

Schlacht. In vollständigem Fackelzuge bewegten sich Burschen und Landsturmleute den Berg hinan, sangen dort um das Feuer geschart vaterländische Lieder und lauschten der begeisterten Rede eines jenaischen Burschen (L. Rödiger). Frei und offen wurde darin ausgesprochen, wie wenig die vorhandenen staatlichen Formen Deutschlands dem Einheits= und Wahrheitsdrange einer edeln Jugend entsprächen; ernst mahnte er die Genossen, vor allem frommes und sittliches Leben in ihnen selbst zu pflanzen; würdig und bescheiden sprach er die hoffnungsvolle Erwartung aus, daß das Vertrauen des „ganzen gehorsam harrenden" Volkes auf seine Fürsten nicht werde zu Schanden werden. Hiemit war das Fest, so weit es von dem Ausschusse sämmtlicher Hochschulen angekündigt und beabsichtigt gewesen, zu Ende; erklärlich aber war es wol allerdings, wenn auch dießmal „der ernsten und heiligen „Feier des Tages gewissermaßen die lustige Person mit sarkastischem Muthwillen auf dem Fuße nachfolgte. Mit einem großen „Korbe voll Bücher am Arme, in der Hand eine Heugabel und „mit großen schwarzen Zetteln, auf welchen mit fernscheinenden „Buchstaben die Namen der Verdammten geschrieben standen, erschienen einige Burschen an dem am meisten lodernden Holzstoße. „Nach einer kurzen Rede, welche Luthers Verbrennung der päpstlichen Bulle zu Wittenberg im Jahre 1520 als mahnendes Beispiel anführte und die undeutschen Gesinnungen der Verfasser der „Bücher verdammte, wurden die Zettel laut abgelesen und dann „die Büchertitel, bei einigen das genannte aus dem Korbe geholte „Buch vermittelst der Heugabel den verzehrenden Flammen übergeben." Man wollte der Idee der Versammlung, jedem am Vaterlande verübten Unrecht entgegenzutreten, entsprechend, ein strafendes Auto da fe auch über undeutsche und verderbliche Bücher ergehen lassen. Daß sich ein zujauchzendes Publicum dabei einfand, wird keinen überraschen. Unter den verurteilten

Schriften (28 an Zahl) befanden sich Ancillon, über Souveränität; Immermann, ein Wort zur Beherzigung; Kotzebue, Geschichte des deutschen Reiches; v. Kamptz, Codex der Gensdarmerie; Schmalz, Berichtigung einer Stelle u. s. w. (vergl. S. 27); Zach. Werner, die Weihe der Kraft; der Code Napoleon, und Zachariä über denselben. Nachdem diese Bücher zu Asche verbrannt worden, wurde noch hinzugefügt: ein Schnürleib, ein Haarzopf, ein Korporalstock. Tags darauf wurden eingehende Berathungen über das Verhältnis der Burschenschaft zu den Landsmannschaften gepflogen; nach einem höchst erfreulichen Ergebnisse, welches von den Versöhnten sogar durch den gemeinsamen Genuß des heiligen Abendmahls gefeiert wurde, trennte man sich am 20. October.

Natürlich waren die öffentlichen Blätter bald voll von den verschiedensten, selten genauen, zum Theil sehr feindseligen Berichten; das Fest, welches den einen als Anfang der ersehnten sittlichen und staatlichen Wiedergeburt Deutschlands, den andern als ein erstes Symptom bevorstehender Revolution erschien, machte außerordentliches Aufsehn. Besonders empfindlich fühlte sich der Geh. Oberregierungsrath v. Kamptz in Berlin durch die Verbrennung seines Gensdarmeriecodex verletzt; er scheute sich nicht, sofort bei dem Großherzog Karl August von Weimar, mit dessen ausdrücklicher Genehmigung das ganze Fest abgehalten worden war, eine alle Ehrfurcht verletzende Denunciation einzureichen, deren erste Sätze schon zeigten, wie wenig es ihm auf unparteiische Darstellung der Sache ankam. „Ew. Kgl. Hoheit" schrieb er, „ist es ohne Zweifel bereits bekannt, daß ein Haufen „verwilderter Professoren und verführter Stu„denten am 18. v. Mts. auf der Wartburg mehrere Schriften „öffentlich verbrannt und dadurch das Geständniß abgelegt haben, „daß sie zu ihrer Widerlegung unfähig." Die in diesem Tone

weiter eifernde Schmähschrift fand in Weimar gerechte Würdigung; damit war aber freilich die Sache für Preußen nicht zu Ende. Namentlich in Berlin, wo diese Nachrichten mit dem oben erwähnten „Theaterskandal“ ziemlich zusammentrafen, gewann in den höheren Kreisen die misgünstige Anschauung die Oberhand; bald erschien (von demselben Herrn v. Kamptz) eine „Rechtliche Erörterung über öffentliche Verbrennung von Druckschriften“, welche in vielen das Bedürfnis alsbaldiger entschiedner Entgegnung hervorrief.

Hiezu fühlte sich Stier berufen. Obwol durch Mangel an Mitteln verhindert, sich persönlich an dem Wartburgsfeste zu betheiligen, war er natürlich demselben mit dem eifrigsten Interesse gefolgt, hatte das Gewonnene mit Jubel begrüßt und alsbald für die Berliner Verhältnisse zu verwerthen begonnen. Jahn, dem er sich mittheilte wie gewöhnlich, billigte seine Absicht, sah die Handschrift durch und machte einige Zusätze, sonst mit der Ausführung durchaus einverstanden. Zwar die Censur würde die Veröffentlichung in Berlin schwerlich gestattet haben; so erschien das Schriftchen durch Vermittelung eines Thüringer Freundes, insgeheim in Schleusingen mit Buchbinderlettern gedruckt, unter dem Titel „Freies Wort, trotz Hetzern und Fehmlern! Sprachs Rudolf von Fraustadt, Bursch in Berlin. 1818“. Und auf der Rückseite des Titelblattes mit dem an den Verfasser der „Rechtlichen Erörterung“ gerichteten Motto: „Preßfrechheit zeigtest Du „in Deinem Werke, und Deine eigene Censur; im Schimpfen nur „liegt alle Deine Stärke, in Zwingherrnordnung Deine Absicht „nur.“ Wir geben mit Rücksicht auf die relative Wichtigkeit dieser drei Bogen haltenden Erstlingsschrift, welche alsbald überall in burschenschaftlichen und turnerischen Kreisen bekannt und fast auf allen Turnplätzen colportiert wurde, hier wenigstens eine übersichtliche Inhaltsangabe. Der Verfasser kennzeichnet zunächst die

Undeutschheit seines Gegners, der eben nur die im letzten Kampfe gegen den heraufziehenden Wiedergeburtsmorgen Deutschlands ringende Finsternis repräsentiere, und wendet sich dann erstens an diesen Gegner, um ihm zu sagen, daß er ihm nach dem ganzen Tone seiner Schrift nichts zu sagen habe, zweitens an die Leser, insbesondre an die schwachen darunter, die etwa leicht zu verblenden und zu teuschen seien durch breiten Wortkram. Ihnen erklärt er zunächst unumwunden:

„Selbst wenn die Abhandlung wirklich eine rechtliche wäre, selbst wenn wir wirklich beleidigt hätten im Sinne des Verfassers durch unser strenges Feuergericht — auch dann sogar hätten wir immer noch Recht und würdens behaupten vor Gott und der deutschen Welt, zum Trotz aller derer, die dem französischen Zwingherrn heucheln und schmeicheln konnten, und die durch eben solch Heucheln und Schmeicheln anjetzo gern das treue Volk abnagen möchten vom treuen Herzen seiner Fürsten, wie in Schillers Räubern der Bösewicht den Sohn vom Vaterherzen reißt durch Lügen und Trügen. — Denn wir wollen paaren mit der mildheiligen Liebe den tiefen grimmigen Haß wider das Böse und Verkehrte, und darum wider alle Bösen und Buben im Vaterlande. Das war der treibende Gedanke zu diesem ernsten Schritte, der Manchem ein Gericht gewesen ist seiner Thaten, Gedanken und Schriften. Wenn der Geist der Wahrheit sich als solchen erkennt und begreift, und nun laut und lebendig auftritt, und in ernster Rüge Gericht hält über den Geist des Truges, da mag er denn immerhin auch die Leute des Truges beleidigen! — Wir wissen es Alle, daß uns ewig und immerdar frei und unverboten bleiben muß, das Schlechte im Vaterlande frei und offen als schlechtes brandmarken und richten, auf daß alle deutsche Welt schaue was wir wollen, und weß sie dereinst sich von uns zu verhoffen haben."

Aber weiter, die „rechtliche Erörterung" sei das nicht einmal, vielmehr spreche das Recht aller Zeiten grade für die Verbrennung.

„Zum ersten: ists ein alt herkommender Gebrauch, ver=

giftige böse Bücher zu verbrennen, wie wir lesen in den Geschichten der Aposteln 19, 19, da sie für 50,000 Groschen Bücher verbrannten, nach der Lehre St. Pauli". Zum andern dann das Beispiel Luthers, „und wenn Dr. Martin Luther Recht hatte, des Papstes Tand und Menschenfündlein dem Feuer zu weihen, so hatten auch wir Recht, eben also zu thun mit der Zwingherrnprediger Tand und Menschenfündlein."

Dieß rechtfertigt er weiter aus Luthers eignen und vieler Rechtsgelehrten Schriften, die alle des Reformators Thun juristisch gerechtfertigt haben. Und nicht genug, daß Luther das Recht gehabt; auch die Wittenberger Studenten ahmten sein Beispiel nach.

Am Nachmittag desselben 10. Christmond 1520, an dessen Morgen Luther des Papstes Buch und Bulle verbrannt, zogen „die Burschen der Hohenschule hinaus. Auf einem großen Lastwagen brachten sie ein ganz Faß voll Schriften des Papstes, Eccii, ingleichen der Sophisten Bücher. Einer trug als Fahne eine große Bulle auf einer langen Stange, ein andrer hielt ein großes Kriegs- oder Schlachtschwert, auf dessen Spitze die zweimal durchstochne Ablaßbulle hing. Trompeten und Spottgesang begleiteten den Zug zum Feuer, das bis dahin durch das abgedeckte Dach einer Ziegelscheune genährt worden. Nach einer gehaltnen Rede flog all das Zeug in die Flammen, und die Burschen sangen Lieder drum herum, Herr Gott dich loben wir, und Requiem aeternam, nebst dem berüchtigten Judasgruß: O du armer Judas, Was hast du gethan, Daß du unsern Herrgott So gar verrathen hast! Nun mußt du in der Hölle Leiden große Pein, Lucifers Geselle Mußt du ewig sein!" Und das habe Luther nicht gemisbilligt, darum sei auch jetzt sein Andenken nicht, wie behauptet, entweiht worden auf der Wartburg; nun und nimmer dürfe man sich das von jenem in der Kirchenverbesserung errungene Freie Wort, des freien Deutschen köstlichsten Schatz, wieder entwenden und entwinden lassen von den Händen tückischer Fehmler. Zum dritten sei das eben der Sinn der Druckerfindung, daß jeder das Recht habe, sein Urtheil frei und laut auszusprechen über eines Menschen Wort, sobald dieß durch den Druck dem öffentlichen Urtheil freiwillig vorgelegt und unter-

worfen sei. Das Recht zur Recension werde jedem zugestanden, der sichs nehme. Das stehe sogar im Allg. pr. Landrecht. An die Personen der Verfasser habe man dabei gar nicht gedacht. „Schreiber dieses kann aufrichtig versichern, daß er zwar zuweilen von einem Codex der Gensdarmerie eben nicht am besten habe sprechen hören, daß er aber von dem Dasein und Leben eines Herrn v. Kamptz als solchen bisher keine Kunde gehabt, noch weniger es ihm je eingefallen wäre, diesen Mann zu injuriren". Wozu noch eine Anzahl juristische Beweise aus dem titulus de injuriis et famosis libellis beigebracht werden. Zum vierten sei es auch ganz natürlich, daß man dergleichen grade am 18. Siegsmonds vorgenommen habe, denn die deutschen Siegesfeuer seien unter vielen andern auch „Zeichen der Reinigung vom fremden Unwesen, von französischer Vergiftung, von Seuchen und Ungemach, von jeglichem schweren Uebel, wovon uns endlich die gütige Gottheit befreit hat." Dazu eine Menge weitere Beispiele, daß man schon 1814 an vielen Orten in Deutschland undeutsches verbrannt habe. Ueber die etwa noch übrige Frage, ob die verbrannten Schriften es wirklich verdient haben und ob es Schandschriften des Vaterlandes gewesen, möge jedes deutschen Mannes Gewissen entscheiden. — Der Verfasser wendet sich sodann „zu der saubern sogenannten Vorrede, die weit eher und füglicher zu den im 8. Gebot verbotnen übeln Nachreden gehört", und begleitet eine Anzahl Stellen derselben mit kurzen scharfen Bemerkungen. Unter anderm beispielsweise zu S. 7. „Wenn die im Codex zufällig mitenthaltenen Weimarschen und Preußischen Edicte ein Grund hätten sein sollen, um denselben vor dem Feuer zu bewahren: so hätte ja eben so Luther das kanonische Recht nicht verbrennen dürfen, weil darin Stellen aus der Bibel vorkommen, und so könnte Jeder, der ein schlechtes Buch schmiert, es dadurch unverbrennlich und unsterblich machen, wenn er listig genug etwas Gutes irgend woher stöhle und in sein Buch hineinflickte." Und in Bezug auf die unreine Sprache der „Rechtlichen Erörterung" heißt es gegen das Ende noch: „Ein Buchmacher, der nicht eine Seite lang zu Deutschen reden kann, ohne bei seiner Gedankenleerheit zu dem breitklingenden aber nichts meinenden ausländischen Wortkram zu flüchten, ja der über eine deutsche

Volksangelegenheit das französische Journal des Débats will mitsprechen lassen, bekundet dadurch offenbar, daß er ein französelndes Wichtlein ist mit aller Unzucht und Unsitte in Wort und Kleid, und echt wälsch ohne alle Gesinnung; wie dergleichen Leute noch gar manche herumschleichen und herumwanken unter dem deutschen Volke."

Drittens richtet der Verfasser ein kurzes kräftiges Schlußwort an seine Brüder. „Euch, meine Brüder, letztlich! Euch ruf' ich nun also noch zu aus vollem Herzen: Bleibet fest und stark im Glauben und in der Wahrheit, und laßt euch nicht irren und wirren all das Geschrei und Geschreibsel um euch! — Wenn der Tag aus der Nacht erglühen soll, ists wohl in der Art, daß das blutgoldne Morgenroth mit der Finsterniß ringet*) — aber das Morgenroth muß siegen über die Finsterniß, eben weil es des Morgens Roth ist, und nicht des Abends. — Begonnen ist das große Werk durch Unser Aller vereinte Kraft. Drum betet zu dem Gott, mit dem ihrs begonnen, daß er nicht untergehen lasse das Begonnene! — Dann laßt uns aber Alle mit dem neuen deutschen Rock zugleich anlegen ein echt und recht deutsch Wesen und Sein, und laßt uns ablegen und abwerfen jegliches alte Angewälschte und jegliches Treiben, das nicht genehm ist dem Geiste in unserem Busen. — Seid leutselig und bescheiden gegen Jedermann, wo es möglich — seid aber auch unüberwindlich ernst und männerstark und felsenfest, wo es drum gilt und drauf ankommt — laßt frei die Wahrheit aus euch sprechen gegen die Gaukler des Truges, und sollten sie auch mit Macht und Gewalt einen Zauberschein von sich werfen, und wie das Thier und der falsche Prophet die halbe

*) Die Farben Schwarz-Roth-Gold deutete man schon damals: aus schwarzer Nacht durch blutigen Tod zur goldnen Freiheit.

Welt verführen. Dann wird alle deutsche Welt schauen, was wir meinen und wollen — sie wird schauen, wie gewaltig lichthell und siegend der Tag durchbrechen wird, und die Finsterniß all' erleuchten — und dann wird uns Allen ewig im Herzen erklingen der Wahlspruch: Ein Gott! Ein deutsches Schwert! Ein deutscher Geist für Ehre und Gerechtigkeit. Amen!"

Hiemit schließt der eigentliche 37 Seiten umfassende Text; ein kurzer Anhang gibt nach Simonetti (Sammlung vermischter Beiträge 1749 S. 477) eine genauere „Erzählung von Verbrennung der Widerchristischen Decretalen" vor dem Wittenberger Kreuzthore. So sehr auch manches im einzelnen die Unreife verräth, so beweist doch das Ganze, wie ernst und heilig dem siebzehnjährigen Jünglinge die Sache der Wiedergeburt Deutschlands durch Turnerei und Burschenschaft war, wie er und seine Freunde das künftige Wirken fürs Vaterland dabei im Auge hatten, für welches sie weniger politisch als sittlich vorbereiten wollten; wie entschieden er endlich war vor allen frei auszusprechen was er dachte und wollte. Der Mangel an tieferer Wahrheit, welchen der Verfasser wenige Jahre später so stark empfand, daß er dieses und andre Bücher, die er geschrieben*), aufs entschiedenste verurtheilte — ja verbrannte, ist ja freilich unverkennbar; den tiefen ernsten Kampf in sich selber, der zur wahren christlichen Freiheit führt, hatten jene Jünglinge eben noch nicht durchgekämpft, darum war alles Reden von Gott und christlich deutschem

*) Manche hielten ihn damals auch für den Verfasser einer der beiden aus denselben Kreisen hervorgegangenen beißenden Satiren auf Kamptz; am bekanntesten ist die mit dem Titel „Ehrenrettung des Kgl. Preußischen Wirkl. Geheimen Oberregierungsraths Herrn von Kamptz wider eine ihm fälschlich zugeschriebene eigene Fluchschrift". Aber Stier hatte keinen Antheil daran.

Sinne aus unklarer nebelhafter Vorstellung hervorgegangen; vaterländische Sitte, streng sittliches d. h. gesetzliches Verhalten erschien ihnen ohne Weiteres zugleich als christlich=religiöser Sinn. Dieser Grundirrthum ist dem einen früher, dem andern später aufgegangen. An vereinzelten Fingerzeigen fehlte es auch für Stier wol damals nicht. Er hatte im Jahre 1817, als er eben überall eifrig für seine Ideen zu wirken und zu gewinnen suchte, unter andren Commilitonen auch Tholuck besucht, der damals noch nicht an Theologie dachte, sondern sich nur in orientalische Handschriften vergrub, und ihn ermahnt, dem Vaterlande nicht untreu zu werden durch Vergötterung des Orients; die beiden hatten bald die geistige Verwandtschaft erkannt. Aber „der blumige Isthmus, der unsre Geister verband" (Aeußerungen Tholucks an den Herausgeber) „war damals Jean Paul, in welchem wir beide schwärmten, später Fouqué. Durch Stier wurde ich zuerst mit Jahn bekannt, dessen rohe Derbheit mich damals aber schon sehr wenig ansprach." Anfang 1818 wurde dann Tholuck selbst zum Glauben geführt und damit zur Theologie, und fing nun an, Stier ebenfalls dorthin zu ziehen. Allein vergeblich; seine Stunde war noch nicht gekommen, auch konnte er nach seiner ganzen geistigen Selbständigkeit ohne eigenes inneres Erlebnis einem Commilitonen solchen äußern Einfluß nicht gestatten. — Eher war zu erwarten, daß der von ihm so hoch verehrte Solger auf ihn einwirken und ihn von der Jahnschen Richtung, welcher derselbe gar nicht hold war, abziehen könnte. Es ist auch wol kaum zu zweifeln, daß der Philosoph manches dahin zielende Wort an ihn gerichtet hat*)

---

*) Hieher gehören besonders zwei Stellen in Solgers Briefen. Der erste vom 18. April 1819 an seinen Bruder, im ersten Eindrucke

aber es fehlte auch in diesen noch das rechte durchschlagende Gegengewicht. Im Zwiespalte zwischen Solger und Jahn stellte Stier sich unbedingt auf Seiten des letzteren, zumal die von diesem anfangs 1818 in seiner Wohnung gehaltenen „Vorlesungen und Unterhaltungen über deutsches Volksthum" ihn von neuem fesselten. So ging er Ostern genannten Jahres nach Halle, wo die burschenschaftlichen Ideen damals noch am wenigsten Wurzeln geschlagen, um vorzugsweise hiefür zu wirken.

Drittes Kapitel.

Das Sommerhalbjahr 1818 in Halle.

Etwa den 3. Mai traf Stier, nachdem er die von ihm etwas verlängerten Osterferien vermuthlich wieder einmal bei den Eltern in Stolp zugebracht, in Halle ein; den 18. d. Mts. wurde er vom

---

der Sandschen That, S. 722. „Diese Ausschweifungen sind nicht einmal von den Universitäten ausgegangen, sondern zum Theil von einzelnen eingeleitet, als Jahn noch nicht toll genug war, vielmehr, wie ich genau weiß, noch angespornt werden mußte, um die Jugend toll zu machen. Aus solchem Zeuge sind dann die Wartburgsscenen hervorgegangen 2c. Ich habe genug von diesen jungen Weisen kennen gelernt, deren jeder sich ein kleiner Gottvater dünkt, und deren jeder ein abgestandener Philister ist, dem nichts andres heilig ist als der leere sinnlose Hochmuth! Man hat ihnen ja seit 10 Jahren genug vorgepredigt, sie seien die Weisen und Vortrefflichen, von denen die Wiedergeburt des Staats und der Kirche ausgehn müsse. Wodurch diese zu bewirken sei und worin sie bestehe, hat ihnen Niemand gesagt, weil es Niemand wußte; sie glauben also, alles liege darin, daß sie es seien."

Prorector Gruber, einem der von Wittenberg mit übergesiedelten Professoren, ins akademische Album wiederum als Ew. Rud. Stier Polonus eingetragen.

Unter den theologischen Lehrern der Universität blüheten damals vor allem die Rationalisten Gesenius und Wegscheider. Dieser las außer den Hauptcollegien über Dogmatik und Exegese ein publicum über die Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu, jener über die Genesis und den ersten Theil der Kirchengeschichte. Mochte Wegscheider auch das Bedürfnis der tiefer denkenden durch seine seichten Ausführungen, wie Christus und seine Apostel sich in so manchen Lehren gegen bessere Ueberzeugung den damaligen jüdischen Vorstellungen angepaßt hätten, wenig befriedigen: so war doch seine ganze Behandlung des Gegenstandes würdig, wissenschaftlich, und im Einklange mit der herschenden Philosophie. Anders Gesenius, dessen leichtfertige Witze bei Besprechung der alttestamentlichen Geschichten den guten Geschmack beleidigten und darum bei den besseren, welche dieß wol fühlten, auf die Dauer dem Rationalismus entschiednen Schaden thaten. Namentlich die Kirchengeschichte, zu deren Vortrag er innerlich wol am wenigsten berufen sein mochte, mußte seinen Zuhörern nur als eine Geschichte menschlicher Thorheiten erscheinen. Diesen beiden stand der alte würdige Knapp als Vertreter einer gläubigen Anerkennung des Schriftwortes gegenüber; freilich kam infolge seiner milden Weise, da er alle nur irgend aus wissenschaftlichem Denken erzeugten fremden Ansichten ehrte und ohne alle Schärfe besprach, der Gegensatz beider Richtungen damals wenigen so zum klaren Bewußtsein; man hörte wol, ohne im Innersten berührt zu werden, hintereinander von 7—8 bei Wegscheider, von 9—10 bei Knapp, 10—11 bei Gesenius; die religiöse Meinung war aber für sie, die im kategorischen Imperativ sittlicher Forderungen nach Kant dahinlebten, ohne Werth

für das Bewußtsein. Noch wären etwa zu nennen Weber als Vertreter der alten Orthodoxie und Marks. Jener, schon bejahrt und von wenigen gehört, hatte wol nicht mehr den Einfluß einem Wegscheider wirksam entgegenzutreten, wenn er auch dessen Accommodationstheorie in seinen Vorlesungen über Hermeneutik, so oft es die Gelegenheit gab, zu widerlegen — oder besser, wo selbst seine die Schlangenwindungen versinnlichenden Handbewegungen mitwirkten, lächerlich zu machen suchte — seine äußeren Manieren waren überhaupt ziemlich auffallend durch ihre außerordentliche Lebendigkeit. Zudem hielt es viele ab, daß er als alter Wittenberger sich noch der lateinischen Sprache bediente, allerdings mit einer Gewandtheit, wie sie jetzt wol in Deutschland ausgestorben ist — aber selbst seine Zuhörer pflegten wol zu sagen, das Collegium höre sich an wie ein alter Katechismus mit griechischen und hebräischen Beweisstellen. Was Marks betrifft, so war er wenigstens als Universitätsprediger nicht unbeliebt, ohne sonst hervorzutreten.

Unter den Philosophen dürften zunächst Maaß, dessen Logik als ungemein klar und deutlich gerühmt wurde, und Gerlach (ebenfalls ein Wittenberger), an dem man den geistreichen Vortrag bewunderte, zu nennen sein. Des letzteren Eklekticismus schien die klügste Stellung den so verschiedenen Richtungen der Zeit gegenüber, und zugleich die angenehmste Weise, mit dieser in etwas bekannt zu werden — freilich nicht ohne Einseitigkeit in der häufigen Polemik gegen Kant, Schelling, Fries u. a. Charakteristisch ist der Rath, den Gerlach damals einem nach Berlin gehenden Studenten auf dessen Frage gab. „Es ist jetzt“ sagte er „um die Philosophie dort schlimm bestellt. Denn Schleiermacher ist ein bloßer Dialektiker und zum Theil Mystiker; Hegel ist Schellingscher Naturphilosoph, daher ich mich auch mit ihm nie würde befreunden können; und Solger ist dunkel.

Prüfen Sie selbst, hospitieren Sie bei allen, und sehen Sie zu, welcher Ihnen am besten zusagt. Trauen Sie keinem blindlings in dem, was er sagt, sondern ziehen Sie dabei überall Ihr eigenes unmittelbares Bewußtsein unbefangen zu Rathe." — Außerdem lasen Gruber über Aesthetik und Hoffbauer über Erfahrungsseelenlehre mit vielem Beifalle.

Welche der genannten Docenten und in welchen Collegien Stier während des ersten Halbjahrs gehört, ist nicht genau anzugeben; am fleißigsten ging er jedenfalls zu Knapp, bei den andern hospitierte er wol nur, um sie kennen zu lernen. Ueberhaupt war er weniger zum eigentlichen Studium der Theologie nach Halle gekommen, als vielmehr um für die Burschenschaft zu wirken, in deren Kreisen er als ein bevorzugter Schüler Jahns von Berlin her und nicht zum wenigsten durch seine dort erwähnte Schrift ein gewisses Ansehn genoß. Er stand hierin mit einem andern Jahnianer zusammen, dem Sohne eines bekannten Dichters aus der Nähe Berlins und selbst Dichter, welcher diese Universität Ostern 1817 bezogen, E. H. Schmidt. Als ein echter Schüler des Turnvaters geneigt wie keiner sich körperlich abzuhärten, aphoristisch und fast einsilbig — aber stets kraftvoll, oft witzig und scharf in seiner Sprache, machte derselbe auf manche damals den Eindruck eines politurlosen Naturmenschen, dessen Verse selbst unbehauenen Feldsteinen glichen; und man fragte sich wol, wie grade diese beiden, deren Uebereinstimmung nur in der Tracht zu liegen schien, wie grade die zarte Jungfräulichkeit mit der mannhaften Derbheit sich so verbünden konnte — denn Stier und Schmidt, welche sich erst kurz vor Ostern in Berlin einander genähert hatten, weil sie zufällig an dem nämlichen Tage den deutschen Rock anlegten, schienen in Halle die unzertrennlichen. Jener wohnte (wenigstens anfangs) im Bothfeldschen Hause hinter der Ulrichskirche und aß bei Trott neben dem Post-

hause, bald aber vereinigten sich beide zu gemeinsamem Mittagessen auf Schmidts Stube (bei Uhlig) und brachten von nun an fast alle Tage zusammen zu — bis sie das letzte Vierteljahr auch dieselbe Stube bewohnten. Sie hatten allerdings viele und für Stier grade wichtige Berührungspunkte: dichterische Begabung, die gleiche Verehrung für Shakespere, dessen Lesung sie manchen Vor- oder Nachmittag in gemeinsamem Studium des schwierigen Textes mit seinen Commentaren widmeten, vor allem aber, wie gesagt, die gleiche Verehrung für Jahn und seine Lehren. Ob Schmidts Liebe zum Flötenspiele von seinem der Musik im ganzen wenig zugewandten Freunde gehörig gewürdigt wurde, mag dahin gestellt bleiben; auch auf dem Gebiete eigentlich theologischer Ueberzeugungen trat gelegentlich manche Verschiedenheit hervor — im ganzen aber wurde Stier grade durch das vom Gewöhnlichen so ganz abweichende Urwüchsige in Schmidts Wesen unwiderstehlich angezogen, umsomehr als der Grundzug darin eben eine echt deutsche Biederkeit und Redlichkeit in Gedanke, Wort und Thaten war; Schmidt schien ihm das zu sein, was nach Jahns Forderungen jeder Deutsche wieder werden sollte.

Das Wirken beider Freunde unter den Studenten können wir nur im allgemeinen andeuten. Wol war dort ein ernster Sinn durch die Verbindung der Teutonen, welche erst in diesem Jahre bei der Feier der Großgörschner Schlacht ihren langjährigen Streit mit den Sulphuristen aufgegeben hatten, angebahnt worden; allein da jene eine geheime d. h. nicht vom Senate anerkannte Verbindung waren, wirkten sie doch nicht im Sinne der allgemeinen Burschenschaft, wie man sie seit dem Wartburgsfeste auffaßte. Diese hatte das ausgesprochene Ziel, nach und nach sämmtliche Studierende zu umfassen; und den verschiedenen Landsmannschaften blieb meist nichts anderes übrig, als ihre bisherige Abgeschlossenheit aufzugeben und sich auf ein wenn auch

enges doch formloseres Zusammenleben zu beschränken. Sie konnten dem mächtig von den anderen Hochschulen herüberdringenden Geiste nicht widerstehen, wie sich auch in äußeren Dingen zeigte. Am äußern Galgthor (j. Leipziger Thor) wohnten einige Westfalen, welche von ihrem Wirte die Erlaubnis erhalten hatten, so oft sie wollten den schönen großen Garten am Hause für sich zu benutzen. Obgleich jene als frühere Mitglieder der Westfalia noch jetzt eng zusammenhielten, konnten sie doch bei dem herschenden Tone absoluter Geselligkeit unter allen Hallischen Burschen, dessen Ausdruck bekanntlich das (ziemlich spät erst untergegangene) allgemeine Du war, nicht hindern, daß alle Burschen ohne Unterschied jene Erlaubnis auf sich ausdehnten. Später zog Stier selbst in dieses Haus.

In der eigentlichen Burschenschaft, welche für Halle vom 12. Januar d. J. datierte, und um deren kräftige Begründung besonders Stürm, nächst ihm Schallehn, Schirmer (auch ein Jahnscher Vorturner), Jeschovitz, G. Schweder u. a. sich Verdienst erworben hatten, schienen freilich, nach dem Aeußern zu urtheilen, immer noch verschiedene Richtungen vertreten; namentlich war die deutsche Tracht keineswegs allgemein — selbst Ausschußmänner renommierten gelegentlich noch in alter Weise mit Stürmer Kollett, Kanonen, Pfundsporen und Reitpeitsche. Sie hatte noch keinen Turnplatz, und die eifrigsten Schüler Jahns sahen sich auf Uebungen beschränkt, zu denen es keiner künstlichen Geräthe bedurfte — insbesondre galten tüchtige Dauermärsche als Mittel der Abhärtung. Fechtübungen wurden zahlreich von den einzelnen vorgenommen, eine Verpflichtung dazu bestand nur im allgemeinen; wenigstens erließ man sie schwächeren, wie Stier. Das Duell erklärten die Hauptwortführer, wo sie Gelegenheit fanden ihre persönliche Ansicht auszusprechen, unbedenklich für etwas moralisch-schlechtes, aber man hütete sich durch grundsätzliche Verwerfung

desselben seitens der Burschenschaft eine unnöthige Erbitterung hervorzurufen. Wie mit dem Duell so hielt man es mit den meisten Renommistereien der ehemaligen Landsmannschaften im Biertrinken u. dergl. So gaben denn die Vertreter der Burschenschaft offen zu, daß sie noch gar manches unvollkommene enthalte, um so fester aber hielten sie an der Forderung strenger Sittlichkeit, an dem bekannten Ziele „christlich deutscher Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft zum Dienste des Vaterlandes." Die Formen waren verhältnismäßig lose: das Ganze theilte sich in Rotten zu zehn, die Vorsteher dieser galten als Ausschuß; über ihnen stand der neun zählende Vorstand, welcher auf ein Vierteljahr gewählt wurde und unter sich einen Sprecher, einen Kassenwart und zwei Schreiber bestimmte — zunächst auf sechs Wochen. Wer zu spät kam oder ohne vorhergegangene Entschuldigung fehlte, zahlte eine entsprechende Geldbrüche. Die Berathungsgegenstände wurden von den Ausschußmännern mit den einzelnen Rotten vorberathen, dann in der alle 14 Tage Abends 7 — 9 abgehaltenen ordentlichen Versammlung erledigt; nur in zweifelhaften Fällen kam es zur Abstimmung mit Kugeln. Dazwischen gab es außerordentliche Versammlungen nach Bedürfnis, an welche sich ebenfalls ein trauliches „Colloquium" anzuschließen pflegte. Diese wie jene wurden meist durch die Ueberlieferung angesagt — allgemeine Feierlichkeiten, wozu die ganze Studentenschaft aufgefordert wurde, z. B. die Begehung vaterländischer Festtage durch Commers und Rede in Reideburg, durch Anschlag am Bret. Den Aufzunehmenden, welche mindestens ein Vierteljahr mit den Burschen umgegangen sein mußten, legte der Sprecher folgende Fragen vor:

„Wollt ihr, deutsch und frei geboren, auch als deutsche freie Burschen treu sein zu Schutz und Trutz? Wollt ihr dem Brauch der Burschenschaft treu nachleben und so viel in euern Kräften

steht, denselben zu verbessern suchen? Wollt ihr auf wahre Ehre halten, und, wenn es darauf ankommt, sie mit eurem Blute verteidigen? Wollt ihr das?"

Die Aufnahme erfolgte dann durch Handschlag und Bruderkuß. Alle diese Formen waren dem Senate angezeigt und von demselben die Verbindung amtlich bestätigt worden.

In dieser Burschenschaft und für sie zu wirken, durch Reisen das deutsche Vaterland, die Menschen und ihre Thorheiten kennen zu lernen, und sich so für das Leben selbst vorzubereiten — das war ausgesprochenermaßen einer der Hauptzwecke Stiers. Wir sind durch die Aufzeichnungen eines seiner damaligen Freunde in Stand gesetzt, nicht wenige Einzelheiten aus seinem Leben in jener Zeit beizubringen; schade, daß dieselben sich zuerst fast nirgend auf das ihn vor allem in Anspruch nehmende innere Leben der Burschenschaft beziehen, nur gelegentlich auf Ereignisse, welche für jene von großer Wichtigkeit waren, wie den Auszug der Göttinger Studenten nach Witzenhausen 8. Juli und Aehnliches. So sind wir denn fürs erste mehr auf Aeußeres gewiesen. Wie fröhlich bekletterte Stier gleich nach seiner Ankunft in Halle die Felsen bei Gibichenstein, die ersten, die er im Leben sah; es reizte ihn nicht wenig, ganz allein alle verborgenen Schönheiten, für die sein dichterisches Gemüth so empfänglich war, selbst aufzusuchen. Acht Tage später finden wir ihn bereits in Naumburg. Schon seit längerer Zeit war es Sitte der Hallischen, Jenaer und Leipziger Studenten, am Pfingstheiligabend dort eine große Zusammenkunst zu halten; dießmal forderte die Burschenschaft insbesondere „alle, welche es mit der deutschen Sache redlich meinten" zur Theilnahme an dem Wanderzuge auf. Es fanden sich im ganzen 252 Burschen zusammen, darunter 165 aus Jena, 21 aus Leipzig. Stier war schon Sonnabend früh 3 Uhr aufgebrochen und daher gegen Mittag vor manchen an-

dern eingetroffen; er überzeugte sich bald, wie wahr das Gerücht sei, daß Jena vor allen deutschen Hochschulen durch die Einigkeit und Herzlichkeit, durch Herschaft eines biedern und unverdorbenen Tones hervorsteche. Man besah zunächst den Dom und andre Merkwürdigkeiten, um halbvier versammelten sich sämmtliche Burschen, deren viele nur in Turnhosen und Jacke gingen, auf dem Markte, um die Festlichkeit mit dem Gesange mehrerer Lieder z. B. des eben erst gedichteten „Stoßt an! Jena soll leben!“ zu beginnen. Die erwählten Präsides standen in ihrer schwarzen deutschen Tracht und den breiten rothen Bändern (die Farben der Burschenschaft waren damals noch Roth und Schwarz allein), auch mit Schlägern bewaffnet, an dem einen Ende des Kreises in der Nähe des Roland und ordneten den Gesang zur Freude der unermeßlichen Zuschauer und Hörer. Dann gings, Spielleute voran, in möglichst gemischtem Zuge zum Thore hinaus in den Bürgergarten, wo der feierliche Commers mit dem damals aus dem „Landesvater“ umgedichteten Weiheliede abgehalten wurde. Zwischendurch machte man Turnspiele oder unterhielt sich — wer möchte die Freundschaftsbündnisse zählen, die an diesem Tage geschlossen wurden! Je lebhafter das Verlangen war, das schöne deutsche Vaterland weiter und weiter kennen zu lernen, desto eher ließ sich dieser oder jener Hallenser bestimmen, mit dem eben gewonnenen Jenaischen Freunde zu ziehen und das nördliche Thüringen zu durchstreifen. Stier stand in der Abenddämmerung auf der höchsten Höhe des Kirschgartens und ließ sich von dem Jenenser Költsch die schon etwas verdunkelte Gegend zeigen. „Siehst Du,“ sagte der, „diese zunächst stehende schwarze Masse ist die Schulpforte, die dahinterliegende aber die Rudelsburg; das werden wir alles morgen zu sehen bekommen, wenn Du mich begleitest; und dann gehts weiter über Saaleck, Camburg, Dornburg nach Jena, und von da machen wir einen Abstecher

nach Weimar, Kölleda, Kelbra und dem Kiffhäuser." Welch herliche Aussicht, so viele deutsche Burgen und Berge mit Augen zu schauen und zu besteigen; Stier war sofort entschlossen, erst Anfang Juni war er zurück, und die Begeisterung, mit der er seinem Freunde Schmidt das Erlebte erzählte, bewies, daß er die Reise nicht bereute.

Indes bot ja auch die Nähe von Halle hinreichend Gelegenheit zu weniger zeitraubenden Gängen; vor allem war der Petersberg mit seiner (damaligen) malerischen Ruine ein beliebtes Ziel nicht bloß der Burschen*), in der Regel um von dort aus den Sonnenaufgang zu genießen. Einen solchen Spaziergang machte Stier u. a. am 14. Juni mit einigen zwanzig andern, darunter dießmal Schmidt, Lehmann (der spätere Astronom, Aufzeichner jener Notizen), Fleischhauer u. a. Man ging vor Mitternacht von Halle weg, um sicher halbvier Uhr oben zu sein, und genoß den herlichsten Anblick; bekanntlich ist die dortige Aussicht so reichhaltig, weil sich der an sich nicht besonders hohe Berg als einzelner Porphyrkegel aus einer viele Meilen weit ausgedehnten Ebene erhebt. Außer den näher liegenden Städten und Städtchen (Zörbig, Löbejün) sah man auch Leipzig gegen Mittag, Köthen im Nordosten, gegen Abend den runden Rücken des Brockens; nur gegen Mitternacht war es nicht klar genug, um den Magdeburger Dom zu entdecken. Auch der 80' hohe Signalturm wurde erstiegen, doch ohne merklichen Mehrgewinn. Allmählich wurde es in der Küster- und Pfarrerwohnung neben der Ruine lebendig; manche Burschen wollten sich Frühstück bestellen, da sie aber nach dem theuern Gasthofe am Fuße des Berges gewiesen wurden, zog man im Masse geradeswegs und zwar nüchtern nach Halle zurück — denn auch die Uebung der Entbehrung galt etwas in der Burschenschaft.

*) Vgl. K. v. Raumers Gesch. d. Pädagogik IV S. 90, Anm. 2.

Stier hatte das Ganze so wolgefallen, daß er den Weg noch oft in ähnlicher Weise wiederholte.

Ein ander Mal wurde das naheliegende, bekanntlich damals von Weimar aus fleißig benutzte Bad Lauchstädt besucht; es war Sonntag den 12. Juli. Viele lockte die Aufführung der Maria Stuart durch die Truppe der Mad. Sophie Walter (wobei die Schulz aus Weimar zur allgemeinen Anerkennung die Titelrolle gab, während die Albini als Elisabet allgemein misfiel), andere der daran sich schließende Ball; unsere Burschenschafter wollten vor allem beobachten. Als sie durch das Salzkotenviertel „die Halle" gingen, ritt Gesenius an ihnen vorüber, er hatte sich mit Wegscheider u. a. ebenfalls für Lauchstädt verabredet. Es war eine furchtbare Hitze, wie überhaupt in jenem Sommer das Thermometer mehrmals bis 28 ° stieg; aber der ganze Weg wurde durch lebhaften Meinungsaustausch über diesen oder jenen bald philosophischen bald die deutsche Sprache oder die Theologie betreffenden Punkt gewürzt — Disputationen, auf die wir noch zurückkommeu werden. Das Schauspiel hatte schon vor einer Stunde angefangen, als sie im Badeorte eintrafen; so besahen und beobachteten sie denn nach kurzem Imbiß, was im Uebrigen zu sehen war, z. B. den grünen Tisch im Spielzimmer mit vielen Excellenzen und steifen Herren darum. Dieß besonders gab ihnen nachher zu reden. Schmidt sagte kurz „Wir haben nun kennen gelernt, was Philister sind; wir haben genug gesehen." Stier verbreitete sich ausführlicher über alle diese und ähnliche „verderbliche Philistereien", wohin er auch Bälle, Redouten, Ressourcen, Conditoreien und alle sinnlichen Vergnügungen rechnete — das alles sei der deutschen Volksthümlichkeit zuwider; denn wenn auch die denselben nachgehenden Männer die gutmüthigsten, freundlichsten, freigebigsten Männer seien: so diene das doch der Verweichlichung und entbehre der alles adelnden Kraft — er möchte

wol in der Welt herumreisen, um das alles zu beobachten und dann gründlich an den Pranger zu stellen. Natürlich gingen alle drei (Lehmann war wieder der dritte im Bunde) heim, ohne den Ball zu besuchen, auf welchem übrigens die Hallischen Burschen den zahlreich anwesenden Officieren mit glänzendem Erfolge das Recht der Anordnung streitig machten; das Tanzen galt in Stiers Augen bereits als ein Hauptttheil der Philisterei. Bald gab es Gelegenheit, jene Grundsätze praktisch zu bewahrheiten; es war bereits über 10 Uhr, die drei waren hungrig, und wollten doch in der Nacht noch zurück. Aber nur Conditoreien waren noch offen — da bestimmte Stier die andern, lieber ungegessen sofort nach Halle zurückzumarschieren, wo sie denn, tüchtig von Regen durchnäßt und hie und da nur durch Lehmanns astronomische Kenntnisse geleitet, halb drei Uhr wieder anlangten.

Ein ander Mal sollten die Schlachtfelder von Merseburg (Keuschberg), Lützen und Großgörschen besucht werden, Stier hatte sich mit Lehmann bereits verabredet, aber Hindernisse traten dazwischen. So unternahm dieser die Reise ohne ihn mit zwei andern; doch holte Stier das hier versäumte bald in andrer vollständigerer Weise nach. Etwa den 15. August trat er mit seinem Schmidt, der ihm hier durchaus zum Muster diente, im Anfange auch von Rennecke begleitet, eine größere Reise über Schkeuditz nach Leipzig (wobei die aus der Völkerschlacht bekannten Dörfer sorgfältig im einzelnen aufgesucht wurden), Oschatz, Dresden, nach der Sächsischen Schweiz an, von wo sie durch das Altenburgische über Lützen zurückkamen und nun im Fremdenbuche des Invalidenhäuschens zu Groß-Görschen den Namen ihrer Freunde die eignen hinzufügten. Stier schrieb in Erinnerung an Grells Predigt von 31. Oct. 1817 hinein:

„Das Leichtere ist gethan, aber das Schwerere ist noch zu thun übrig. Denn es stehet geschrieben in der Offenbarung Johannis: Halte

was du hast, daß niemand deine Krone nehme. Groß-Görschen, den 27. August 1818.“

und beide unterzeichneten es.

Sie trugen unterwegs nur die deutsche Tracht, ohne einen zweiten Anzug zum Wechseln bei sich zu führen; es regnete während des ganzen vierzehntägigen Marsches fast täglich — aber grade diese Abhärtung wollte man, und Stier fand, daß er viel mehr habe ertragen können, als er anfangs geglaubt. Schmidt war ihm darin ein trefflicher Führer gewesen, zumal er die Fußwanderungskunst man möchte sagen theoretisch studiert hatte und überall die besten Rathschläge zu geben wußte. Dafür suchten sie denn grade die schwierigsten, nur durch mühsames Klettern zu überwindenden Wege mit besondrer Lust auf, z. B. am Liliensteine an der Elbe; und wußten nach der Heimkehr den Freunden überhaupt nicht genug von den gehabten Genüssen und gefundenen Merkwürdigkeiten zu erzählen. Stier sah einen seiner lebhaftesten Wünsche annähernd erfüllt. In Altenburg in einem schönen Garten hatte er einen kostbaren Leichenstein gefunden, den ein Fräulein ihrer Schooßhündin gesetzt mit folgender Inschrift: „Hier ruht mein theuerster einziger Schatz; sie hatte mit mir gelebt und herumgewandelt eilf Jahre, Lady war ihr Name.“ Darunter dann den Namen des Fräuleins. „Nun gut“ fuhr er in seiner Erzählung fort, „das gehört zu den Thorheiten der „Menschen. Wir fanden aber solche Thorheiten an allen Orten „und Ecken. Dahin gehören die unzähligen Moden in der Klei„dung, welche wir sahen. Wenn erst die deutsche Tracht allge„mein geworden sein wird, wenn erst alle Moden aufgehört haben „werden: dann wird diese unsre Tracht nicht mehr als Thorheit „betrachtet werden; aber so wie die Verhältnisse jetzt sind, hatten „wir viel auszustehen, indem die Leute (vorzüglich in Altenburg, „Penig und Merseburg) zusammenliefen und über unsre Haare

„und Trachten Glossen machten. Aber was ist zu thun? Wollte „man sich davor fürchten und sich überall nach der Mode kleiden, „so würde es nie anders werden" u. s. f. Uebrigens bildete diese sächsische Reise den Schluß des Sommersemesters, wenige Tage darauf reiste Stier nach Berlin, nachdem er noch Lehmann versprochen, das nächste Ziel eines gemeinsamen Marsches solle der ehrwürdige Magdeburger Dom sein.

Noch liegen uns Aufzeichnungen jenes Freundes vor über eine Menge bald mehr bald weniger ausführlicher Gespräche, welche damals im Freundeskreise auf der Stube oder auf Spaziergängen geführt wurden, wie deren namentlich vor das Rannische Thor in den Hubeschen (Kirsch=) Garten, nach Ludwig et caetera, bis zur Rabeninsel, oder anderwärts beliebt waren; es wird angemessen sein, einzelnes daraus anzuführen. Wir sahen oben im 2. Capitel bei Besprechung des Reformationsjubiläums, wie Luthers aufrichtiger Charakter und seine Deutschheit schon in der Form viele anzog, welche sich um dessen reformatorische Grundlehren, um die Rechtfertigung aus dem Glauben wenig kümmerten oder doch anderes für wichtiger hielten — eine bei der Vielseitigkeit des Reformators erklärliche Erscheinung. Für Stier war offenbar schon damals biblische Glaubensfestigkeit und Innigkeit ein wesentliches Stück echtdeutschen Volksthums geworden; daher er sich wie gesagt in Halle am ehesten zu Knapp hingezogen fühlte, während ihn Weber durch manches äußere zurückstieß; „er ist ein guter Theologe" pflegte er zu sagen, „aber lesen sollte er nicht." Aber tiefer noch war schon damals sein Widerwille gegen alles Rationalistische. Als ihm ein Freund im Gespräche über die Esoterica von Wünsch*) berichtete, wonach die jüdischen

*) Esoterica oder Ansichten der Verhältnisse des Menschen zu Gott, nebst neuen Erörterungen über die heilige Urkunde der Geschichte der

Weißagungen auf Christus aus misverstandenen Hieroglyphen der Aegypter und Chaldäer von der Sonne entstanden seien; daß aber der Mensch Jesus vor 1800 Jahren beschlossen habe, diese Weißagungen so gut möglich zu erfüllen, damit sein Volk nicht länger umsonst warte, und sich dabei physicalischer Kunststücke zur Unterstützung seines Ansehens bedient habe: so erklärte ihm Stier unumwunden „Ich wäre schon des Titels wegen gegen „ein Buch eingenommen, welches einen scharfen Unterschied macht zwi„schen dem sogenannten Volk und den Gelehrten und Gebildeten; „sehe ich aber Bücher, worin Ausdrücke vorkommen, wie der „Mensch Jesus, der Weise von Nazaret: so werfe ich sie alle„mal bei Seite; ich kann mir nicht denken, daß an Büchern et„was ist, in denen so frivole Ausdrücke vorkommen."

An Gelegenheit, sich rationalistischgesinnten Studenten gegenüber auszusprechen, fehlte es natürlich nicht. Einer hatte Klopstocks Namen lobend erwähnt, da fiel ein Hamburger ein: „Ich „bin nicht so sehr für Klopstock eingenommen; er lebte in Hol„stein, wo der Geist des Mysticismus und Obscurantismus von „jeher spukte, und hat in allen seinen Werken den Beweis gege„ben, daß er von jenem Geiste nicht wenig angesteckt war, in dem „Lande eines Stolberg, Kleuker, Klaus Harms — man denke sich „nur den dunkeltönenden Namen Klaus Harms, bei dessen hören „schon einen eine Art von Grauen anwandelt!" Ein anwesender Westfale setzte hinzu: „Du darfst diese Dunkelmänner aber nicht in „Holstein allein suchen; derselbe Geist spukt jetzt überall und sucht „die vernünftigen Ansichten, die sich neben ihm aufthun, zu unter„drücken. Da ist z. B. Marheineke in Berlin, der ist so orthodox, „daß er Luthern fast göttlich verehrt; wenn er im Collegium von

---

Menschheit; nur für die heiligen Statthalter Gottes auf Erden, keineswegs aber für das Volk. Von Dr Wünsch, Prof. an der Univers. zu Frankfurt a. O.

„ihm spricht, so nimmt seine Stimme allemal etwas feierliches an „und er declamiert mit Ekstase „„Luther! Luther!““ Man wandte sich nun an Stier, da er Marheineken gehört habe, also das gesagte bestätigen oder widerlegen könne; dieser aber erklärte, da er seine Leute kannte (vgl. ob. S. 65), mit Bestimmtheit „Es gibt ver„schiedene Dinge, über welche es mir ganz unmöglich ist vor „Ungeweihten zu sprechen; wenn z. B. von Marheineke oder von „Burschenschaft gesprochen wird, so ist mirs als wenn mir der „Mund zugeschlossen wäre." Da meinte einer der Westfalen „Nun ich bin nicht dafür, so hart auf jemanden einzudringen, „wenn es für ihn Gewissensfragen sind. Zum Glück haben wir „hier in Wegscheider einen kräftigen Damm gegen das Aufkom„men jener Dunkelmänner, desgleichen in Gesenius, dem frei„lich beim Vortrage der Kirchengeschichte etwas mehr christlicher „Geist zu wünschen wäre." „Ja, was nennst Du aber christlichen „Geist?" fiel hier der Hamburger ein; „das ist ein sehr relativer „Begriff." Jetzt sprach sich Stier unverhohlen aus: „Es ist ein „teuflischer Geist, womit Gesen die Kirchengeschichte und nament„lich die Urzeit derselben behandelt." Hierauf entgegnete der Hamburger nicht ohne Heftigkeit: „Womit willst Du das bewei„sen? Ich für mein Theil bin in religiösen Ansichten höchst to„lerant, und glaube daß keiner sich aufwerfen darf, er habe den „wahren Glauben; das hat schon Lessing in seinem Nathan aus„gesprochen" u. s. fort. Stier suchte den Kampf zu verbergen, den es ihn kostete, solche Reden mit anhören zu müssen, sagte aber doch: „Wie oft habe ich mich schon über dieses Stück von „Lessing geärgert! Hienach würde das Ergebnis sein, daß das „Christenthum gar keinen Vorzug vor den andern Religionen „hätte." Das Gespräch wurde bald abgebrochen, die Freunde gingen nach Hause und sprachen sich auf dem Heimwege mit Herzlichkeit über ihre eignen religiösen Ueberzeugungen gegen ein=

ander aus. Stier war außer sich über eine solche Gleichgültigkeit in Religionssachen, worauf Schmidt trocken auseinandersetzte, wie wenig das grade bei einem Hamburger verwundern dürfe. „Ach" schloß Stier das Gespräch „die Gefahr wäre nicht so groß, „wenn es nicht grade Theologen wären, die so denken; wieviel „kann dadurch dem Volke Schaden gebracht werden!"

Ueber Gesenius zu Gerichte zu sitzen fand sich übrigens bald weitere Gelegenheit. Schmidt war es zunächst, der wieder davon anfing. „Ich habe" sagte er „weiter über jenen Punkt nachgedacht und gefunden, daß Kirchengeschichte ihrem Wesen nach „nichts anderes als Geschichte ist und daher als solche behandelt „werden muß. Nun ist es aber ein Vorzug eines Geschichtsforschers, wenn er unparteisch ist d. h. keine vorgefaßte Meinung „hat, und in der Hinsicht kann ich G. nur loben, weil er die „Urgeschichte des Christenthums mit demselben Scharfsinn untersucht wie die Legenden des katholischen Mittelalters." „Wer aber" warf ihm Stier ein „kann parteiischer sein als der, dem alles, „was einen frommen christlichen Anstrich hat, ein willkommner „Fund ist, daran seinen Witz und Spott auszulassen? Wer „etwas gründlich untersuchen will, muß nicht schon vorher bei „sich selbst darüber entschieden haben. Ich will G. seine Verdienste um die morgenländischen Sprachen nicht absprechen, aber „Kirchengeschichte sollte er durchaus nicht lesen." Da kam Lehmann dazu; was er berichtete, mußte allerdings Stiers Vorwurf bestätigen. Gesenius hatte (1. August) beim Rückblick auf die Periode von Constantin bis Gregor d. Gr. etwa folgende Aeußerung gethan:

„Ich muß bei dieser Gelegenheit vor der Darstellung warnen, welche „Stäudlin in seinem Compendium von dem moralisch-religiösen Geiste „der 2. und 3. Periode gibt, weil er nur die guten Folgen der Einführung des Christenthums aufzählt und von den bösen ganz schweigt. „Dieß Streben ist ebenso verwerflich, als wenn einer nur das Schlechte

„herausheben wollte. Nach meiner Ueberzeugung aber waren die guten „Folgen der Einführung des Christenthums damals äußerst sparsam „und beschränkten sich auf die moralische Besserung weniger einzler Men-„schen, die auf das öffentliche Leben keinen Einfluß hatten" u. s. fort.

Eine große Anzahl Zuhörer hatten an dieser Aeußerung gerechten Anstoß genommen und sofort eine Vergleichung mit Stäudlin selbst beschlossen; sie fanden, daß letzterer vielmehr ganz unparteiisch zu Werke gehe und sowol den guten als den für den Augenblick bösen Folgen des Christenthums ihr völliges Recht widerfahren lasse, nur daß er jene besser heraushob als Gesenius, und namentlich (wovon dieser ganz schwieg) den wolthätigen Einfluß der Mission auf die heidnischen Völker in sein rechtes Licht setzte. Man beschloß nun, sich künftig mehr an Stäudlin (bekanntlich ein ehrlicher Kantianer) als an Ges. zu halten, und Lehmann theilte dieß den beiden Freunden mit, indem er ihnen zugleich die betreffende Stelle aufschlug. Schmidt las sie aufmerksam durch, legte das Buch bei Seite und sagte „Du kannst „dir die Mühe sparen, Stier, und mir aufs Wort glauben, daß „St. so unparteiisch ist als einer sein kann." Als aber Lehmann weiter aus dem Vortrage erzählte, brach Stier los „Also das ist „unparteiisch? Ges. setzt hiedurch den wolthätigen Einfluß des „Christenthums in der damaligen Zeit auf Null im Vergleich mit „dem schädlichen, also er hebt nur das schlechte heraus; dieß „Streben ist nach seiner eignen Erklärung ebenso verwerflich als „das umgekehrte, also er hat sich selbst das Verdammungsurtheil „gesprochen. Wer hat je den Einfluß gesehen, den der christliche „Glaube im stillen auf Tausende hatte, damals wie jetzt? „Aber wer keinen christlichen Geist hat, kann sich von solchem „unsichtbaren und geräuschlosen Einfluß gar keine Vorstellung „machen." Lehmann: „Ges. sagte nun weiter:

„Die meisten Christen setzten damals das Wesen ihrer Religion „theils in prunkvolle Gebräuche theils in leere dogmatische Untersuchungen."

Stier unterbrach ihn „So kann nur einer sagen, dem aller äußerliche Gottesdienst, dem alle dogmatischen Untersuchungen gleichgültige Dinge sind.“ Jener fuhr fort:

„Und die ärgerlichen Streitigkeiten auf den Concilen haben mehr „zu Verwilderung und Verderben der Menschen als zu ihrem Heile „und ihrer Veredlung gedient.“

Stier sagte „Das kann zugegeben werden, aber Ges. scheint „hiebei die Streitigkeiten selbst als schädlich zu bezeichnen; diese „waren vielmehr nützlich, denn sie bereiteten die Erkenntnis der „Wahrheit vor; schädlich waren nur die ärgerlichen Auftritte, die „dabei vorkamen.“ „Nun aber das Aergste“ schloß Lehmann; „Ges. behauptete:

„Ueberhaupt kann man sagen, daß der veredelnde Einfluß des Christenthums dahin war, sobald es Staatsreligion wurde; es hätte mehr „gewirkt, wenn es wie bis dahin in der Verborgenheit geblieben und „in geheimen Versammlungen durch begeisterte Männer fortgepflanzt wor„den wäre.“

Hier nahm Schmidt wieder das Wort „Welch toller Ein„fall! Wenn das so fortgegangen wäre, so wäre das Christen„thum bis auf diese Stunde noch nicht Staatsreligion geworden, „und wir wären noch im ärgsten Götzendienste des Heidenthums, „und es würden nur verborgene, geheime Versammlungen sein, „die das Christenthum annähmen. Würden diese nicht noch jetzt „ebenso sehr verfolgt werden wie in der Zeit der Apostel? Dann „wäre das ganze Christenthum auch noch jetzt nichts anderes als „ein Conventikelwesen, welches so großes Unheil anrichtet.“ Stier fügte hinzu „Mit Einem Worte: Gesenius ist unsinnig, und wir „thäten am besten, wenn wir nicht weiter von ihm sprächen.“

Ueber Wegscheider urtheilte er nicht viel günstiger. Es kam vor, daß er in der Wärme des Gesprächs ausbrach „Ich „wünschte, daß ich W. nie mit Augen gesehen hätte, weil man „ihn wegen seines Unglaubens fliehen muß wie das Feuer“; das

hinderte ihn aber nicht, wenn seine Freunde ihn auf eine besonders wichtige Partie aufmerksam machten, einige Male zu hospitieren, um ihn noch gründlicher kennen zu lernen. Auch über Marks äußerte er sich klar und bestimmt, doch milder. Derselbe hatte z. B. am 26. Juli über das Evangelium („Jesus weint über Jerusalem") gepredigt und an dem Beispiele der damaligen Juden gezeigt, wie in einem Staate, wo die Anhänglichkeit an die Religion schwindet, auch alle gesellschaftlichen Tugenden schwinden und die entgegenstehenden Laster überhand nehmen, und wie dadurch der ganze Staat seinem sichern Verderben entgegeneilt — mit einer Schlußanwendung auf den eignen Staat. Die Freunde sprachen über die Predigt; Stier fand darin überall christliche Wahrheit, meinte jedoch, vieles was M. gesagt verstehe sich so sehr von selbst, daß es wenig Eindruck mache, wenn es besonders ausgesprochen werde. „Am wenigsten" fuhr er fort „gefällt mirs, daß er die Tugenden so spaltet, als wenn er auf „dem Katheder nach einem gelehrten Compendium der Moral „vortrüge; es gewinnt dadurch den Anschein, als könnte man sich „eine Tugend nach der andern wie eine mechanische Fertigkeit „angewöhnen; es gibt nur Eine Tugend, das ist die welche aus „dem lebendigen Glauben hervorgeht; keine einzelne Tugend ist „eine Fertigkeit, sondern jede muß aus einem Kampfe hervorgegangen sein."

Häufig wandte sich das Gespräch auch auf philosophische Materien, sogar auf Astronomie und Naturkunde, wofür sich Lehmann so interessierte; da zeigte sich denn, daß St. durch das in Berlin betriebene Hospitieren in den verschiedensten Collegien sich manche gelegentlich zu verwerthende Kenntnisse angeeignet hatte. Solger hielt er noch immer hoch, über Schelling und Hegel sprach er mehr nur nach Hörensagen, doch mit Achtung, namentlich über ihre Behandlung der mit Metaphysik verbundenen

und dadurch vertieften Logik. Die gemeine Logik, wie sie in Halle gelesen wurde, schien ihm nur auf ein Formelwesen hinauszukommen, das den Geist mehr einzwänge als frei sich entwickeln lasse; ja sie sei der Art, daß, wer nicht vorher schon denken gelernt, dadurch es gewiß nimmermehr lerne. Die meisten Disputationen bestätigten ihm seine Erfahrung, daß wenig dabei herauskomme, da schließlich jeder bei seiner Ansicht bleibe; doch kamen auch Fälle vor, wo er sich seine eigene Ansicht als irrig weg disputieren ließ. Einmal äußerte er ganz offen „Meine philosophi„schen Ansichten sind bis jetzt immer im Werden gewesen, und „so wird es wol auch künftig sein; aber in der Theologie „glaube ich der Hauptsache nach fest zu stehn."

Es erübrigt noch, nach Stiers Stellung zur Literatur zu fragen. Was ihm zu Gesichte kam und ihn irgend interessierte, wurde natürlich mit Eifer gelesen und gelegentlich verwerthet, insbesondre alles was vom „Alten in Baireuth" ausging wie etwa die „Friedenpredigt an Deutschland", oder Sachen wie das damals angekündigte Buch von Gutsmuths „Deutsches Land und deutsches Volk." Aber auch seine eigne Feder ruhte nicht. Bald hatte ihn ein Freund (Agricola, Nachkomme des Magister Eisleben) gebeten, weil man ihm zuhause die deutsche Tracht nicht erlaube, für seinen Vater eine „philosophisch=historisch=moralische Apologie" derselben zu schreiben, welche so energisch und überzeugend ausfiel, daß von da ab das ganze Agricolasche Haus deutsche Röcke trug; bald ließ er unaufgefordert und insgeheim seinen Trieb walten, nach seinem Wahlspruche „was innen ist, muß heraus." Namentlich entstand damals eine Schrift, mit der wir uns näher beschäftigen müssen; sie führte den Titel:

„Der deutsche Burschenspiegel, zum Jahr 1819, unsrer Freiheit dem sechsten. Von R. v. Fraustadt", mit dem Motto aus Apostelgesch. 5, 38. 39. Wir lassen zunächst das Vorwort folgen:

Deutschlands Rettungsschlacht ist geschlagen auf Leipzigs Winnfelde — das alte Wesen und Treiben der Deutschen ist in seinen Grundvesten erschüttert und in seiner Nichtigkeit erkannt. Es wird und muß erstehen ein neues Deutschland durch Christenthum und Volksthum. Die äußere Befreiung ist durch Gottes Gnade geworden zur inneren Befreiung.

Der Hochschulen Freiheitsfest ist gefeiert auf der Wartburg Bundeshügel — das alte Wesen und Treiben der Burschen ist in seinen Grundvesten erschüttert und in seiner Nichtigkeit erkannt. Es wird und muß erstehen ein neues Burschenleben durch Eintracht und Freiheit. Die Burschen haben aus dem leiblichen Kampfe draußen Kampflust und Streitmuth mitgebracht zum geistigen Kampfe hier drinnen.

Es ist jetzt eine Zeit, da jeder reden muß, der Worte finden mag zum Reden, und in wessen Busen das neue Deutschland lebt, der muß es verkünden all seinen Brüdern als getreuer Sendbote des Geistes der Wahrheit. Darum hab' auch ich als Bursche geredet, weil sich mir die Worte von selber so fanden im begeisterten Herzen; und drum soll dieser Burschenspiegel, in einzelnen, fest und bestimmt ummarkten Bildern, allen denen, so noch sehen mögen, zurück- und vorspiegeln das neue Burschenleben, wie es klar vor meiner Seele steht.

Wir können jetzt alle nicht völlig anschau'n und begreifen das unbekannte Glück, so wir unsern Enkeln bereiten — aber eine große unnennbare Ahnung einer seligen Zukunft ist unser ganzes Jetzt, als das rechte wahre Mittel- und Mittleralter. Ich habe eine Seite dieser unendlichen Ahnung in ihrer flüchtigen Gestalt zu fassen und zu festen gesucht, soviel ichs vermochte, und bin tief eingedrungen, so lange ich noch Grund in meinem Herzen fand.

Das Büchlein entfloß einem treu unbefangenen Deutschen Herzen; und dieß allein und weiter nichts will ich ihm als Wehr und Waffe mitgeben ins jetzt noch zwiespaltige und zwielichtige Leben.

Ob das hier als Ahnung ausgesprochene früher oder später in die Wirklichkeit treten wird — einmal muß es in sie treten — das bleibt dem GOtt überlassen, der uns vom Pfade der Finsterniß zurückgeführt hat auf den Weg des Lichts — nächst Ihm aber jedwedem von euch, meine Brüder, und somit euch allen, die ich jetzt grüße mit dem Gruße eines Bruders.

Halle im Erntemond 1818. Rudolf von Fraustadt.

Auf dieß Vorwort folgte ein „Umblick und Einleit", sodann I. Hauptstück von Bursch und Burschenthum, II. Hauptst. von Burschenpflichten, III. Hauptst. von Burschenrechten und Burschenfreiheit, IV. Hauptst. von Burscheneinheit und Burschenschaft, V. Hauptst. von Burschenehre und Burschenzweikampf — meist in fortlaufender Betrachtung mit hie und da eingemengten (im ganzen 10) Liedern. Einige der letzteren sind im Anhange mitgetheilt; hier werden einzelne Haupt= und Kraftstellen der prosaischen Theile zur Kennzeichnung genügen. Der Umblick beschäftigt sich mit der Gegenwart als der gewaltigen Grenzzeit zwischen dem alten „deutschen Schein= und Meinleben und Michel= und Barthelthum" der „in einander verwickelten, durch Narrentheidingen und Zwingherrnfündlein aller Art überhaspelten und durchstrickten Papierstaaten und Staatlein" und der Neuen Zeit einer allumfassenden „Wiedergeburt, Besserung und Rückstaltung des gesammten Deutschlands und durch selbiges des Erdballs." Er fährt dann fort:

Ihr werdets nun glauben daß die Zeit Luthers wiedergekehrt ist doppelt und dreifach, und daß es herzlich Noth thut, daß durch des Gottesmannes Nachlaß sich neue Luthern bilden und bauen, gleichwie der Priester durch den Ausspruch längstentleibter Geister geweiht wird.

Und weiter unten:

„Schaut ferner um euch auf Denken und Wissenschaft, wie sie durch langen langen Verderb einhergeschlichen sind im verrostet eingeschachtelten und durchfalzten Zwangswams des leeren Begriffsverstandes, und wie so Leben als Sprache der Wissenschaft ganz enthülset und abgeschieden ist von der lebendigen allein wirklichen und kräftigen Anschauung des Göttlichen im Menschlichen, als Mittelkern und Heilandsstern jeglichen Bewußtseins, ich meine von dem Glauben an den Gottmenschen!"

Jetzt oder nie werde das geschehen, von den deutschen Burschen oder nie; ihre Pflicht sei es, Leib und Geist unberührt zu erhalten vom alten Verderben (wie Fichte in seinen Reden nur von der Jugend die Erneuerung des Volks erwartete), der Bur=

schenstand solle sein der Vorstand des neuen Deutschlands, die Hochschulen Pflanzschulen der großen Neugestaltung. Wol aber habe der lernende Bursch die Grenze seiner Pflichten und Rechte innezuhalten; reden dürfe er überall, aber handeln nur in seiner Burschenwelt, die ein freies Gemeinwesen in sich selbst sei.

„Denkts euch nur alle, welch eine schöne herliche Zeit des Kämpfens „und Ringens das geben wird, wenn wir nun eintreten ins düstre verwin„kelte und umhäkelte Leben hinaus, dessen innerstes Getriebe wir eben „umlenken und ausheben sollen, wenn wir nun alle Männer dastehen „als Volkslehrer und Prediger und Richter und Beamte und Vertreter „und Anwalte des Volkes, ein Jeder in eine besondere Thatstatt allein „verpflanzt und herausgerissen aus dem sich in Wechselkraft ermuntern„den Bruderkreise."

So mahnt er endlich zur Brudereintracht unter begeistertem Hinweis auf Worte von Fries und Arndt, auf die Pflicht rein und keusch zu sein. „Ehret die Frauen" ruft er, „denn sie flechten und weben Fester als wir noch das neue Leben."

Wir müssen es uns aus Rücksicht auf den Raum versagen, nach diesen an sich charakteristischen Zügen aus der Einleitung einen Auszug aus allen fünf Hauptstücken selbst zu geben, welche in ähnlicher Weise, nur noch tiefer eingehend nun die angedeuteten Fragen im einzelnen behandeln; nnr einige wichtigere Stellen mögen noch hier stehen. Aus Hauptst. III:

„Es irren, die da meinen, es wolle die Burschenschaft zur jetzi„gen Zeit nur das Geringste eigensüchtig sich anmaßen vor allen andern, „und es gefährde die Burschenfreiheit die Gleichheit der Staatsbürger. „Das ist eben daher misverstanden, weil sich allerdings im Burschen„stande als dem volksthümlichsten von allen — auch die äußere Er„scheinung der Volksfreiheit am volklichsten und reinsten darstellen muß. „Und dann ist ja jetzt eine Zeit, da wir die verlorene Freiheit zwar „heiß und theuer wieder errungen, aber noch nicht überall innerlich und „wahrhaftig bevestigt haben — denn das Reich Gottes besteht nicht in „Worten, sondern in der Kraft. Es beginnt eben mit unsrer Zeit das „große Streben des deutschen Volkes nach wahrhaftiger Volksfreiheit,

„so sich zwar nicht hurdi purdi in wenig umwälzenden Meutertagen, „wohl aber durch langsam inneres Kraftwirken und Geistpflanzen desto „schöner und deutschlicher bethätigen wird."

Und etwas später:

„Der Christenglaube soll nicht etwa sein ein dunkler Gefühls- „trieb oder blind folgender Köhlerglaube, sondern der wahre Glaube ist „eben das urgeborne Licht der Welt und das höchste und alleinige Wissen; „und alles Wissen wie jegliche Gewißheit ruht nur im Glauben, treibt „nur auf dem Glauben. Solchen Glauben regnet der Vater nicht über- „gnädig vom Himmel herab in die laß und weich schlummernden Seelen; „sondern er ist nur durch Gottes Liebesbeistand zu erlangen in freier, „gottergebner Selbstthätigkeit der menschlichen Vernunft — es ist eben „ein freier Glaube und ein klares Verstehen. Demnach muß christliche „Glaubens- und Gewissensfreiheit zugleich eins sein mit aller Menschen „Denk- und Geistesfreiheit."

Aus Hauptst. IV. Anknüpfend an ein Wort Carovés in dessen Burschenschaftsordnung „Man kann sagen, daß der neue deutsche Fürsten- und Volksbund ebenso nothwendig die Burschenschaft hervorrief, als die Befeindung oder Gleichgültigkeit der deutschen Stämme gegen einander die Landsmannschaften erzeugte"*) fährt er fort:

„Es wäre schier möglich, daß der Bund der allgemeinen deutschen „Burschenschaft auf festeren, tiefer ins Volk greifenden Wurzeln ruhete, „denn der ganze Frankfurter Bund der Fürsten, und dann würde „die Burschenschaft die erwachte Volkseinheit innerlich fortpflanzen, wenn „der Fürstenbund sie auch äußerlich wieder zertrennte."

Und am Schlusse dieses Abschnitts, nachdem er die Nichtburschen nach ihren Befürchtungen vor einer solchen Burschenschaft gefragt:

*) Eisenach bei Bärecke, damals eben erschienen. Dieses Citat sowie weiter folgende Hinweisungen auf den 18. October 1818 zeigen allerdings, daß der „Burschenspiegel" seinen Abschluß erst im Winterhalbjahr jenes Jahres erhielt. Der Entwurf des Ganzen und die Ausführung des Haupttheiles gehören aber jedenfalls noch dem Sommer an.

„Ich frage euch aber auch alle, ihr Fürsten und Herren Deutsch-„lands: Wer giebt euch das Recht, stets halsstarrig Verschwörung und „allerlei Unhuld zu fürchten, so wir doch aber- und abermal laut rufen: „„Wir wollen keinen Aufruhr! wir wollen langsam kräftiges Geistwirken „und Einglauben auf streng rechtlichem Wege!“ Wer ermächtigt euch „dazu, in grundloser Zwingherrei des freien Geistes freie Entwicklung „hemmen zu wollen? Und weshalb versagt ihr der rechtlichsten und „öffentlichsten Zunft eures Staates doch Recht und Oeffentlichkeit?“

Der Gedankengang des fünften Hauptstücks endlich ist etwa folgender: Nichts hergebrachtes ist recht, weil es hergebracht ist, sondern man muß seine Berechtigung an dem ewigen Soll prüfen. Ehre kommt jemandem zu, wenn irgendwo eine gute Meinung von ihm gilt; das erste und wichtigste ist die Selbstachtung, aber nur des in Gott lebenden, all sein Thun nur auf Ihn dankbar zurückführenden, wiedergebornen Selbst, also die Christenehre. Dem innern Werthbewußtsein aber entspricht eine äußere Anerkennung, die eigentliche Ehre im engern Sinne, die nothwendige Bedingung jedes Menschenvereins, weil nur sie die Befugnis in ihm zu handeln verleiht. Aller Misbrauch aber ist daher entstanden, daß man die äußere Ehre als die einzige hinstellte, für sich selbst genügend. Innere Ehre ist aber gewissermaßen die Seele, äußere der Leib; diese ohne jene wäre nur ein lügender Leichnam, denn mit Recht sage Krummacher in seiner „Kinderwelt“:

„Die Ehr' ist süß, wenn unser Herz uns sagt,
Daß unserm Haupt der Ehre Kranz gebührt.“

Freilich gilt nach der Unvollkommenheit des menschlichen Lebens die äußere Ehre als nothwendige Ergänzung der innern und setzt diese voraus; jeder gilt so lange als (innerlich) ehrenhaft, bis das Gegentheil erwiesen wird (nur die Zwingherren möchten die Sache umkehren mit ihren Päßen, Zeugnissen und Beglaubigungskrämerei). Geschieht nun irgend etwas, das Zweifel erregt an der innerlichen Begründung meiner äußeren Ehre, so

ist meine Ehre verletzt; Ehrverletzung nimmt sie nicht, aber sie zieht sie in Zweifel — Widerlegung und Aufhebung dieses Zweifels wird Genugthuung genannt, diese ist nothwendig, denn ein Zustand des Zweifels darf in rechtlicher Gemeinschaft nirgend bestehen. Meine Ehre kann nun verletzt werden durch mich selber und durch andre, für jenen Fall galt bisher der Verruf, für den zweiten Fall der Zweikampf. Sind diese recht? Wenn jemand wider seine eigne Ehre handelt, so hab' er sich das immer hin. Die Gemeine ist dem einzelnen völlige sittliche Freiheit zu gewähren schuldig, so lange er dadurch die Gesellschaft nicht gefährdet; nur in diesem Falle hat sie ihm öffentlich seine äußere Ehre zu nehmen durch Verruf; die einzige Handlung, welche diesen verdient, ist Bruch des Ehrenworts. Spräche ihn sein Gewissen frei, so soll er um Gottes willen die weltliche Schmach dulden, denn die Gemeine mag wol vor den Menschen ehrlos erklären, aber nimmer vor Gott. Sodann die Ehrverletzung durch andre, also die Beleidigung, ist stets eine Beschuldigung; diese muß der Beleidigte widerlegen und der Beleidiger muß die Richtigkeit derselben anerkennen — die Genugthuung erfolgt also gegenseitig. Sie ist nur sittlichen Gehalts, „denn so die Ehre nicht sittlicher Werth ist, was soll sie denn anders sein?" Beleidigung aber ist nur die, welche wirklichen Zweifel der Gemeine erregen mag durch Grund und Ursach; ein bloßes Scheltwort eines andern kann in keiner vernünftigen Gemeinschaft meine Ehre vor derselben nehmen, sondern der scheltende schadet sich nur an der eignen Ehre und verdient keine Antwort.

„Ob mich Hinz oder Kunz für unehrenhaft hält und durchaus halten „will, so nur in der öffentlichen Meinung meine Ehre feststeht, das kann „mir ganz gleich gelten, und soll ichs dem Halsstarrigen von Herzen „vergeben. Ich weiß wohl, daß sich noch manche verwundern werden „über solche Sprache der christlichen Liebe, aber ich wills doch sagen „und darf mich meines Herrn JEsu nimmer schämen noch scheuen."

Er verweist ferner auf Matth. 5 „Liebet eure Feinde“ und fährt fort:

„Obwohl mancher hier lachen und spotten würde, so soll mich das „doch nichts anfechten — selbst wo mich einer schlüge in seiner närrischen „Raserei, daß er deß keine Ursach hätte: da soll ich schweigen und nichts „dawiderthun, sondern GOtt bitten, daß er dem Unklugen seine Sünde „nicht zurechne. Und wird mirs bei den Vernünftigen größere Ehre „sein, als wenn ich rachgierig es ihm bitter eingetränkt hätte. Wer das „aber nicht begreifen kann, an dessen Achten oder Nichtachten soll man „sich nicht kehren, wo die Rede ist von Christenpflicht — ja ich wills, „alles hergebrachten unbekümmert, allen ins Ohr geschrien haben, und „den Herrn Christum bitten, daß ers recht vielen möge zum Herzen „gelangen lassen!“

Hiemit seien denn die meisten jetzt üblichen Ehrstreitigkeiten als nichtig beseitigt, aber es gelte noch einen zweiten Schnitt, nämlich die Fälle, wo der Beleidiger nicht die Absicht der Ehrkränkung hatte, der Beleidigte aber aus Misverstand die Sache also nahm und nun, obgleich sich das Misverständnis löste, doch den äußern Schein eigensinnig durchführen zu müssen meinte. So blieben nur eine sehr geringe Zahl Ehrenverletzungen, die öffentlichen Anklagen des einen gegen den andern vor der ganzen Gemeine. Hier sei nichts natürlicher als das „neuerlich aufgebrachte, aber auch hie und da gewaltig verschriene Ehrengericht, und wenn es die Burschen nicht bald annehmen, da beladen sie sich mit der Schuld einer böslichen Hartnäckigkeit gegen offenbare Wahrheiten“. Nur ein solches von der Gesammtheit erwähltes und bestätigtes Gericht, das jeder einzelne anzurufen das Recht habe, könne entscheiden, wo Recht und Unrecht sei. — Die letzten zehn Seiten zeigen nun, wie eine rein logische („denkkünstliche“) Entwicklung ohne den Zweikampf ausgekommen sei, ja daß dieser unvernünftig, unchristlich, undeutsch sei. Denn „das deutsche Schwert soll heilig sein, nur Gott und dem Vaterlande geweiht, und man mag es mit Recht nur führen gegen Feinde des Vater-

landes und des Gesetzes". Durch die jetzigen Zweikämpfe aber werde dieß Heiligthum des Mannes gröblich befleckt und verschimpft. Dennoch solle keine Burschenbehörde je der Ueberzeugung des Einzelnen gebieten wollen, er möge sich schlagen oder vor das Ehrengericht treten nach freiem Willen — nur in Freiheit könne das Bessere sich einleben. Und der Schluß des Ganzen:

„Wer aber jetzt den Burschenspiegel gelesen hat und ist überzeugt „worden in seinem Herzen und geht in seinem Leben noch in einen „Zweikampf: dem will ichs hiemit feierlich schwer aufs Gewissen binden."

Wir haben absichtlich und wol mit Recht bei dieser Schrift lange verweilt, nicht nur um Stiers damalige Ansichten, und wie er Burschenthum und Christenthum zu vereinigen strebte, zu zeigen, sondern weil damit zugleich der Geist der edleren Vertreter jener Burschenschaft im ganzen charakterisiert wird, über die noch immer so manche Misverständnisse umlaufen. Das Büchlein wurde übrigens nie gedruckt, sei es, daß der Verfasser keinen Verleger fand, oder ohnehin Bedenken trug, damit vor die volle Oeffentlichkeit zu treten; Gründe, die wir bei Besprechung des zweiten Halbjahres kennen lernen werden, sprechen für das zweite*). Leider bewiesen bald mancherlei Vorkommnisse und Beschlüsse der Burschenschaft, daß sie von allgemeiner Annahme solcher Grundsätze über Verruf und Zweikampf noch weit entfernt war.

---

*) Habent sua fata libelli. Stier gab bei der Abreise von Halle 1819 die Handschrift einem Freunde zum Aufheben; dieser fand sich aus mancherlei Gründen erst 1856, wo Stier als Mitglied der auf Königlichen Befehl berufenen sogenannten Monbijouconferenz in Berlin tagte, zur Rückgabe veranlaßt, verfehlte ihn aber persönlich, und die Schrift wurde ihrem Verfasser schließlich durch das Cultusministerium unter Amtssiegel zurückgestellt.

Viertes Kapitel.

Paulinens Tod. Das Winterhalbjahr 1818—19 in Halle.

Stier war am 30. August d. J. mit Schmidt zusammen von Halle nach Berlin abgereist; Mitte September schrieb letzterer an einen Freund, er habe sich zwar einige Zeit in Berlin aufgehalten, aber Stier nicht zu sehen bekommen. Es war für diesen eine Zeit der tiefsten Erregung geworden. Bei aller Aufrichtigkeit gegen seine Freunde hatte Stier ihnen doch sein Inneres nie völlig geöffnet; sie hielten ihn für gleichgültig gegen alle Mädchen überhaupt, ohne zu ahnen, daß das in ihm lebende Ideal bereits angefangen hatte, Gestalt zu gewinnen. Es war die älteste Tochter des obenerwähnten Kriegsrath Stier in Berlin, die eben erblühte Pauline, deren Bild, wol ohne daß es zum bestimmten Ausspruch gekommen war, ihn insgeheim überall hin begleitete — die Zeit der Trennung mochte dieß Gefühl eher verstärkt haben als erkalten lassen. Aber er sollte sie nicht leiblich wiedersehen; schon am 13. August war sie nach kurzem Krankenlager eines frühen Todes gestorben, nachdem sie den Eltern auf dem Sterbebette ihre tiefe Neigung zu dem fernen Vetter gestanden. Stier vernahm die ihn im Innersten erschütternde Kunde wol erst in Berlin — ein Brief nach Halle hätte ihn damals verfehlt. Der Blick ins Jenseits, wo er nun das Theuerste suchen mußte, trat ihm plötzlich nahe wie noch nie, alles andre erschien ihm dagegen nichtig, lange fand er keinen Trost. Doch hatte ein dem Stier'schen Hause befreundeter Maler das seltene Geschick, bloß aus der Erinnerung ein sprechend ähnliches Miniaturporträt der Entschlafenen zu malen; Stier erhielt es zum Geschenk und hat sich von da ab nie

landes und des Gesetzes". Durch die jetzigen Zweikämpfe aber werde dieß Heiligthum des Mannes gröblich befleckt und verschimpft. Dennoch solle keine Burschenbehörde je der Ueberzeugung des Einzelnen gebieten wollen, er möge sich schlagen oder vor das Ehrengericht treten nach freiem Willen — nur in Freiheit könne das Bessere sich einleben. Und der Schluß des Ganzen:

„Wer aber jetzt den Burschenspiegel gelesen hat und ist überzeugt „worden in seinem Herzen und geht in seinem Leben noch in einen „Zweikampf: dem will ichs hiemit feierlich schwer aufs Gewissen binden."

Wir haben absichtlich und wol mit Recht bei dieser Schrift lange verweilt, nicht nur um Stiers damalige Ansichten, und wie er Burschenthum und Christenthum zu vereinigen strebte, zu zeigen, sondern weil damit zugleich der Geist der edleren Vertreter jener Burschenschaft im ganzen charakterisiert wird, über die noch immer so manche Misverständnisse umlaufen. Das Büchlein wurde übrigens nie gedruckt, sei es, daß der Verfasser keinen Verleger fand, oder ohnehin Bedenken trug, damit vor die volle Oeffentlichkeit zu treten; Gründe, die wir bei Besprechung des zweiten Halbjahres kennen lernen werden, sprechen für das zweite*). Leider bewiesen bald mancherlei Vorkommnisse und Beschlüsse der Burschenschaft, daß sie von allgemeiner Annahme solcher Grundsätze über Verruf und Zweikampf noch weit entfernt war.

*) Habent sua fata libelli. Stier gab bei der Abreise von Halle 1819 die Handschrift einem Freunde zum Aufheben; dieser fand sich aus mancherlei Gründen erst 1856, wo Stier als Mitglied der auf Königlichen Befehl berufenen sogenannten Monbijouconferenz in Berlin tagte, zur Rückgabe veranlaßt, verfehlte ihn aber persönlich, und die Schrift wurde ihrem Verfasser schließlich durch das Cultusministerium unter Amtssiegel zurückgestellt.

Viertes Kapitel.

Paulinens Tod. Das Winterhalbjahr 1818—19 in Halle.

Stier war am 30. August d. J. mit Schmidt zusammen von Halle nach Berlin abgereist; Mitte September schrieb letzterer an einen Freund, er habe sich zwar einige Zeit in Berlin aufgehalten, aber Stier nicht zu sehen bekommen. Es war für diesen eine Zeit der tiefsten Erregung geworden. Bei aller Aufrichtigkeit gegen seine Freunde hatte Stier ihnen doch sein Inneres nie völlig geöffnet; sie hielten ihn für gleichgültig gegen alle Mädchen überhaupt, ohne zu ahnen, daß das in ihm lebende Ideal bereits angefangen hatte, Gestalt zu gewinnen. Es war die älteste Tochter des obenerwähnten Kriegsrath Stier in Berlin, die eben erblühte Pauline, deren Bild, wol ohne daß es zum bestimmten Ausspruch gekommen war, ihn insgeheim überall hin begleitete — die Zeit der Trennung mochte dieß Gefühl eher verstärkt haben als erkalten lassen. Aber er sollte sie nicht leiblich wiedersehen; schon am 13. August war sie nach kurzem Krankenlager eines frühen Todes gestorben, nachdem sie den Eltern auf dem Sterbebette ihre tiefe Neigung zu dem fernen Vetter gestanden. Stier vernahm die ihn im Innersten erschütternde Kunde wol erst in Berlin — ein Brief nach Halle hätte ihn damals verfehlt. Der Blick ins Jenseits, wo er nun das Theuerste suchen mußte, trat ihm plötzlich nahe wie noch nie, alles andre erschien ihm dagegen nichtig, lange fand er keinen Trost. Doch hatte ein dem Stier'schen Hause befreundeter Maler das seltene Geschick, bloß aus der Erinnerung ein sprechend ähnliches Miniaturporträt der Entschlafenen zu malen; Stier erhielt es zum Geschenk und hat sich von da ab nie

von dem lieblichen Bilde trennen mögen. Aber es kostete Wochen, bis er das Erlebte so weit in sich verarbeitet hatte, daß ers wenigstens seinem Freunde H. Waldow in Stolpe mittheilen konnte — die Hallenser erfuhren nichts davon. Leider ist mit manchem andern auch jener Brief verloren, doch liegt ein andrer an Tholuck (vgl. S. 59) vor, welcher, obgleich erst ein Vierteljahr nach Paulinens Tode zur Entschuldigung des unterlassenen Besuches geschrieben, wol hier schon seine Stelle findet, zumal er von so wesentlicher Bedeutung ist. Er lautet:

„Halle 13. 11. 1818.

„— — Das größte irdische Unglück hat mich getroffen. Pauline „— ein Kind, rein und fromm wie Engel — (selbst Schleiermacher ist „an ihrem Grabe in ihren Preis eingestimmt) ein Kind, an dem ich „hing, wie ich jetzt an Christo hänge — starb!! Fern von mir, und „als ich kam, war das Grab längst grüne. Begreifen Sie nun meine „ungeheure Wiedergeburt — begreifen Sie, wie mein ganzes glaubens„loses, auf Wissenschaft und bunten Schimmer eingebildetes Leben — „wie all meine vergangenen Jahre mit ihrem blinden Streben und Hän„gen an der Liebe des irdischen Geschöpfes — all meine närrisch-über„müthig hoffenden und Plane machenden Jahre sich an dem Grabe „meines Glückes fürchterlich kalt und ersterbend zusammenquetschen „mußten in Einen einzigen, thränenden Blick vom Grabe gen Himmel „zu Ihm, der da die Auferstehung und das Leben ist? —

„O gelobet sei der allmächtige GOtt, daß er mir den Geist seines „Sohnes gesandt hat in dem Augenblick, wo mein Selbst den End„punkt seines Wesens erreicht hatte — und ohne GOtt hätte vergehen „müssen — in sich selber! So wahr ich lebe und jetzt erst, jetzt erst „wahrhaftig lebe, ich habe eine feste Erfahrung gemacht, daß wir Alle „ewig leben, in Einem, der uns von Außen das Leben giebt — ich „habe mit einem Sinn, der sich mir ganz neu erschlossen — klar und „hell wahrgenommen, daß Einer außer Uns lebt, der in Uns kommen „kann auf unbegreifliche Art — und daß der natürliche Mensch mit all „seinem Dichten und Trachten ist wie ein Blinder ohne Leuchte. Denn „Er ist das alleinige Licht der Welt.

„Meinen Sie nicht auch, daß zur Zeit, da mir Das im Herzen

„aufgegangen war, oder vielmehr im Aufgehen noch dämmernd rang „und bebte und sich nicht entreißen konnte aus dem alten, bösen Menschen „— zur Zeit, als all mein Denken und Fühlen nur Ein heißes unendliches Bußgebet gen Himmel war: Vater gib mir Deinen Geist — „laß mich überwinden in diesem Kampfe — und das Leben aus dem „Tode hervorgehen — daß ich zu dieser Zeit nur in mir selber leben „mußte, und mich in die innersten Tiefen zurückziehen von allem, was „nicht Ich war — denn es handelte sich um die Seligkeit meines Ich!

„Ich habe in Berlin eine Zeit gelebt, die in ihrer Bedeutung ewig „für mich ist. Aber es mußte rein aus mir herausblühen, und selbst „Ihr gewiß herzliches, liebevolles Wort wäre Störung von außen gewesen. Zu Andern wäre ich wohl gegangen, weil ihr Blick und Wort „und Thun nur an der Oberfläche herumgespielt hätte, und ich hätte „dann auch mechanisch das äußere Gewand des Lebens so immer hin „und her gewickelt, ohne die Wogen in meinem Innern zu regen. Aber „Sie — gehören für mich nicht zu den Menschen; wäre ich zu Ihnen „gekommen, so hätte ich sprechen müssen, was mir das Einzige und „Alles war — aber das wollte und durfte ich eben nicht. Also — Verzeihung dafür, daß ich Sie früher immer noch nicht ganz verstanden, „noch manchmal gegen Sie gewesen, wie ich's nicht sollte — und das „Versprechen: Sobald ich jetzt nach Berlin komme, komme ich [zu Ihnen].

„Daß es so ruhig, so freundlich geworden ist in Ihrer Seele und „daß Sie einen Freund gefunden haben — hat mich wahrlich auch viel „ruhiger und freundlicher schon gemacht, als ich's gelesen. Wir sind jetzt „wahrlich Eins in dem Herrn — im innern höchsten Urgrund des „Glaubens — und alles menschliche Wort und irdisches Weisheitsklügeln „über Dinge, die da auf Erden sind — soll uns nimmer trennen! „Das ist auch wahrlich nie meine Meinung gewesen. Mein gewöhnlicher „hausbackener Brauchverstand scheint mir freilich etwas gelitten zu haben, „und es gibt Augenblicke, wo ich im Ernste glauben kann, ich wäre „verrückt — aber das sind Versuchungen vom Teufel, und ich weiß es „doch, daß ich jetzt auf rechtem Wege bin, und daß all die Andern verrückt sind, die das nicht meinen. Freilich kann ich noch gar nicht sagen: „daß ich gefunden hätte, worin ich ruhen mag — aber ich suche in eifrigem Gebet und in Demuth. Die Demuth habe ich erst jetzt begriffen „aus Thomas a Kempis. Ich weiß, daß auch das Gefühl noch nicht „Element des Glaubens ist, sondern seinen Grund hat in dem Leichnam

„und Schwäche ist des schwachen Leichnams — die wir mit ihm ablegen.
„Ich suche daher ein festes Glauben, Eins mit dem wahren und alleinigen Wissen — das mir da bleibe von Ewigkeit zu Ewigkeit als das „Siegel des Bundes — und wovon ich vor der Welt reden kann in „lebendigem Wort. Das ist mein Streben, das ist mein Gebet zu „GOtt. Denn nur Er kanns mir geben, und ohne ihn ist all mein „Streben und Ringen doch nur ohnmächtig. Aber das fühl' ich jetzt, „daß der Mensch bis zu einem gewissen Grade erst mit sich selber fertig „sein muß, ehe er für das Volk leben und wirken mag.

„Der HErr sei mit Ihnen — und wenn ich jetzt wieder der Welt „werde, zeigen Sie mir einst diesen Brief vor dem Richterstuhl da droben!

Rudolf Stier."

So klar und entschieden aber dieser Brief schon lautet, so kostete es doch noch schwere innere Kämpfe und geraume Zeit, ehe er mit der Vergangenheit und allem was ihm bis dahin lieb und theuer gewesen, so brach wie er später es für unerläßlich hielt. Am 12. October war er wieder in Halle; als Lehmann ihn an frühere Pläne gemeinsamer Reisen und Studien erinnerte, meinte er in eine andre Welt zurückversetzt zu werden; es konnte den Freunden, die ihn wol in feierlich wehmüthiger Stimmung auf einsamen Mondscheinspaziergängen überraschten und auch sonst seine Stimmung sehr verändert, ja vorherschend niedergeschlagen und traurig fanden, nicht entgehen, daß etwas wichtiges vorgegangen sein müsse. Bald aber schien er wieder mit voller Theilnahme in den Burschen-Angelegenheiten zu leben; es wurde ihm dieß um so leichter, je wichtiger das Fest in Jena zu werden versprach, welches er unter allen Umständen mitfeiern wollte. Manche Hallische Burschen machten die neun Meilen in Einem Tage, unter ihnen Stier und Schmidt, welche am 17ten Abends (allerdings todmüde) am Versammlungsorte, dem aus Luthers Geschichte bekannten Gasthofe zum Bären, in Jena eintrafen. Von den Jenensern waren noch viele verreist, und nur etwa 200 anwesend, während der fremden wenigstens 400 waren — aus

Halle 60—70, sonst meist aus Marburg, Gießen, Tübingen und Erlangen — aber auch die entfernteren nordischen Universitäten waren vertreten, im ganzen 14. Alle fremden wurden gastfreundlich untergebracht. Am wenigsten vortheilhaft traten die Abgeordneten der Breslauer Burschenschaft hervor; von den Jenensern standen Frei und Wesselhöft voran, neben denen der düstere und verschlossene Sand, der Stifter der Erlanger Burschenschaft, vielen auffiel. Die Tage vom 6.—17. October waren der sorgfältigen Berathung und Feststellung der „Verfassungsurkunde"*) für die am 18. zu stiftende „allgemeine teutsche Burschenschaft" gewidmet gewesen, wozu sich die eigentlichen Abgeordneten auf der „Rose" am Weimarschen Thore zusammengefunden hatten; hinsichtlich ihres Wortlautes müssen wir natürlich auf andre Werke (z. B. Karl v. Raumer Gesch. d. Päd. IV S. 118. 284) verweisen, den Geist derselben wird der Leser aus dem oben gesagten zum voraus kennen. Die allg. t. Burschenschaft wurde bezeichnet als „die freie Vereinigung der gesammten wissenschaftlich auf der Hochschule sich bildenden teutschen Jugend zu Einem Ganzen" — die Grundsätze der „christlichteutschen Ausbildung zum Dienste des Vaterlandes" und der „Einheit, Freiheit und Gleichheit aller untereinander" stellten den Mittelpunkt ihres Wirkens dar; Streitigkeiten unter ihnen sollten nie durch Zweikampf ausgemacht, sondern vernunftgemäß entschieden werden. Das durch Erneuerung der Vätersitte wiedergeborene, bei äußerer Zerrissenheit innerlich geeinte, aber vielfach gegliederte Vaterland der Zukunft sollte in der Jugend vorgebildet werden, und wie schon der 18. October 1817 auf der Wartburg, so zeugte der Tag von Jena 1818 für den edeln Geist, der in dieser Jugend bereits Wurzel geschlagen.

---

*) Wahrscheinlich rührte der Entwurf von Fries her, welcher Fichte zu Grunde gelegt hatte, s. ob. S. 25.

Am 18. früh drängte und wogte es trotz des dicken Nebels in allen Straßen; die Burschen eilten dem Markte zu, wo eine Rednerbühne errichtet war, bereits von Spielleuten mit Trompeten umstanden; man bildete einen weiten Doppelkreis, in den sich auch vier Jenaer Professoren (Fries, Oken, Kieser und Luden) einreihen ließen. Man sang zuerst Arndts schönes „Sind wir vereint zur guten Stunde", damals durch die eben erschienenen, von Jahn gesammelten „Deutsche Lieder für Jung und Alt" bekannt geworden; dann hielt der oben erwähnte Rob. Wesselhöft eine ergreifende Rede über die an die Wartburgssaat geknüpften, nun schon der Ernte nähergerückten Hoffnungen — leider durch das allgemeine Einläuten des Festgottesdienstes beinträchtigt, welcher in der akademischen Kirche folgte. Nach Anhörung der Predigt des Dr Schott begab man sich zum gemeinsamen Mittagsmahle auf den Eichplatz, an welchem theilzunehmen aber kaum die Hälfte der Burschen mit Rücksicht auf ihre Kasse sich gestatteten. Nach 2 Uhr zogen die Theilnehmer auf den nach Kahla hinausliegenden Turnplatz, wo sich allmählich der ganze Haufe zusammenfand und abwechselnd mit dem Gesange Arndtscher Lieder alle Arten von Turn- und Fechtübungen vornahm. Es fiel Stiers Freunden auf, daß er auch hier sich durchaus nur zusehend verhielt. Damals war es, wo ein Breslauer dem Blücherliede die letzte auf Belle-Alliance bezügliche Strophe aus dem Stegreife hinzudichtete. Nach sieben Uhr begann der Fackelzug auf die Höhe des Markgrafenberges — ein für die unten gebliebenen überaus schöner Anblick: oben zündete man ein gewaltiges Octoberfeuer an, und Frei sprach über die Burschenfreiheit; mit dem Zusammenwerfen der Fackeln nach dem Rückmarsch auf den Eichplatz schloß die Feier dieses Tages.

Am 19. Morgens fand auf der Rose die Verlesung der nunmehr festgestellten Burschenschaftsurkunde statt; alle Jahre sollte

dieser allgemeine deutsche Burschentag gefeiert werden, jedes dritte Jahr auf der Wartburg, sonst auf der für ein Jahr mit Geschäftsleitung beauftragten Hochschule. Noch wurde manches mündlich den versammelten ans Herz gelegt, darunter ein Antrag auf Unterstützung der armen Nachkommen Luthers, der offene Herzen und Hände fand — hiemit war dann der erste allgemeine deutsche Burschentag, von welchem keiner ahnte, daß er auch der letzte bleiben sollte, zu Ende, und man dachte an den Heimweg. Stier ging mit seinen näheren Freunden (darunter Hülsemann, Wiesmann u. a.) noch zur Kunitzburg hinaus, erkletterte sie von der steilsten Seite und erfreute sich der herrlichen Fernsicht auf die sonnenbestralte Rudelsburg, nach Zeiz u. s. w.; dann trennte er sich von ihnen, um mit einem Jenenser in schöner Mondscheinnacht nach Weimar zu gehn, wohin ihn namentlich Göthe zog. Der Eindruck, den derselbe auf ihn machte, war freilich mehr der des Ministers als des Dichterfürsten, und er sprach von da ab mit merklicher Kälte über ihn.

Am 24. October vereinigte eine zunächst der Verlesung und Besprechung der Jenaer Protokolle gewidmete außerordentliche Versammlung der Burschenschaft die Freunde wieder auf der „Quelle" in Halle; der Ernst der Ereignisse machte gleich am 26. eine zweite nothwendig, bei welcher u. a. auch Stier eine sehr eindringliche Rede über das neugewonnene und das noch zu erstrebende hielt. Der Eindruck war nachhaltig, und einstimmig wählte man ihn Tags darauf in die vierteljährlich zu erneuernde Zahl der Vorsteher, denen man dießmal zum voraus ein halbes Jahr Amtsdauer zugestand; außer ihm u. a. noch H. Schmidt und Rennecke. Die neugewählten Sieben traten barhaupt vor den Tisch, und der Sprecher stellte sie der Versammlung mit den markigen Worten vor „Das sind also die, an welche ihr euch zu halten habt". Bei der darauf folgenden Ver=

theilung der Vorstandsämter wurde Stier zum „Schreiber der innern Angelegenheiten" erkoren, ein Vierteljahr später übertrug man ihm statt dessen das der „äußeren", welches bis dahin Theodor Schmid verwaltet hatte.

Es schien eine Weile, als sollten sich die schönsten an die Burschenschaft geknüpften Hoffnungen auch in Halle von Tage zu Tage mehr verwirklichen; der von derselben veranstaltete Fuchscommers in Reideburg (31. October) zeigte ihre Obmacht an der Hochschule im glänzendsten Lichte, und das innere Leben entwickelte sich um so reger, als nicht nur die in Jena empfangenen Anregungen sondern auch besondere äußere Anlässe zu Vervollkommnung und Ausbau des Hallischen Burschenbrauches riethen. Als Vorbild galt dabei meistens die sehr ins einzelne ausgearbeitete Verfassungsurkunde der Jenaischen Burschenschaft (K. v. Raumer a. a. O. 290), da sie am meisten mit derjenigen der allgemeinen deutschen Burschenschaft übereinstimmte. Zu einer Beschränkung oder gar Abschaffung des Duells überhaupt kam es nicht; Beleidigungen der Burschenschaft von Leipzig aus oder auch in Halle selbst verlangten bald die herkömmliche Sühne durch drei Vorsteher — bald veranlaßte wieder ein ernsterer Fall (z. B. daß den 10. Dec. der stud. Stricker von einem jüdischen Commilitonen erstochen wurde) die Vorsteher, ein wachsameres Auge auf die Zweikämpfe zu haben.

Im Januar 1819 kam die Nachricht nach Halle, in der Berliner Burschenschaft seien zwölf der angesehensten mit der Erklärung aufgetreten, das Duell sei etwas unbedingt unmoralisches und sie würden sich nie schlagen — aber die überwiegende Mehrheit habe dieselben in Verruf gethan, weiterer Zwiespalt sei gefolgt und die eben aufblühende Burschenschaft nun in elf einzelne Verbindungen zerfallen. Es war klar: wollten in Halle die in diesem Punkte streng gesinnten (wie Stier) die Burschenschaft

nicht gleicher Gefahr aussetzen, so durften sie den Bogen nicht zu streng spannen. Bedenklicher war es, daß man die seit Jena getroffenen Duellbestimmungen der akademischen Behörde anzuzeigen unterließ, welche bis dahin in jeder Einzelheit um Bestätigung der Form angegangen worden war — offenbar ein im festen Vertrauen auf die gute Sache absichtslos begangenes Versehen. Auch bei andern weniger wesentlichen Punkten, über welche sich Meinungsverschiedenheit herausstellte (Verbot der Hasardspiele, Verrufserklärung eines „Philisters", Aufnahme von Ausländern), zeigte sich schon damals die Schwierigkeit, die der Burschenschaft zu Grunde liegenden sittlichernsten — ja echt christlichen Grundsätze mit den herkömmlichen Anschauungen der studentischen Welt in Einklang zu bringen. Eine große Zahl Mitglieder, der Renommiersucht und dem alten bunten Studentenwesen von früher kaum äußerlich entfremdet, folgte den das Ganze zusammenhaltenden Führern halb bewußtlos, während diese um des höhern Zweckes willen jene hergebrachten Anschauungen vorläufig schonen zu müssen glaubten. Daß auf den andern Hochschulen das Gute nicht überall siegte, sahen wir an Berlin; auch die benachbarte Leipziger Burschenschaft büßte immer mehr an Achtung ein, während die Stiftung neuer Schwestergemeinschaften in Würzburg und Freiburg i. B. die Gemüther mit Freude erfüllte.

In Halle selbst bereitete sich von anderer Seite ein Schlag vor, den nur die tiefer blickenden ahnten. Der Stiftungstag der Burschenschaft (12. Januar) bot eine willkommene Gelegenheit, dem Prorector Gruber, welcher ihr besonders günstig gewesen, durch einen festlichen Fackelzug äußeren Dank zu beweisen. Man versammelte sich auf der „Quelle" *), sang zwei Festlieder (darunter ein besonders von Carganico gedichtetes), und einer der Vorsteher hielt eine Rede — im übrigen verlief das Fest in üblicher Weise.

*) So nannten die Burschen ihre Ressource.

theilung der Vorstandsämter wurde Stier zum „Schreiber der innern Angelegenheiten“ erkoren, ein Vierteljahr später übertrug man ihm statt dessen das der „äußeren“, welches bis dahin Theodor Schmid verwaltet hatte.

Es schien eine Weile, als sollten sich die schönsten an die Burschenschaft geknüpften Hoffnungen auch in Halle von Tage zu Tage mehr verwirklichen; der von derselben veranstaltete Fuchscommers in Reideburg (31. October) zeigte ihre Obmacht an der Hochschule im glänzendsten Lichte, und das innere Leben entwickelte sich um so reger, als nicht nur die in Jena empfangenen Anregungen sondern auch besondere äußere Anlässe zu Vervollkommnung und Ausbau des Hallischen Burschenbrauches riethen. Als Vorbild galt dabei meistens die sehr ins einzelne ausgearbeitete Verfassungsurkunde der Jenaischen Burschenschaft (K. v. Raumer a. a. O. 290), da sie am meisten mit derjenigen der allgemeinen deutschen Burschenschaft übereinstimmte. Zu einer Beschränkung oder gar Abschaffung des Duells überhaupt kam es nicht; Beleidigungen der Burschenschaft von Leipzig aus oder auch in Halle selbst verlangten bald die herkömmliche Sühne durch drei Vorsteher — bald veranlaßte wieder ein ernsterer Fall (z. B. daß den 10. Dec. der stud. Stricker von einem jüdischen Commilitonen erstochen wurde) die Vorsteher, ein wachsameres Auge auf die Zweikämpfe zu haben.

Im Januar 1819 kam die Nachricht nach Halle, in der Berliner Burschenschaft seien zwölf der angesehensten mit der Erklärung aufgetreten, das Duell sei etwas unbedingt unmoralisches und sie würden sich nie schlagen — aber die überwiegende Mehrheit habe dieselben in Verruf gethan, weiterer Zwiespalt sei gefolgt und die eben aufblühende Burschenschaft nun in elf einzelne Verbindungen zerfallen. Es war klar: wollten in Halle die in diesem Punkte streng gesinnten (wie Stier) die Burschenschaft

nicht gleicher Gefahr aussetzen, so durften sie den Bogen nicht zu streng spannen. Bedenklicher war es, daß man die seit Jena getroffenen Duellbestimmungen der akademischen Behörde anzuzeigen unterließ, welche bis dahin in jeder Einzelheit um Bestätigung der Form angegangen worden war — offenbar ein im festen Vertrauen auf die gute Sache absichtslos begangenes Versehen. Auch bei andern weniger wesentlichen Punkten, über welche sich Meinungsverschiedenheit herausstellte (Verbot der Hasardspiele, Verrufserklärung eines „Philisters", Aufnahme von Ausländern), zeigte sich schon damals die Schwierigkeit, die der Burschenschaft zu Grunde liegenden sittlichernsten — ja echt christlichen Grundsätze mit den herkömmlichen Anschauungen der studentischen Welt in Einklang zu bringen. Eine große Zahl Mitglieder, der Renommiersucht und dem alten bunten Studentenwesen von früher kaum äußerlich entfremdet, folgte den das Ganze zusammenhaltenden Führern halb bewußtlos, während diese um des höhern Zweckes willen jene hergebrachten Anschauungen vorläufig schonen zu müssen glaubten. Daß auf den andern Hochschulen das Gute nicht überall siegte, sahen wir an Berlin; auch die benachbarte Leipziger Burschenschaft büßte immer mehr an Achtung ein, während die Stiftung neuer Schwestergemeinschaften in Würzburg und Freiburg i. B. die Gemüther mit Freude erfüllte.

In Halle selbst bereitete sich von anderer Seite ein Schlag vor, den nur die tiefer blickenden ahnten. Der Stiftungstag der Burschenschaft (12. Januar) bot eine willkommene Gelegenheit, dem Prorector Gruber, welcher ihr besonders günstig gewesen, durch einen festlichen Fackelzug äußeren Dank zu beweisen. Man versammelte sich auf der „Quelle"*), sang zwei Festlieder (darunter ein besonders von Carganico gedichtetes), und einer der Vorsteher hielt eine Rede — im übrigen verlief das Fest in üblicher Weise.

*) So nannten die Burschen ihre Ressource.

Dieser Redner nun betonte zum ersten Male die von der Ungunst Hochgestellter drohenden Gefahren — viele verstanden jetzt erst, warum grade in den letzten Wochen nacheinander einzelne Hauptführer ausgetreten waren, ohne (wenn überhaupt) andre Gründe anzugeben, als daß sie ihren Eltern diese Rücksicht schuldig seien. Noch hatte der Geist des Ganzen durch solche Verluste nicht wesentlich gelitten; man fuhr fort, frei und offen vor aller Welt zu sprechen und zu handeln — so offen, daß einige Vorsteher vor unnöthigem — ja unvorsichtigem Ausplaudern des in den engern Versammlungen gesprochenen warnen mußten. Aber es wurde auch allmählich bekannter, in wie ungünstigem Lichte man dem Könige, welcher in den Studenten am liebsten nur Schüler erblickte und namentlich den Hallischen von westfälischer Zeit her wenig gewogen war, die Vorgänge von Jena dargestellt, wie sehr seine Räthe ihm gefällig zu sein wünschten, und wie wenig die Mehrzahl der Hallischen Professoren geneigt war, durch Verteidigung der Burschenschaft gegen jene engherzige Auffassung ihren eigenen guten Ruf beim Ministerium zu gefährden. Die äußere Veranlassung gab eine Ausschreitung einiger nicht zur Burschenschaft gehörigen Studenten gegen einen misliebigen Bürger und im weiteren Verfolge auch gegen die Polizei; zwei Burschenschafter hatten sich dann, um die Ursache des Streites wenig besorgt, ihrer Studiengenossen angenommen — alsbald bürdete man ihnen die Hauptschuld auf. Am 1. Februar 1819 wurde der Sprecher Schallehn vor den Senat gefordert, um über das Treiben der Burschenschaft Rechenschaft zu geben; während seines Verhörs sollte er im Carcer verbleiben, aber schon Tags darauf mußte man ihn als schuldlos entlassen. Nun versiegelte man allen neun Vorstehern ihre Papiere, und da diese nie etwas versteckt hatten, fand man dabei freilich auch jene dem Prorector noch nicht angezeigten Duellgesetze — an sich schon Anlaß genug, immer mehr

geheimes und gefährliches zu wittern. Aber trotz aller Versuchung, die zum Theil sogar von wolmeinenden Untersuchungsbeamten ausging, blieben die Vorstandsmitglieder bei dem festen Entschlusse, dem ganzen Geiste ihrer Gemeinschaft gemäß offen Rede zu stehen. Mittwoch den 10. wurden sie aufs Carcer gebracht und verhört, doch gewährte man ihnen Unterhaltung und Bücher nach Belieben; ihre Speisung erfolgte auf Kosten der gesammten Burschenschaft. Drei Tage später wurden sie mit der Bedingung entlassen, daß die Burschenschaft bei Strafe der Relegation für jedes einzelne Mitglied sich auflösen müsse, und beriefen nun auf Sonntag den 14. eine Versammlung zur Berathung, „wie es künftig mit der Burschenschaft gehalten werden solle“. Alle Mitglieder ohne Ausnahme erschienen, aber in ernstfeierlicher Stimmung. Endlich brach Schallehn das tiefe Stillschweigen mit den Worten „Wir wollen noch einmal unser Bundeslied singen: Sind wir vereint“. Es geschah; beim Verklingen der letzten Worte drückten nebeneinanderstehende Freunde wie Stier und Rennecke einander innig die Hand; diesem zog die Ahnung noch höherer Lebensgemeinschaften durch die Seele, so hoffnungsreich glänzte des Freundes bethräntes Auge und der sehnende Ausdruck des Mundes. Inzwischen hatte sich der genannte Sprecher gesammelt; mit wenigen kräftigen Worten legte er einfach den Sachverhalt dar und stellte die Frage „Soll unsre Verbindung im geheimen fortbestehen, oder muß sie sich auflösen?“ Nach wenigen Secunden düsteren Nachsinnens erwiderte der zweite Ausschußmann „Ich glaube, die Burschenschaft muß sich auflösen, denn im geheimen fortzubestehen ist ihrem ganzen Geiste zuwider“. Niemand widersprach ihm. Da rief Schallehn mit sichtbar heftigem innerlichem Kampfe, aber in mannhafter Fassung: „So lebt denn „wol! Wir wollen scheiden, nicht um uns zu trennen, sondern „um uns geistig noch enger zu verbinden. Wer den Zweck unsrer

„Gemeinschaft nach der Wahrheit aufgefaßt hat, für den wird die „Auflösung der Form kein wesentlicher Verlust sein. Dem Schicksal, „das uns äußerlich auseinander treibt, wollen wir nicht widerstehn; „es wird und muß so für uns das beste sein. Laßt uns fest„halten an dem, was wir als wahr, recht und gut erkannt haben: „so werden alle feindseligen Anschläge, die es auf Unterdrückung „des freien Geistes abgesehen haben, in ihrer Nichtigkeit dastehn, „und die Zukunft wird sich für uns und das Vaterland immer „schöner gestalten." Kein Auge unter denen, die es redlich mit der Sache meinten, sah man thränenleer; da fuhr der Redende nach einer Pause gefaßter fort „Damit wir aber vor den Augen „der Welt möglichst gerechtfertigt dastehen, so laßt uns noch zu„sammenschießen und pünktlich unsre rückständigen gemeinsamen „Schulden bezahlen; wir werden uns auch dadurch von den „Landsmannschaften unterscheiden, die sich im Auflösungsfalle um „ihre Schulden nicht weiter bekümmern." Der Kassenwart hatte alles berechnet, man brachte die Summe auf der Stelle zusammen und berichtigte sie. So ging die Hallische Burschenschaft auseinander, nachdem sie dreizehn Monate bestanden, und die einzelnen zerstreuten sich paarweise oder zu dreien in stiller Wehmuth.

In der That war dieses Ereignis in mancher Hinsicht nur eine Sichtung und Ausscheidung der ungleichartigen, zum Theil unwürdigen Elemente. Die der Burschenschaft nur äußerlich angehört hatten, hielten noch denselben Abend auf der „Quelle" einen großen Commers und stifteten mehrere Landsmannschaften. Tags darauf ließ der Kanzler Niemeyer im Namen des Senats einen Anschlag ans schwarze Brett heften, welcher u. a. den Gesetzesparagraphen ins Gedächtnis zurückrief „Besonders sind geheime Orden, Landsmannschaften u. dgl. auf Universitäten bei Strafe der immer währenden Relegation aufs strengste untersagt." Aber die neugestifteten Landsmannschaften kehrten sich nicht daran, ohne daß jemand sie ernstlich verfolgte. Wie man dagegen die bis=

herigen Burschenschafter trotz ihres strenggesetzlichen Verhaltens von da ab verfolgte, hat K. v. Raumer (IV S. 180 ff.) angedeutet — ein Halbjahr später sang man selbst in Jena das tief wehmüthige „Wir hatten gebauet".

Freilich erkannten die engverbundenen Freunde in Halle erst nachher deutlicher, was sie, vom Rechtsgefühle gedrängt, aufgegeben hatten, und Stier war es, der im traulichen Kreise am bestimmtesten dieß aussprach. Nicht als hätte er etwa einen Augenblick dem heimlichen Fortbestehen der Gemeinschaft das Wort reden mögen; aber man hätte, meinte er, entschiednern Willen zeigen müssen, der guten Sache selbst sein zeitliches Fortkommen zum Opfer zu bringen. „Zweihundertdreißig Burschen kamen zusammen und sangen

> Das Heil, das uns kein Teufel raubt,
> und Zwingherrntrug uns nimmer kürzet,
> das sei gehalten und geglaubt!

„und dennoch ist keiner aufgetreten und hat erklärt: Ich wage die „Relegation, die mich unrecht trifft, und bleibe in dieser Ver„bindung öffentlich!" Für dieß Mal schien es zu spät; die Zukunft aber bot ihnen noch manche Gelegenheit, ihren Opfermuth zu beweisen. Am 28. Februar zeigten sie sich zum letzten Male zusammen öffentlich; es galt ein festliches Comitat für Schallehn. Funfzig Bursche fanden sich ein und geleiteten ihn theils zu Wagen theils zu Pferde bis Zörbig, voran der gefeierte in achtspänniger Kutsche; noch einmal wurde in dem Städtchen am altehrwürdigen Roland unter Liedersang und Becherklang die Gemeinschaft gefeiert und dann wehmüthig Abschied genommen.

Auch für Stier nahte die Zeit des Abschiedes von Halle. Wir haben absichtlich in einigen Zügen die Geschichte der Gemeinschaft, welche ihm noch immer die wichtigste war, im Zusammenhange zu schildern versucht, und thun nun noch einen kurzen

Rückblick auf das Halbjahr nach seinen übrigen Beziehungen. Am wenigsten vermögen wir über seine speciell theologischen Studien besonderes anzugeben: von den Vorlesungen jenes Semesters, Knapps Exegese der Korintherbriefe, Webers Hermeneutik, Gesenius Alttestam. Einleitung und Hiob u. s. w., hörte er wol nur die erste regelmäßiger. Dagegen ließ er sich von seinem Freunde Schmidt gern aus Grubers Collegien über Aesthetik und Geschichte der Menschheit erzählen, und schien sich nun überhaupt noch eifriger als früher mit schöner Literatur zu beschäftigen. Jean Paul interessierte ihn noch immer sehr, die Freunde fanden ihn aber dem „Baireuther Alten" gegenüber selbständiger als früher in seinem Urtheil, namentlich als ihm Lehmann einmal die Morgenblattnummern von 1818 mit Jean Pauls „Unternachtgedanken über den magnetischen Weltkörper im Erdkörper" (Satire auf Steinhäusers Pluto-Hypothese), und „Anleit zur Beförderung des Wohllauts der deutschen Sprache" brachte. Stier fand nicht Geist sondern nur leichtverdauliche Kost zur Zwerchfellerschütterung darin, und bei den sprachlichen Vorschlägen erklärte er rund heraus „ich werde nicht so sprechen oder schreiben". Der Jahnianer trug hier im Streite mit dem Jeanpaulianer den Sieg davon — obwol Stier, bei andrer Gelegenheit nach seinem philosophischen System gefragt, ob er Kantianer oder was sonst sei, sofort antwortete „Muß man denn überhaupt ein —ianer sein?"

Auf diesem Gebiete, namentlich auch dem des Shakespearestudiums, hatte er neuerdings außer Schmidt noch in dem obenerwähnten H. Rennecke einen Freund gefunden, zu dem er sich immer inniger hingezogen fühlte — fast die einzige seiner Freundschaften, welche sein ganzes Leben hindurch eine echte geblieben ist, wie wir weiterhin sehen werden. Auf seiner Stube fand man sich vielfach zu gemeinsamer Lesung und Vorlesung zusammen. Daß Stier sich auch für Musik lebhaft interessierte, obwol ihm eigene

Ausübung versagt war, zeigte sich von Neuem bei einem vom Musikdirector Naue unter Mitwirkung vieler Studenten veranstalteten großartigen Concerte, worin vor allem Körners Gedichte und C. M. v. Webers Compositionen (namentlich durch den Sologesang des stud. theol. Löwe) zur Geltung kamen.

Hierüber konnte sich Stier wol ganz ernst unterhalten, ein ander Mal erschien er als die personificierte Satire, so daß seine Freunde fast an ihm irre wurden; ja er hatte Stimmungen, wo er über alles lachen zu müssen meinte, auch über sich selbst und seine Thorheiten — dann wieder Zeiten, wo er sich in hohem Grade unglücklich fühlte, wo er die Worte auf sich anwandte „des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder — mir hat er abgeblüht". Vergebens versuchten seine Commilitonen ihn aufzuheitern; er sah statt der Antwort durchs Fenster nach den düstern Wolken hin und seufzte „Wenn doch inwendig und auswendig schön Wetter wäre! wenn ich nur gesund wäre!" Und da die andern in ungläubiger Betrachtung seines stets frischen Aussehens weiter fragten „Sprichst du von Gesundheit der Seele oder des Körpers?" lautete die düstere Antwort „Von beidem, es ist selten eins ohne das andere", so daß jene es für rathsam hielten, nicht weiter in ihn zu dringen. Immer herber plagte ihn der innere Zwiespalt und die Sehnsucht nach Frieden, umsomehr als er schon (wie wir sahen) das bestimmte Gefühl hatte, wo der wahre Friede allein zu finden sei, noch aber nicht die volle Kraft in sich empfand, alles was ihn hemmte, über Bord zu werfen. Damals schrieb er einem astronomischen Freunde ins Stammbuch:

„Nur der Seufzer der Sehnsucht ist die belebende aura seminalis „für das Orpheus-Ei der Wissenschaften. Jean Paul.

„Habe nur rechte Sehnsucht, lieber L., und Du erfindest gewiß noch „die Wetter-Wissenschaft, entdeckst neue Wandelsterne, ergründest die Natur „des Lichts, berechnest den Durchmesser der Milchstraße, zählst alle vor„handenen Milchstraßen — und fährst zuletzt in ein Leben, wo Du des

„lieben Herrgotts lieben Himmel mit 1000 Sinnen wirst beäugeln und „beschauen können, anstatt jetzt nur mit fünfen.

„Halle, Lenzmond 1819.

Rudolf Stier, von Fraustadt."

Daß er bei all dieser inneren Zerrissenheit überall, wo er durch sein Wort gutes wirken zu können meinte, auf dem Platze war, sahen wir oben bei der Geschichte der Burschenschaft; auch mit der Feder war er jederzeit bereit, wie er gelegentlich noch am Schlusse des Halbjahrs bewies. Es war bereits vierzehn Tage nach Auflösung der Burschenschaft; das täglich wärmere Wetter machte bei allen Turnfreunden den Wunsch wieder rege, doch endlich den von der Regierung halb in Aussicht gestellten Turnplatz für die hallische Studentenschaft zu erhalten — aber kein Wort verlautete. Im Sommer zuvor hatte der Dr Garz bereits einen dazu geeigneten Platz am Galgenberg vermessen, allein die Gemeine Gibichenstein, der er gehörte, wollte ihn nicht herausgeben; war er wirklich nicht zu erlangen, so schien ein zweiter dem Amtsrath Reichardt gehöriger angemessen — wenigstens genügend, soviel Geräthschaften aufzunehmen als der Turnplatz des Franckischen Pädagogiums besaß. Nun beschlossen Stier und Schmidt im Verein mit andern, einige Bursche sollten nach Merseburg gehn und persönlich bei der Regierung eine Eingabe überreichen, um vorläufig zu hören, ob die Behörde überhaupt geneigt sei einzuschreiten. Der Erstgenannte verfaßte die Eingabe; sie setzte in einfachen, zuweilen starken Ausdrücken auseinander, wie die preußische Regierung bisher zwar viel zur Bildung von Gelehrten und Stubensitzern, jedoch unverantwortlich wenig für körperliche Bildung gethan habe; da aber Geist und Körper in ihrer Bildung nothwendig in Einklang bleiben müßten, wäre es sehr nützlich, wenn auch bei Halle (wie bei Berlin, Königsberg, Breslau u. s. f.) ein Turnplatz für die den Wissenschaften sich widmende Jugend

angelegt würde. Zu dieser seiner Schrift sammelte Stier nun, von den Freunden unterstützt, mit Feuereifer Unterschriften; und obwol viele, von denen ers anders erwartet, aus Bequemlichkeit oder nichtigen Gründen ablehnten, waren doch schon am zweiten Tage über hundert Namen beisammen — mit diesen beschloß man es zu wagen. Am 7. März gingen Schmidt, Lehmann und noch zwei den alten Weg zum Rannischen Thore hinaus über die Elsterbrücke an der Broihanschenke durch die Aue nach Merseburg, und träumten schon viel von der nicht mehr fernen Zeit, wo Jahnsche Turner in Scharen auch diese liebliche Flur durchziehen würden. Man beschloß übrigens, es zunächst mündlich zu versuchen, die Derbheiten der Stierschen Denkschrift hatten doch einige bedenklich gemacht, und man wollte sie nur im Nothfalle abgeben. Zwei von den Abgeordneten gingen zum Regierungspräsidenten Schäffer, die beiden andern zum Regierungsdirector Krüger. Letzter empfing sie sehr freundlich. „Es freut mich" begann er, „daß Ihnen die Sache so am Herzen liegt, denn auch mir ist viel „daran gelegen; ich habe selbst den Turnplatz bei Schulpforte „angelegt, und möchte, daß auch die Universität Halle recht bald „einen bekäme. Die Sache liegt schon seit beinahe einem Jahre „unter den Acten; da indes jetzt kein Hindernis mehr im Wege „steht, so will ich in einer der nächsten Wochen selbst nach Halle „kommen oder einen andern hinüberschicken. Ist der von Ihnen „bezeichnete Platz wirklich so geeignet, so wird die Regierung einen „Zuschuß zu den Kosten bewilligen und die Sache ins Gleis „bringen". Voll Freude theilten die Zwei den Genossen mit, welchen Bescheid sie erhalten. „Unsre kühnsten Erwartungen" rief Schmidt aus „sind übertroffen worden; wie gut ist es nun, „daß wir Stiers groben Brief nicht abgegeben haben!" Man besah sich noch allerlei Merkwürdigkeiten der Stadt, namentlich auch den für die Soldaten eingerichteten Turnplatz, und eilte dann

nach Halle zurück, den harrenden (vor allem Pätsch, vgl. K. v. Raumers Leben S. 292) die Freudenbotschaft zu verkünden. So konnte Stier noch einen recht fröhlichen Geburtstag verleben — wie die andern meinten, als auf seinen Lorberen ausruhend, da er doch den Anstoß zu der Sache gegeben, obgleich er sowol als Schmidt und Lehmann die Früchte nicht mehr zu genießen hoffen konnten. Schon einige Tage vorher hatte er sich zum Prorector begeben wegen des Abgangszeugnisses; auffallenderweise fragte dieser, welcher sonst jeden abgehenden über jene Untersuchungen ausfragte, ob er darein verwickelt gewesen, grade ihn nicht, bei dem es wirklich der Fall gewesen. Infolge dessen wurde ihm auch hier in Halle „lobenswürdiger Lebenswandel“ ohne einschränkende Zusätze bezeugt. Am 20. wurden alle Vorlesungen geschlossen, und die meisten reisten ab — einige (wie Jeschovitz) zu Fuße nach Bonn, wo sie unter Arndts Beistand die Sache der Burschenschaft zu fördern gedachten. Stier und Schmidt wählten dießmal die Post; ersterer wollte sich erst in Berlin, wo er auch die Weihnachtsferien zugebracht hatte, eine Weile aufhalten, dann über Werneuchen, Freienwalde und Stargard die Reise nach Stolp fortsetzen. Hier sollte er sich nun zunächst bei den Eltern aufhalten, denn bereits waren sieben Halbjahre des akademischen Studiums verflossen. So unklar ihm darum auch die nächste Zukunft war, und in welcher Weise er seine Vorbereitung zum Wirken für das Vaterland fortsetzen werde: so herzlich erfreute er sich doch in den Abschiedsgesprächen an den Hoffnungen der Freunde, die Sache des Turnens in Halle und die der Burschenschaft anderwärts gefördert zu sehen. Niemand ahnte, welche Ereignisse in eben diesen Tagen in der Ferne sich vollzogen. Am 25. März brachten die Berliner Zeitungen die alle überraschende Nachricht, daß der Turnplatz in der Hasenhaide bis auf weiteres von der Regierung geschlossen sei; drei Tage später las man

darin, daß der russische Staatsrath A. v. Kotzebue am 23. März durch den (oben S. 93 erwähnten) Burschenschafter K. Sand ermordet worden. Diese That geschah also zu einer Zeit, wo die Königliche Regierung bereits vom tiefsten Mistrauen gegen die Jahnschen Bestrebungen erfüllt war; zu den weiteren Folgen derselben, die gar manche gleich im ersten Augenblicke übersahen, werden die nächsten Blätter nur hie und da noch einen Beleg nachtragen.

Fünftes Kapitel.

Die Zwischenzeit in Stolp (Sommerhalbjahr 1819).

Ehe wir Stiers Lebensgeschichte weiter führen, wird es angemessen sein, hier einiges über die bedeutendste Jugendarbeit desselben einzuschalten, welche sich damals grade unter der Presse befand; wir meinen die in zwei Bändchen erschienenen „Neunzig Krokodileier und sieben Nebenblätter, in 4 Lieferungen herausgegeben von Rudolf von Fraustadt. Berlin 1819, Neue Berlinische Buchhandlung", zusammen 224 S. in klein 8vo. Nach einer handschriftlichen Bemerkung des Verfassers waren einige Partien daraus bereits in der „Alemannia II" erschienen, andres sogar erst Anfang 1819 in Müchlers Freimüthigem (s. o. S. 29) — manches gehörte vermuthlich schon der älteren Berliner Zeit an, und das Ganze wurde jetzt nur von ihm gesammelt, vervollständigt und abgeschlossen. Entweder auf Antrieb des gewünschten Verlegers oder aus eignem hatte er die Handschrift an Jean Paul geschickt und dessen Urtheil erbeten; es fiel ziemlich eingehend und anerkennend aus, und rieth das Büchlein jedenfalls drucken zu lassen. Dasselbe machte vielfach Aufsehen, wie u. a.

nach Halle zurück, den harrenden (vor allem Pätsch, vgl. K. v. Raumers Leben S. 292) die Freudenbotschaft zu verkünden. So konnte Stier noch einen recht fröhlichen Geburtstag verleben — wie die andern meinten, als auf seinen Lorberen ausruhend, da er doch den Anstoß zu der Sache gegeben, obgleich er sowol als Schmidt und Lehmann die Früchte nicht mehr zu genießen hoffen konnten. Schon einige Tage vorher hatte er sich zum Prorector begeben wegen des Abgangszeugnisses; auffallenderweise fragte dieser, welcher sonst jeden abgehenden über jene Untersuchungen ausfragte, ob er darein verwickelt gewesen, grade ihn nicht, bei dem es wirklich der Fall gewesen. Infolge dessen wurde ihm auch hier in Halle „lobenswürdiger Lebenswandel“ ohne einschränkende Zusätze bezeugt. Am 20. wurden alle Vorlesungen geschlossen, und die meisten reisten ab — einige (wie Jeschovitz) zu Fuße nach Bonn, wo sie unter Arndts Beistand die Sache der Burschenschaft zu fördern gedachten. Stier und Schmidt wählten dießmal die Post; ersterer wollte sich erst in Berlin, wo er auch die Weihnachtsferien zugebracht hatte, eine Weile aufhalten, dann über Werneuchen, Freienwalde und Stargard die Reise nach Stolp fortsetzen. Hier sollte er sich nun zunächst bei den Eltern aufhalten, denn bereits waren sieben Halbjahre des akademischen Studiums verflossen. So unklar ihm darum auch die nächste Zukunft war, und in welcher Weise er seine Vorbereitung zum Wirken für das Vaterland fortsetzen werde: so herzlich erfreute er sich doch in den Abschiedsgesprächen an den Hoffnungen der Freunde, die Sache des Turnens in Halle und die der Burschenschaft anderwärts gefördert zu sehen. Niemand ahnte, welche Ereignisse in eben diesen Tagen in der Ferne sich vollzogen. Am 25. März brachten die Berliner Zeitungen die alle überraschende Nachricht, daß der Turnplatz in der Hasenhaide bis auf weiteres von der Regierung geschlossen sei; drei Tage später las man

darin, daß der russische Staatsrath A. v. Kotzebue am 23. März durch den (oben S. 93 erwähnten) Burschenschafter K. Sand ermordet worden. Diese That geschah also zu einer Zeit, wo die Königliche Regierung bereits vom tiefsten Mistrauen gegen die Jahnschen Bestrebungen erfüllt war; zu den weiteren Folgen derselben, die gar manche gleich im ersten Augenblicke übersahen, werden die nächsten Blätter nur hie und da noch einen Beleg nachtragen.

Fünftes Kapitel.

Die Zwischenzeit in Stolp (Sommerhalbjahr 1819).

Ehe wir Stiers Lebensgeschichte weiter führen, wird es angemessen sein, hier einiges über die bedeutendste Jugendarbeit desselben einzuschalten, welche sich damals grade unter der Presse befand; wir meinen die in zwei Bändchen erschienenen „Neunzig Krokodileier und sieben Nebenblätter, in 4 Lieferungen herausgegeben von Rudolf von Fraustadt. Berlin 1819, Neue Berlinische Buchhandlung", zusammen 224 S. in klein 8vo. Nach einer handschriftlichen Bemerkung des Verfassers waren einige Partien daraus bereits in der „Alemannia II" erschienen, andres sogar erst Anfang 1819 in Müchlers Freimüthigem (s. o. S. 29) — manches gehörte vermuthlich schon der älteren Berliner Zeit an, und das Ganze wurde jetzt nur von ihm gesammelt, vervollständigt und abgeschlossen. Entweder auf Antrieb des gewünschten Verlegers oder aus eignem hatte er die Handschrift an Jean Paul geschickt und dessen Urtheil erbeten; es fiel ziemlich eingehend und anerkennend aus, und rieth das Büchlein jedenfalls drucken zu lassen. Dasselbe machte vielfach Aufsehen, wie u. a.

eine Stelle in L. Tiecks Novelle „Der Wassermensch" verräth. Zur näheren Charakteristik der jetzt wol verschollenen Schrift hier folgendes.

Schon die „Berlin den 1. Siegesmond 1818" datierte nebst andern Proben im Anhang mitgetheilte Vorrede zeigt, wie der 18jährige Verfasser über das gewöhnliche sich zu erheben, ja dasselbe scharf zu kritisieren weiß. „Krokodil-Eier" sind ihm unbedeutend scheinende Worte und Gedanken, welche, wie jene kleinen Eier im Nilsande den Keim zu einem ungeheuern Geschöpfe, so auch einen aus ihm erstehenden alles verzehrenden Riesengedanken als Keimblatt zusammengewickelt in sich tragen — also etwa was man sonst Aphorismen nennt. Doch sind sie äußerlich von sehr verschiedenem Umfange, bald nur fünf Zeilen, bald ein bis zwei Seiten. Die „Nebenblätter" sind meist ausführlicher, enthalten auch zum Theil nur Gefühlsergüsse. Da finden wir nun bald das Räthsel des Lebens überhaupt, die Beweise für Gottes Dasein wie für des Menschen Unsterblichkeit, Gedanken über Gott und Teufel, das Wesen und Treiben der Philosophen und Theologen, berührt, gezeichnet, beurtheilt; bald die Alltagsmenschen mit Einschluß der Staatsbeamten in einem kurzen „Grundriß der Philisterlehre", einer Würdigung der „Complimentenmünze", einer geistreich entwickelten Parallele zwischen Activum und Passivum, die sich im Leben allüberall entgegenstehn und nur selten in der Harmonie des Medium auflösen oder ergänzen, vorgeführt. Dann wiederum tritt die Gefühlswelt an uns heran: die Seligkeit des Wolthuns, des Jünglings Thatendrang, Liebe und Ehe, Eidlis Leben und Tod in 12 Streckversen, die Brautnacht für Reine — ebenso viele Ueberschriften —; oder auch das tiefe Weh des Gefühlvollen, der überall gleichgestimmte Herzen zu finden meint und immer wieder auf kalt verknöcherte Verstandesseelen, ja Spötter, trifft. Dazwischen kommen die Künste und Wissenschaften

heran, alte und neue, echte und unechte; die „physiognomische Schönheit der Frauen", und „Luthers Nase" als Hauptbeweis für die Echtheit der Lavaterschen Wissenschaft, nebst der Mnemonik des Freiherrn von Aretin, Etwas aus der Reimlehre d. i. „Physiognomik der Sprache", und über die Einheit der Künste, Artikel über die große Feinküche des Büchermarktes, wo hausbackne Kost ganz abhanden gekommen neben den Kunstköchereien und Zuckerbrötchen, und den Mangel eines „Christlichen Trauerspiels", dessen Gewinnung der Verfasser vor allem von der nothwendigen Wiedergeburt der deutschen Kunst verlangt, und (wenn auch im Hinblick auf den Jammer der Gegenwart erst sehr spät) hofft. Auch die Weltgeschichte geht natürlich nicht leer aus: der Tadel über die stets am Kleinen und Einzelnen haftenden „Geschichtler" der Gegenwart, während man doch die Träber wegwerfen müsse, nachdem man „den reinen Geist aus den öligen und schleimigen Theilen des auf den Ländern der Welt wachsenden Maischgetraides abgezogen", und ein besonderes Krokodilei über „der Geschichte Entheiligung und Heiligung"; Schilderung der Geschichte der Menschheit in der Chiffreschrift des alten „Alles und Nichts", und eine besondre Gegenüberstellung der „alten und der neuen Zeit".

Uebrigens möchte erst das siebente und letzte Nebenblatt dem tieferblickenden Leser die Verfassereinheit dieses Büchleins und des oben erwähnten „Burschenspiegel" deutlicher zeigen. Es ist überschrieben „Ein Traum von Luther", und schildert in origineller Märcheneinkleidung mit wenigen raschen Zügen die Geschichte des deutschen Volkes von der Bibelübersetzung auf der Wartburg an bis zum neuesten Wartburgsfeste der wiedererwachten deutschen Jugend. Der 30jährige Krieg und Gustav-Adolf, der Verfall und Zerfall des Reiches und die wachsende Einmengung des Auslandes eilen in kühnen Bildern an uns vorüber. Der Papst

erscheint in unserm Märchen als eine „lange dürre, mit ihren Fingerhebeln über ganz Deutschland reichende, sich von Süden her aus einem finstern Loche hervorstreckende Gelenkhand", Napoleon als eine hochgeschwollne, feuerrothe, mit lauter kleinen Giftfleckchen besäete Tarantel. Sein Sturz wird mit kräftigen Zügen geschildert, insbesondre zum Schlusse der 18. October 1817.

„Auch auf der alten Burg, wo im Anfange der Mann GOttes saß und das Buch des HErrn dolmetschte, wurde ein Dank- und Festlicht hell angezündet, und der gefeierte Festheld ließ sich hernieder aus seiner Wolke auf die heilige Burg, sich in seinem Heiligenglanze offenbarend als Schutzgeist und Schicksalsengel des Landes. Er weihte dieselbige Burg zum Dietmal und Freiturm für ewige Zeiten, er bestieg dort einen hohen Stuhl und hielt Schau und Rüge über allerlei Leute, wie folget."

Zuerst werden die deutschen Burschen vorgeführt, die „allermeist stark mitgeholfen auf der Hetzjagd gegen die Tarantel"; ihnen ruft er zu:

„Ihr habt einen guten Kampf gekämpft — erneuert euch aber im Geiste eures Gemüths, vor allen Dingen aber ergreifet den Schild des Glaubens" u. s. f.

Andern, die von der Wiedergeburt Deutschlands noch nicht viel begriffen haben, wird der Zuruf „Ich weiß eure Werke, daß ihr weder kalt noch warm seid" und was darauf folgt. Die Prediger und Theologen bekommen das zornige Wort zu hören:

„Also ist auch die Zunge ein kleines Glied und richtet große Dinge an. Lasset euch nicht mit mancherlei und fremden Lehren umtreiben, denn es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde" u. s. f. (Hebr. 13, 9.)

während den Päpstlichen des Schicksalsengels Stimme Matth. 3, 10. 2. zuruft. Zu den Herschern aber spricht er voll Ernstes:

„Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert. Aber der HErr ist treu, der wird euch stärken und bewahren vor dem Argen.

So sehet nun zu, wie ihr vorsichtiglich wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen."

Ueber das ganze Buch nur wenige Worte zum Schluß. In wieweit Jean Paul u. a. Einfluß geübt, wird der kundige Leser im einzelnen (insbesondere in den Streckversen à la Gottwalt Harnisch) erkennen — vieles ist entschieden original und zeugt von scharfer Beobachtungsgabe mit raschem, oft recht treffendem Urtheile auf fast allen Lebensgebieten, daneben von reicher Belesenheit. Die Darstellung ist meist eine humoristische, auch wol recht eigentlich satirisch gefärbte. Gute Gedanken über das Wesen der damaligen Rationalisten auf Kanzel und Katheder, Warnungen vor dem im Christenherzen so leicht wuchernden Pharisäerthum beweisen tieferes Nachdenken über die Religion. Daneben stehen zum Theil wol aus früherer Zeit hereinragende Anschauungen von der Ewigkeit und Weltleitung, welche mit jenem nicht recht stimmen, und den lebendigen Christenglauben — mehr noch das persönliche Verhältnis zum Erlöser — vermissen lassen. Seine Freunde fanden (neben vielem recht hübschen) manches gradezu verschroben und unheimlich, setzten es dann aber vorzugsweise auf Rechnung der Philosophie von Solger oder Fries. Uns deutet jenes Misverhältnis auf noch vorhandenen Zwiespalt im Verfasser, welcher die durchaus richtig geahnten Glaubenswahrheiten zur Zeit noch mehr mit dem Verstande ergriffen als zum Mittelpunkte seines ganzen Seins gemacht hatte; und die darin liegende sittliche Unwahrheit, daß er sich eben entschließen konnte, beiderlei neben einander zu veröffentlichen, hat ihn später zu so scharfem Verdammungsurtheil über diese Erstlingsarbeiten getrieben. Aber wir dürfen nicht vorgreifen.

Wir verließen Stier bei der Abreise von Halle. Nach kurzem Aufenthalte in Berlin traf er etwa Ende April in Stolp bei den

Eltern ein, um sich, wie dieselben wol bestimmt erwarteten, so schnell als möglich zum Examen vorzubereiten. Der Vater hatte weder selbst die Mittel, ihn länger auf der Universität zu erhalten, noch mochte er die Güte mehrerer wolhabenden Kaufleute in Stolp, welche ihm freiwillig Zuschuß gewährt hatten, über die nöthige Zeit hinaus in Anspruch nehmen. Rudolf freilich konnte unmöglich schon an die Prüfung denken. Daß er erst fünf Halbjahre Theologie studiert hatte, wäre damals wol kein äußeres Hindernis gewesen; aber obwol er den Gedanken vor allem als Prediger zu wirken festhielt, und deswegen der Theologie auch hier im Elternhause täglich etwas Zeit zu widmen fortfuhr: lebte er doch im ganzen jetzt mehr als je der Dichtkunst, für welche (wie wir oben sahen) sein Schulfreund H. Waldow ebenfalls die lebhafteste Theilnahme empfand. Das erneute Zusammenleben mit diesem war von wesentlichem Einflusse auf Stier, dessen seit Paulinens Tod oft schwermüthige Stimmung durch die weitere Entwicklung der Untersuchungen gegen die Demagogen warlich nicht erheitert wurde.

Die Erweiterung der Familie hatte für den ältesten Sohn keinen Raum im Hause selbst gelassen; so wurde ihm ein abgelegenes Zimmer angewiesen, das am Ende eines langen Hofes über einem Pferdestalle lag und auch durch die Fensteraussichten auf die Mauerstraße den scherzhaften Titel eines „Museum über dem Miste" rechtfertigte. Hier holte ihn der Freund allmorgendlich durch Steinchen, die er ans Fenster warf, zu einem Spaziergange in die Gärten oder zum Bade ab; Stier sammelte frische Blumen und Ranken, um das über seinem Schreibtische hängende Bild Paulinens täglich frisch bekränzen zu können; dann studierte oder dichtete er Vormittags für sich. Den Nachmittag brachte er meist bei Waldow zu als treuer Gehülfe bei dessen Arbeiten, mischte Salben, drehte Pillen, half sublimieren und Baumwachs

gießen, und hatte es bald auch darin zu einer gewissen Fertigkeit gebracht. Abends saßen sie wol vor der Thür und plauderten mit den Schwestern; bisweilen wurden größere Spaziergänge nach der Neuen Mühle oder andern schönen Punkten, auch wol einmal eine Fahrt nach Stolpmünde unternommen.

Im eigentlichen Familienkreise fühlte er sich am wenigsten glücklich. Er hatte den für Deutschland angebrochenen Lebensfrühling in der preußischen Hauptstadt selbst kennen gelernt, und in mancher Hinsicht wol einen weiteren Umblick gewonnen als der seit lange in seinen Amtskreis gebannte Vater — der schon vordem in Bezug auf die Geselligkeit bestandene Gegensatz der Anschauungen zwischen beiden schien wesentlich vertieft und oft sogar die Möglichkeit des gegenseitigen Verständnisses zu fehlen. Frühere Scenen wiederholten sich in andrer Form. Auch jetzt wünschte Vater Stier seinen Sohn, der mehr als je die geselligen Freuden floh, doch bisweilen als Theilnehmer bei Gesellschaften und Bällen; als er ihn einmal bei einem solchen glücklich mit in den Saal gebracht und den Sieg gewonnen zu haben glaubte, war Rudolf plötzlich wieder verschwunden; die ausgesandten Kundschafter brachten erst spät die Nachricht, daß man ihn in der benachbarten Allee mit einem Buche (es war Vollmond) habe auf- und abgehn sehen. Natürlich war der Vater sehr ungehalten, und ähnlichen Zwiespalt in äußeren Dingen gab es öfter. Viel schmerzlicher noch war ihm freilich, daß sein Rudolf, von dessen Gaben er sich so außerordentliches versprochen, durch die Theilnahme an vermeintlich revolutionären Geheimbünden alle Hoffnung auf Anstellung und Beförderung im Staate verscherzt und sich unglücklich gemacht habe — denn so mußte dem altpreußischen Beamten alles erscheinen, was er in jenem Jahre aus den einander im Schrecklichen überbietenden Zeitungsnachrichten über die Burschenschaft, über Jahns und der andern „Demagogen vom deutschen Bunde“ gefährliche

Umtriebe entnahm. Es ging freilich damals wie nicht selten im Leben: je ungerechter man auch die edleren Bestrebungen jener Männer und Jünglinge verfolgte, desto mehr erbitterte man sie und erzeugte so allmählich in manchen wirklich den vorher nur fälschlich vorausgesetzten Haß gegen die Regierung. So kam es wol auch, daß Rudolf, im Eifer seine Freunde gegen die ungerechten Anklagen zu vertheidigen, über die Regierung härter sich äußerte als er sonst gewohnt gewesen, und so grade den Verdacht verstärkte. Im ganzen urtheilte er besonnen, obwol er bei den stärksten Nachrichten, die nach Jahns unvermutheter Verhaftung (14. Juli 1819) und seinen Vernehmungen zu Spandau und Küstrin in die öffentlichen Blätter kamen, in der That eine Weile schwankte, ob er sich nicht selbst im Irrthume befunden. Vermuthlich aus jener Zeit, da er im Auftrage der Eltern die ältste Schwester aus dem großväterlichen Hause in Fraustadt heimholte*), oder vom Ende des Sommers, wo der Vater eine längere Be-

*) Die Reise war durch mancherlei Zwischenfälle interessant, worüber sich einzelne Ueberlieferungen in der Familie erhalten haben. Hier nur das Eine, daß der jugendliche Verbreiter deutscher Tracht (s. ob. S. 72) in einem westpreußischen Städtchen, wohin von deren Dasein noch keine Kunde gedrungen sein mochte, beinahe ein Opfer seiner vaterländischen Gesinnung geworden wäre. Rudolf war seiner Gewohnheit gemäß, während die Schwester im Wirtshause den Küchenpflichten gegen den in diesem Punkte wählerischen Bruder oblag, ausgegangen, die spärlichen Naturreize jener Gegend zu genießen, wurde aber bald von einer aufgeregten Volksmenge, welche in dem schmächtigen Jüngling mit gescheiteltem Haar und breitem Hemdkragen ein verkleidetes Frauenzimmer witterte, auf das Polizeiamt genöthigt, wo es ihm nur sehr allmählich gelang seine Unschuld darzuthun. Stiers nächster Entgegnungsgrund — daß nämlich eine Entführte, um ihr Geschlecht zu verbergen, jede andre Tracht mit größerer Klugheit gewählt haben würde — wollte als zu hoch gegriffen durchaus nicht einleuchten.

rufsreise machte, datiert ein charakteristischer Brief, dessen Hauptstellen wir mittheilen:

„Lieber Vater! Ich bin eben durch die kürzlich gelesene Zeitung in großer Bewegung – alles will von mir reißen — Eine Lebenshoffnung nach der andern — und jetzt beinahe die größte! — Dazu kommt so eben Dein Brief, und ich eile dennoch alsogleich zur Beantwortung. Ist es denn möglich, daß Du noch immer an dem zweifeln magst, was ich doch so oft und fest schon ausgesprochen? Vertraue doch mir und meinem Christenthum. — Hier hast Du nochmals mein festes, unwandelbares Geständniß, das ich schon (dünkt mich) überall in Wort und Leben gethan:

Ich bin zwar fest überzeugt, daß es jetzt schlecht mit uns steht von Seite des Staates und Volkslebens, und daß es anders werden m ß Ich verabscheue Machtgewalt und Herrenbedrückung, so wie sie Jeder verabscheuen muß, der fühlt daß er ein Mensch ist. — Aber ich verabscheue ebenso sehr und noch mehr fast Uebermuth und Gewaltthat gegen den Staat. Ich billige nichts, als was streng mit dem Christenthum sich vereinigt. Das sagt mir aber: Sprich, denn das Wort ist frei. Gott wird dem Worte Gedeihen schaffen, wenn es wahr ist, und was erst alle einsehn, wird auch bald wirklich. Das ist die Art, wie du wirken sollst gegen die Bösen, denn auch der liebe Gott wirkt nur mit Ueberzeugung gegen sie, und nicht mit Donner — sonst hätt' er sie längst alle erschlagen. — So denk' ich, lieber Vater. So auch kenne ich Jahn und die Obern und Vorzüglichen der Burschenschaften. Denn ich sagte überall, daß ichs so meinte, und mir wurde nie widersprochen, sondern in demselben Geiste gewirkt. Ausnahmen einzelner, die Leidenschaft zu weit trieb, gelten hiebei nichts. Ich hatte eine große heilige Hoffnung, Deutschland zu verjüngen auf eine ehrwürdige, allein den Deutschen würdige Art, in einem mit Gott begonnenen — unermüdet fortgearbeiteten — viele viele Jahre langen Werke. Ihm war mein Leben geweiht, besonders seit mir alle andre Lebenshoffnung verschwand. Da bekam ich die ersten Zeitungen —

Habe ich bis jetzt Recht gesehen, so hat die Polizei sehr Unrecht und irrt sich gewaltig — ach wenn es doch so wäre! Ist es aber so, wie die Zeitung schreibt: dann hat man ein Narrenspiel mit mir gespielt und ich entsage aller Gemeinschaft, wo ich nie welche haben konnte.

Umtriebe entnahm. Es ging freilich damals wie nicht selten im Leben: je ungerechter man auch die edleren Bestrebungen jener Männer und Jünglinge verfolgte, desto mehr erbitterte man sie und erzeugte so allmählich in manchen wirklich den vorher nur fälschlich vorausgesetzten Haß gegen die Regierung. So kam es wol auch, daß Rudolf, im Eifer seine Freunde gegen die ungerechten Anklagen zu verteidigen, über die Regierung härter sich äußerte als er sonst gewohnt gewesen, und so grade den Verdacht verstärkte. Im ganzen urtheilte er besonnen, obwol er bei den stärksten Nachrichten, die nach Jahns unvermutheter Verhaftung (14. Juli 1819) und seinen Vernehmungen zu Spandau und Küstrin in die öffentlichen Blätter kamen, in der That eine Weile schwankte, ob er sich nicht selbst im Irrthume befunden. Vermuthlich aus jener Zeit, da er im Auftrage der Eltern die ältste Schwester aus dem großväterlichen Hause in Fraustadt heimholte*), oder vom Ende des Sommers, wo der Vater eine längere Be-

*) Die Reise war durch mancherlei Zwischenfälle interessant, worüber sich einzelne Ueberlieferungen in der Familie erhalten haben. Hier nur das Eine, daß der jugendliche Verbreiter deutscher Tracht (s. ob. S. 72) in einem westpreußischen Städtchen, wohin von deren Dasein noch keine Kunde gedrungen sein mochte, beinahe ein Opfer seiner vaterländischen Gesinnung geworden wäre. Rudolf war seiner Gewohnheit gemäß, während die Schwester im Wirtshause den Küchenpflichten gegen den in diesem Punkte wählerischen Bruder oblag, ausgegangen, die spärlichen Naturreize jener Gegend zu genießen, wurde aber bald von einer aufgeregten Volksmenge, welche in dem schmächtigen Jüngling mit gescheiteltem Haar und breitem Hemdkragen ein verkleidetes Frauenzimmer witterte, auf das Polizeiamt genöthigt, wo es ihm nur sehr allmählich gelang seine Unschuld darzuthun. Stiers nächster Entgegnungsgrund — daß nämlich eine Entführte, um ihr Geschlecht zu verbergen, jede andre Tracht mit größerer Klugheit gewählt haben würde — wollte als zu hoch gegriffen durchaus nicht einleuchten.

rufsreise machte, datiert ein charakteristischer Brief, dessen Hauptstellen wir mittheilen:

„Lieber Vater! Ich bin eben durch die kürzlich gelesene Zeitung in großer Bewegung – alles will von mir reißen — Eine Lebenshoffnung nach der andern — und jetzt beinahe die größte! — Dazu kommt so eben Dein Brief, und ich eile dennoch alsogleich zur Beantwortung. Ist es denn möglich, daß Du noch immer an dem zweifeln magst, was ich doch so oft und fest schon ausgesprochen? Vertraue doch mir und meinem Christenthum. — Hier hast Du nochmals mein festes, unwandelbares Geständniß, das ich schon (dünkt mich) überall in Wort und Leben gethan:

Ich bin zwar fest überzeugt, daß es jetzt schlecht mit uns steht von Seite des Staates und Volkslebens, und daß es anders werden m ß Ich verabscheue Machtgewalt und Herrenbedrückung, so wie sie Jeder verabscheuen muß, der fühlt daß er ein Mensch ist. — Aber ich verabscheue ebenso sehr und noch mehr fast Uebermuth und Gewaltthat gegen den Staat. Ich billige nichts, als was streng mit dem Christenthum sich vereinigt. Das sagt mir aber: Sprich, denn das Wort ist frei. Gott wird dem Worte Gedeihen schaffen, wenn es wahr ist, und was erst alle einsehn, wird auch bald wirklich. Das ist die Art, wie du wirken sollst gegen die Bösen, denn auch der liebe Gott wirkt nur mit Ueberzeugung gegen sie, und nicht mit Donner — sonst hätt' er sie längst alle erschlagen. — So denk' ich, lieber Vater. So auch kenne ich Jahn und die Obern und Vorzüglichen der Burschenschaften. Denn ich sagte überall, daß ichs so meinte, und mir wurde nie widersprochen, sondern in demselben Geiste gewirkt. Ausnahmen einzelner, die Leidenschaft zu weit trieb, gelten hiebei nichts. Ich hatte eine große heilige Hoffnung, Deutschland zu verjüngen auf eine ehrwürdige, allein den Deutschen würdige Art, in einem mit Gott begonnenen — unermüdet fortgearbeiteten — viele viele Jahre langen Werke. Ihm war mein Leben geweiht, besonders seit mir alle andre Lebenshoffnung verschwand. Da bekam ich die ersten Zeitungen —

Habe ich bis jetzt Recht gesehen, so hat die Polizei sehr Unrecht und irrt sich gewaltig — ach wenn es doch so wäre! Ist es aber so, wie die Zeitung schreibt: dann hat man ein Narrenspiel mit mir gespielt und ich entsage aller Gemeinschaft, wo ich nie welche haben konnte.

Dann ist aber meine schönste Lebenshoffnung zerstört, und das was ich für so edel, groß und herrlich hielt, zu gemeiner menschlicher Leidenschaft herabgesunken. Dann hab' ich nur gesehen, daß unser Volk noch nicht fähig ist, etwas Großes mit Vernunft und Religion aufzufassen — und es eben darum noch nicht verdient. Und wär' ich der Einzige, der grade so denkt: doch soll mich Niemand erschüttern. Mag kommen was da will, ich hänge an keinem Andern — ich stehe auf Gott und mir selbst. Mein Leben bleibt nach wie vor unter seinem Schutz der Wahrheit geweiht und zu ihrem Prediger halte ich mich berufen. Ist Jahn nicht der, wofür ich ihn bis jetzt noch halte; will er Revolution und hat er sie gewollt — dann kann ich ihn nur bedauern und Misgelingen wünschen in demselben Grade, wie ich ihn bisher verehrt und ihm Glück wünschte. Dann fang' ich aber vielleicht nach zehn Jahren, wenn ich noch lebe, das Werk da wieder an, wo er es liegen gelassen, und zwar nach meiner Art, die keinem Bettler, viel weniger einem Fürsten ein Haar krümmen soll. — — Darum will ich Christenthum predigen und mich nie in Staatsangelegenheiten mischen — das ist mein fest anerkannter Beruf — und jeder Mensch ist nur etwas in seinem Beruf — wer Alles sein will, ist eben darum gar nichts. Nur alle Fälle, wo das: Gott mehr gehorchen als den Menschen: ins Spiel kommt, behalte ich mir vor, wie sie sich von Rechtswegen jeder Mensch vorbehalten sollte" u. s. f.

Aber es hielt schwer, den geängsteten Vater zu beruhigen, zumal fast jede Zeitung neuen Grund zur Besorgnis brachte. Die Mutter sorgte mehr um die leibliche Gesundheit des geliebten Sohnes, und empfand wol lebhafter den an seinem Herzen nagenden Kummer — aber auch im Betragen ihr gegenüber machte er sich später Vorwürfe, als die Eltern im October d. J. Pommern mit Litauen vertauscht hatten und er wieder von ihnen getrennt war. „Und mit meinen Eltern" schrieb er seinem Freunde „— nun sie 100 Meilen weit in Gumbinnen sitzen, glaub' ich „oft, ich sei mehr Schuld daran als sie, und möchte den Sommer gern noch einmal haben, um mich ganz anders aufzuführen." Seinen zahlreichen Geschwistern, unter denen die Schwestern am

Alter ihm am nächsten standen, war er ein liebevoller Bruder und unterrichtete sie in besondern Lectionen; besonders aber zeichnete er, schon um des Namens willen, die funfzehnjährige Pauline durch sein Vertrauen aus und theilte ihr manche von seinen dichterischen Arbeiten mit.

Auf diese kommen wir nun zunächst. Außer vielen kleinen lyrischen Erzeugnissen arbeitete er damals mit Eifer an einem großen Heldengedichte in achtzeiligen Stanzen, Winnold betitelt; es sollte vier Bücher umfassen, von denen er in Stolp drei beinahe vollendete, und schloß sich an den Zauberring und ähnliche Dichtungen von Fouqué, den er damals sehr liebte, an. Sodann eine Sammlung novellenartiger Erzählungen und Betrachtungen von sehr ungleichem Werthe, denen er den Gesammttitel „Mähren und Träume“ gab, theils nach Jean Paul in sehr durchsichtiger Nachahmung, theils Fouquésche Ritter- und Minnegeschichten, auch Klagen um die Frühentrissene und liebliche Bilder aus dem Kinderleben. Hier besonders forderte er den Beirath seines dichtungliebenden Freundes, dem er bald aus dem Kopfe den Entwurf beim Spaziergange vorerzählte, bald beim Ausruhen vorlas. Noch erinnert sich derselbe lebhaft eines Ausfluges nach Stolpmünde, wo Stier dem neben ihm dicht an der See auf der Düne sitzenden die Mähr von Graf Lisbert von Schreckenstein vorlas, und der gewaltige Eindruck seines Vortrags noch verstärkt wurde durch das leise Rauschen der anschlagenden Wellen. Andre las er ihm auf der Stube vor und ließ sich auch allerlei Aenderungen gefallen. Die Titel der einzelnen Stücke sind: Mähren 1. Minnart der Sänger, 2. Graf Lisbert, 3. Alfreds Rückkehr, 4. der Frühling des Dichters, 5. Frau Minnetrosts Hülfe, 6. Gottmar und Dietgart oder die Heidenbekehrung; Träume 1. Ottos Traum von Emma, 2. Kindchens Christabend, 3. Paulinens Grab, 4. die erste Predigt, 5. Morgentraum einer Braut, 6.

Roderichs Traum in Italien — zusammen 311 Seiten. Da sie später im Druck erschienen sind, so geben wir nur im Anhange eine Probe daraus; der Verfasser urtheilte schon beim Versenden der ersten Exemplare „ich bitte sie für nichts mehr anzusehen, als sie bei ihrer Entstehung waren und mir noch sind: nämlich Spielewerk und Nebenspaß — hoffentlich solls das erste und letzte dieser Art von mir sein.“

Mochten schon diese Bestrebungen, wo sie über den engeren Kreis hinaus bekannt wurden, nicht immer schonende Beurtheilung finden, so noch weniger die eingangs geschilderten „Krokodileier“, deren erstes Bändchen damals den Weg in die Stolper Buchhandlung gefunden hatte. Es ist begreiflich, daß das Büchlein von den Spießbürgern einer hinterpommerschen Provinzialstadt, wie Stolp namentlich damals noch war, wenig gewürdigt wurde; manche scheuten sich nicht, daraus Stoff zu schöpfen zu erbärmlichen Spöttereien über den jungen Mann, der ihnen zwar nichts zuleide gethan, desses äußeres Auftreten schon ihnen jedoch zeigte, daß er anders war als sie, ja sie beklagten öffentlich den allgemein geachteten Vater.

Um so weniger konnte Rudolf in jenen Kreisen sich wol fühlen, er mied sie daher ganz; und es schien fast, als sollte er gar keinen weitern, namentlich nicht tiefer anregenden Umgang bei ältern Männern finden. Zum Glück jedoch bot ihm diesen Schleiermachers Nachfolger in Stolp, der reformierte Hofprediger Metger, gewiß manchen Lesern aus Wangemanns interessantem Büchlein „Geistliches Regen und Ringen am Ostseestrande“ näher bekannt. Nicht als wenn seine Beziehung zu den Belows ihn besonders charakterisierte: er war ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit und nüchterner Besonnenheit bei tief religiösem Gemüthe, und wir werden später sehen, wie ernstlich er vor aller Schwärmerei und Ueberspannung zu warnen wußte. Sowol

seine (leider von den Stolpern sehr wenig besuchten) tiefsinnigen Predigten als namentlich die eingehenden Unterredungen auf gemeinsamen Spaziergängen übten einen sehr wolthätigen Einfluß auf Stier aus, umsomehr als diesem die nähere Bekanntschaft mit manchem wichtigen Werke der Wissenschaft abging. Metger arbeitete damals an einer Schrift „Plato und Spinoza in ihrem Einflusse auf das Christenthum", und namentlich letzterer war mehrfach der Gegenstand der Gespräche beider. Uebrigens zeigen noch vorhandene Briefe Metgers, mit welcher Bestimmtheit derselbe bei aller Vertiefung in vorreformatorische — ja vorchristliche Philosophie das unbiblische Christenthum von dem echten zu scheiden pflegte. Da heißt es einmal von einem beiden bekannten jungen Manne:

„Sie wissen, er lebt in einer Familie, die nicht spottet, vielmehr auf Religion hält. Aber die unreifen Begriffe von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, und die eigene Gerechtigkeit sind die Pallisaden, hinter welchen sich alle natürlich guten ehrbaren Menschen verschanzen; ihre Sünden sind Schwachheiten, und der liebe Gott ist barmherzig oder wol gar gerecht genug, um — denn die Erbsünde von Adams Fall her wird geleugnet — seinen schwachen Geschöpfen ihre Schwachheiten nicht zu imputieren."

Stier hat in spätern Jahren den Anfang seiner Erweckung stets von den durch M. empfangenen Anregungen datiert; so knüpfte er einmal (1823) an das Trostwort „Laß das Flücht'ge fliehen, Schau zum Ew'gen auf; Wenn die Wolken ziehn, Gehn die Sterne auf" folgende Bemerkung:

„Das erinnert mich wieder einmal sehr lebhaft an einen fast verklungenen damals großen Eindruck, den M. in St. auf mich machte, indem er mir sehr nachdrücklich die Worte des alten Liedes vorhielt: Blinder Sünder, so da meinet, Wenn man weinet, Gott sei ferne — In der Nacht gehn auf die Sterne! Es war damals auch Weinenszeit in mir

ach über die ich jetzt erst recht weinen möchte, daß sie noch so wenig himmlische Freude und Frucht gewirkt!"

Grade die reformierte Kirche hatte damals im nördlichen Deutschland mehrere lebendige Zeugen des lauteren Evangeliums aufzuweisen, und auch die Erweckten in der lutherischen Kirche schlossen sich jenen an; das abweichende äußere Bekenntnis war keinem ein Hindernis, denn die Hauptfrage war eben „Predigt er die Vergebung der Sünden in dem Blute Jesu Christi?" (Wangemann a. O. S. 39). Natürlich wußte auch M. bei aller Belesenheit in Calvin doch Luther richtig zu schätzen, und es wäre sehr thöricht, etwa einen ungünstig confessionellen Einfluß auf Stier hier voraussetzen zu wollen. M. schrieb ihm später einmal:

„Zur Glaubensfreudigkeit wird nächst der Bibel kein Schriftsteller besser führen als Luther. Ich kenne keinen, in dem sich der heilige Geist so individualisiert hätte, als in Luther; in andern erleuchteten Männern spricht er biblisch, in Luther aber lutherisch. Damit hat für mich alles was ich von Luther lese, diesen einzigen Reiz, diese einzige Lieblichkeit. Er ist der Mann, in dem Christus eine neue eigenthümliche Gestalt, das ewige Wort eine neue eigenthümliche Sprache gewonnen hat. Das ist die geistliche Erfahrung; rein orthodoxen Lehrern fehlt es, und mir sogar sehr daran, die Mystiker haben sie, aber nicht ohne Nachtheil der reinen Lehre, keiner aber hat sie in reicherm Maße als Luther, und keiner ist reiner in der Lehre wie er. So wie das göttliche Wort aus seinem Munde kommt, ist es erst durch das Medium seines inneren Lebens gegangen, und als Lebenswort, was es in ihm geworden, wird das ewige Lebenswort aus ihm vernommen. Natürlich daß dem Manne Gottes — Mensch wie er war — etwas menschliches gegen uns begegnet, natürlich daß seine Anhänger dieß menschliche aufrecht erhalten in demselben Maße als sie das Göttliche in ihm nicht meinen."

Stiers eigentlich theologische Studien während jenes Stolper Sommers lassen sich kaum vermuthungsweise angeben; sie bestanden wol außer der Durcharbeitung älterer Hefte und gedruckter Compendien in Auszügen aus einer Reihe verschiedenartiger

Schriften. Unter seinem Nachlasse fand sich ein laut Aufschrift im Juni 1819 begonnenes starkes Quartheft mit dem Titel „Qui bene latuit, bene vixit. Christliche Sammlung" und dem lateinischen Gebete Melanchthons Fac ut possim demonstrare, Quam sit dulce te amare, Tecum pati, tecum flere, Tecum semper congaudere als Motto.

Der Sommer war fast zu Ende, als sein Vater einen ehrenvollen Ruf als Regierungsrath im Steuerfach nach Gumbinnen erhielt, mit der Forderung, noch im October dahin überzusiedeln. Der Familie nach dem fernen Litauen zu folgen schien Rudolf aus mehreren Gründen unmöglich; so entschloß er sich bald, nach Berlin zurückzukehren, dort wo möglich Privatstunden zu suchen, und fortgesetztes Studium der Theologie zu ermöglichen. Auf weiteren Zuschuß seitens des Vaters konnte und wollte er nicht rechnen — so verpflichtete er sich mit rascher Energie, auf der Universität sich allein weiter zu erhalten, und ging wieder nach Berlin.

Sechstes Kapitel.

Letzter Aufenthalt in Berlin, Michaelis 1819 bis Ostern 1821. Die Umwandlung.

Mitte October finden wir Stier wieder in der Hauptstadt, in dem alten Stierschen Stammhause, wo die Frau Prof. Bettkober (Schwiegermutter des Kriegsraths) ihm ein Dachstübchen überließ. Er begann mit allem Eifer die theologischen Studien auch als Zuhörer bei Marheineke, Schleiermacher (Leben Jesu)

vor allem aber bei de Wette wieder aufzunehmen, vorläufig ohne sich förmlich immatriculieren zu lassen. Der Unterlassungsgrund war zunächst, daß er sich zu dem vermuthlich in des Rectors Hand abzulegenden Gelöbnis nicht entschließen konnte. Mit Solger wieder anzuknüpfen, auch wenn er es (was nun kaum wahrscheinlich) gewollt hätte, hinderte ihn dessen im 39. Lebensjahre sehr unerwartet erfolgter Tod am 24. October; Studenten und zwar lauter frühere Burschenschafter in deutscher Tracht trugen die Leiche zum Grabe, an welchem Schleiermacher mit mehr als gewöhnlicher Bewegung zeigte „wie der Verstorbene uns sterben gelehrt habe.“ Stier schlug zur Grabschrift Psalm 4, 9 vor — doch wählte man eine andere.

Leider war er gehindert, dem Begräbnisse beizuwohnen, da er eine Unterlehrerstelle in einer Privatschule angenommen hatte und nicht gleich im Anfang Stunden versäumen wollte. Er unterrichtete in Geschichte, Religion, Deutsch und Latein, und schrieb darüber bald nach dem Anfange an Waldow nach Stolp (an welchen überhaupt aus jener Zeit einige Briefe vorliegen) wie folgt:

„Mit meiner Schulmeisterei gehts so ziemlich — die Jungen fangen mir sogar nachgrade an Spaß zu machen. Nur ging mir die dabei unumgängliche nöthige Heuchelei gar schwer ein, und erst war mirs fast unmöglich böse auszusehen, wenn ich es nicht war. So ein Junge sieht einen so keck und freundlich an und hat eher zu allem möglichen Vernünftigen Lust als grade in diesem Augenblick zu der Regel Panis piscis crinis finis oder zu den Hauptgebirgen Spaniens — und hat darin wahrhaftig sehr Recht. Doch aber darf mans nicht merken lassen, und er muß sitzen und schwitzen. Die armen Jungen! ich wenigstens mach's ihnen so leicht als ichs nur irgend vor Herr Blenz verantworten kann.“

Uebrigens sah er sich ziemlich bald genöthigt diese Stelle aufzugeben, und zwar, weil Brustschmerzen und heftiger Husten ihn belehrten, daß er es unmöglich aushalte, täglich drei Stunden

hintereinander laut zu sprechen. Dieselbe Schwäche hatte ihn schon als Schüler gehindert, seinem Wunsche gemäß Unterricht im Flötenspiel zu nehmen und um die in Rede stehende Zeit auch von der Militärpflicht befreit. Zum Glück fehlte es ihm vorläufig nicht an sonstiger Einnahme. Die von Petri in Verlag genommenen „Mähren und Träume" warfen etwas Honorar und zwei wöchentliche Freitische ab, sonst aß er noch einmal bei einer entfernten Verwandten Frau Witwe Gille und dreimal bei Stiers; außer lateinischen Privatstunden in diesen Familien erhielt er durch den genannten Verleger noch mehrere in guten Häusern, wo man auf den jungen Schriftsteller aufmerksam geworden war. Die dichterische Beschäftigung in Berlin fortzusetzen war allerdings nicht seine Absicht; der in Stolp angefangne „Winnold" wurde sogar von ihm nebst noch vielen andern auf 2 Jahr eingesiegelt, wie er hinzufügte „zum Besten der heiligen Theologie, meiner Eltern und vorzüglich meiner selbst."

Seine Stimmung war namentlich im Anfang eine ziemlich gedrückte. Er fand die alte Wahrheit bestätigt, daß der Mensch stets mit der Gegenwart unzufrieden ist, so lieblich er sie sich auch vielleicht vorher ausgemalt — so heiß er sie ersehnt hat, während die Vergangenheit nachträglich im poetischen Vergrößerungsspiegel der Entfernung viel schöner erscheint, als da sie gegenwärtig war. Er schreibt u. a. an Waldow:

„Weit entfernt davon, daß die Erinnerung in Berlin mir Freude gäbe, macht sie mir, wie Du leicht denken magst, nur bittere Qual — ich meide die guten Stiers fast u. s. f. Was mich zu P. zog, mit ihr vereinte, war noch nicht Liebe — wir waren beide noch nicht dazu erwacht — aber sie wär' es unfehlbar sehr bald geworden. — Erst durch P—s Tod ward mir das Verständniß zur Liebe geboren; und jetzt steh' ich da mit der glühenden, lechzenden, unaussprechlichvollen Seele, und bin — allein! P. wünsch' ich nicht zurück, Gott bewahre mich vor solcher Eigensucht! Sie ist oben glücklicher als wir alle, und wer weiß wie viel Engel schon sehnlich auf ihren Empfang warteten. Aber — was mach' ich

hier unten mit meiner unerfüllten, immer höher steigenden Sehnsucht nach einem Herzen, an dem ich ausweinen und ausjubeln kann mein ganzes Leben? — Es ist Unrecht, daß ich so bin — ich sollte still leiden und hoffen, und an meinem HErrn Christo und dessen Liebe genug Liebe haben, aber doch bin ich so. — — Find' ich nicht in den nächsten Jahren eine zweite Pauline, schickt mir der liebe Gott nicht Liebe, glückliche Liebe, wie sie mich allein erhalten und beleben kann: so geh' ich unter mit all meinen Kräften und Arbeiten, entweder in Sünden, oder gar — und das wäre doch noch besser als in Sünden — im Tode! — — Doch genug der Traurigkeiten! Vereinige Dein Gebet mit meinem, daß mir der HErr Trost und Geduld gebe, und Kraft und Ausdauer, mit ein paar Jahren voll unermüdlichen Fleiß und Bücherleben all das Böse, was mir im wunden Herzen aufschreit, zu bedecken, einzulullen und niederzuarbeiten. Das ist jetzt mein nächster Vorsatz."

Vierzehn Tage später an denselben, unter ein in den Brief gezeichnetes Grab

„Nur da ist Friede und Ruhe! Wer aber, weil er ein bischen gearbeitet hat, sich schon am Mittag durchaus zu Bette rekeln will, ist faul. Er muß erst noch den ganzen Tag über tagelöhnern, und dann wird ihm der Schlaf desto süßer schmecken."

Und wiederum vier Wochen später, als er begonnen hatte in einer neuen Reihe von Aphorismen und kurzen Betrachtungen, die er „Paradiesäpfel" nannte, das in den Krokodileiern (namentlich II, S. 41 ff.) unvollkommen entwickelte weiter auszuführen und sich über seine Stimmungen und richtigeren Anschauungen Rechenschaft zu geben:

„Ich thue jetzt nichts als hoffen und erwarten — was kann der Mensch mehr, aber es hat eine ganze Woche gegeben, wo ich zwar auch erwartete d. h. täglich das Auslöschen — aber nichts mehr hoffte, als dort Erfüllung alles hiesigen Hoffens. Die Frucht dieser Todesbeschauung ist nun ein Paradiesapfel geworden. Daß der Mensch eigentlich keinen einzigen vernünftigen Grund aufbringen mag, warum er nicht jeden beliebigen Augenblick sterben möchte (außer etwa den, welchen ich selber hatte, nämlich meine Eltern und deren Erwartungen von mir). Sonst steht ferner darin: Die Todesbeschauung ist die einzig wahre Le-

bensbeschauung. Nur vom Standpunkte des Todes aus begreift man das Leben, wie man den Begriff jedes Weges nur vollständig denkt, wenn man sich in Gedanken schon an sein Ziel und Ende versetzt.

Nicht als wenn sich Stier durchweg solchen Betrachtungen hingegeben hätte; noch nöthigten ihn die Ereignisse jenes traurigen Jahrs zu mächtig zur Theilnahme, und er entzog sich dem Verkehre mit der studentischen Welt um so weniger als ein großer Theil seiner früheren Hallischen Freunde jetzt in Berlin studierte. Man weiß, daß damals die preußische Regierung, deren Angst vor geheimen Revolutionsbünden durch die in Wirklichkeit vereinzelt stehende Ermordung Kotzebues ungemein gesteigert worden war, einen Turnplatz nach dem andern — wenigstens in den Universitätsstädten — schloß, und überall Verdächtige verhaften ließ — nächst Jahn besonders Studenten, selbst Gymnasiasten. Nun veranstaltete Oestreich die Karlsbader Conferenzen, deren Beschlüsse schon am 20. September d. J. von der Bundesversammlung mit einer nicht immer an ihr bemerkten Schnelligkeit einstimmig anerkannt wurden. Hauptpunkte waren die Einführung der Censur statt der Preßfreiheit, Ernennung außerordentlicher Regierungsbevollmächtigten zur Beaufsichtigung der Universitäten bez. Professoren, und Einsetzung der Mainzer Centralbehörde zur Untersuchung und Unterdrückung der revolutionären Umtriebe.

Man kann sich die Stimmung Stiers und seiner Freunde in Berlin denken, als diese Beschlüsse am 18. October veröffentlicht wurden — dem ersten Jahrestage der Gründung der „allgemeinen deutschen Burschenschaft“, dem zweiten des Wartburgsfestes. Klüglich hatten sie bereits Tags zuvor, ehe sie etwa verboten war, eine Trauervorfeier veranstaltet; ungeheure Reisbündel waren von einigen Turnern Abends quer durch die Stadt nach der Hasenhaide geschleppt worden, um das Feuer auf den

Rollbergen zu vergrößern. „Wir klein erlesen Häuflein“ beschreibt Stier die Feier selbst „turnten auf einem Platze ohne Gerüste neben dem bewachten Turnplatze, zogen dann Abends nach dem Templower Berge, zündete dort bei dem schon halb errichteten Denkmale der Freiheitskriege unsre Fackeln an, und nun durch die Nacht in langem Feuerzuge nach der Höhe am Turnplatze zurück, wo ums Feuer Lieder gesungen wurden „Herr Gott, dich loben wir“ und „Ein' feste Burg“ und alle die Lieder von Körner und Arndt, von Schill und Scharnhorst u. s. w. Einer wünschte in kurzem Wort: Möge doch ein Wiederschein dieser Lohe tröstend in die unschuldigen Kerker fallen! Nehmen sie einen, stehen hier zehn neue dafür auf! — Und die geheimen Policisten waren wol da, aber schwiegen still und furchten sich. Dann zogen wir vom ausgebrannten Feuer langsam in die Stadt und sangen ihnen durch alle Straßen die Wahrheit vor „Freiheit die ich meine“ und andre Lieder zu Schimpf und Schande der Zwingherrn. Besonders zogen wir keck und laut singend bei der Stadtvogtei vorbei, wo unsre Brüder saßen.“

Um jene Zeit war der Professor de Wette wegen seines an Sands Mutter geschriebenen und unbefugter Weise veröffentlichten Briefes seines Amtes entsetzt worden. Seine Collegen Schleiermacher, Neander und Marheineke schossen sofort für den ungerecht verfolgten sein ganzes Gehalt auf das nächste Jahr zusammen, von allen Seiten bewies man ihm die herzlichste Theilnahme in Wort und That, und die Studenten blieben nicht zurück. Stier war unter denen, welche besonders auf Sydows Betrieb ihm zum Abschied einen Silberbecher verehrten mit der Umschrift „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib“ u. s. f. Auch Winkelrieds Ausspruch „Eidgenossen, ich will euch eine Gasse machen, sorgt für mein Weib und meine Kinder“ kam damals manchem zu Sinne; ein ähnlicher Grundton beherschte die Ant-

wort Stiers, als er die erneuerte Besorgnis seines Vaters erfuhr, als werde er sich unglücklich machen. Man hatte in der That bei Jahn 88 Exemplare der Stierschen Erstlingschrift „Freies Wort" vorgefunden (Pröhle, Jahns Leben S. 422), und kannte auch bereits den pseudonymen Verfasser — doch geschah vorläufig wenigstens nichts gegen ihn. — Stier schrieb darüber „Man wird mich, wie mir die befreiten erzählt, schwerlich holen lassen, weil man überhaupt froh ist, die ganze fatale Geschichte mit so wenig blamiren als möglich los zu werden. Uebrigens wird auf der hiesigen Post von allen irgend verdächtigen Briefen vorher getreue Abschrift genommen, und dann die Briefe am Siegel scheinbar unverletzt, richtig abgeschickt. Solche abgeschriebne ganze Briefwechsel hat man ganz naiv den Verhörten vorgelegt. Ich frage, giebts verächtlichere, schamlosere Schurkerei? Und sollten sie auch dieß sich wiederum abschreiben. Gott behüt' euch alle, meine Lieben. Und was auch immer mit mir werden mag, so seid ruhig und getrost, denn ich stehe mich gut mit meinem Gott, und weiß, was ich an ihm habe. Amen. R." — Einige Monate später wurde St. allerdings doch noch vom Reg. Bevollmächtigten Schulze vorgefordert und zu einer Erklärung veranlaßt, der wir hier aber nicht vorgreifen dürfen, da seine Ansichten inzwischen durch innere Erlebnisse wesentlich umgestaltet worden waren.

Natürlich konnte auch die Berliner Burschenschaft, auf deren Fortentwicklung die Hallenser seit jenem denkwürdigen 14. Februar so gehofft hatten, sich dem Machtgebote gegenüber nicht halten — aber wie anders war ihre letzte Zusammenkunft am 20. October! Hier war wenig von Wehmuth zu spüren, sondern man nahm anscheinend alles auf die leichte Achsel — hatte man sich doch einen langen Sommer hindurch an den Gedanken der Auflösung gewöhnen können und müssen. Man beschloß nach wie

vor in alter Weise, aber mit Aufgebung mancher Formen, in dem ohnehin bis zum 1. April gemietheten Locale zusammenzuleben, und beim Senate um Genehmigung der Statuten für dieses „Convictorium der Berliner Studierenden" einzukommen. Diesen zufolge war es eben eine geschlossene Gesellschaft wie viele andre, mit regelmäßigen Berathungen Sonnabend Abend, Regelung der Aufnahme und Ausschließung, Räumlichkeiten für Lesecabinet, Fecht-, Voltigier- und andre Leibesübungen; Protocolle sollten nie aufgenommen werden, überhaupt das Wort genügen statt so vieler ins einzelne gehenden Paragraphen für Dinge, die sich von selbst verstehen, oder je nach den Umständen regeln. Die Statuten wurden genehmigt, und das Zusammenleben der Berliner Burschenschafter — eines kleinen aber edeln Bruchtheils der damaligen 1470 Studenten — dauerte in dieser loseren Form unter dem Schutze der Gesetze fort. Immer von neuem erregten die Verhaftungen der einen wie die Erzählungen andrer, die nach mehrwöchentlicher Haft und wiederholtem Verhör aus Mangel an Beweisen entlassen waren, die Theilnahme der Genossen und steigerten bei nicht wenigen die Erbitterung gegen die unwürdigen Werkzeuge der Regierung — erst sehr spät brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß dieselben weit über des Königs Wunsch und Willen hinaus gehandelt.

Wir unterlassen es, die vielen hierauf bezüglichen Einzelheiten anzuführen, obgleich auch Stiers Briefe mehrfach deren enthalten; wichtiger erscheint, daß er sich für die Disputationen lebhaft interessierte, welche das Convictorium von Ende November an regelmäßig Sonntag-Abend zu halten beschloß. Wer über ein Thema zu sprechen beabsichtige, solle es einige Tage vorher auf eine im Lesezimmer aufgehängte Tafel schreiben opponieren könne dann wer wolle; die Themata sollten abwechselnd philosophisch, litterarisch und politisch sein, sich aber aus-

nahmsweise auch auf die Formen des Burschenlebens beziehen dürfen. Stier meldete zuerst ein Thema an, es lautete „Es soll bewiesen werden, daß alle bisherigen Burschenschaften, ihrem Wesen nach, lauter Landsmannschaften gewesen sind?“ und fand Tags darauf an Hermes einen heftigen Gegner; die Uebrigen betheiligten sich nur schwach, ein praktisches Ergebnis für das Zusammenleben der Freunde hatte die Disputation nicht. Zur Erläuterung dieser manchem Leser wol auffallenden Aenderung in Stiers Ansicht von dem Werthe der Burschenschaft dient eine wenige Wochen später datierende Aeußerung desselben. Er schrieb (im Januar 1820):

„Es gibt jetzt viele junge Leute, von denen es heißt, sie wollen Deutschland verbessern. Meine Meinung ist: die jungen Leute hätten alle sollen ganz still schweigen und sich dazu vorbereiten in Sanftmuth, Demuth und Verschwiegenheit, ohne vorher so viel Lärmblasens davon in die Welt zu schicken. So mache ich es. Hätten es alle meine Brüder so gemacht, wäre das ganze Geplapper in Deutschland unterblieben; und erst über noch ein paar Jahr fingen die Männer still und ernst an, zu wirken, jeder wohin ihn unser Herrgott setzte.“

Schon in dem oben mitgetheilten Briefe an seinen Vater hatte Stier versichert, daß es ihm bei der Hallischen Burschenschaft weniger auf die Form als auf die geistige Gemeinschaft angekommen sei. Wir sehen hier, wie entschieden er auf diesem Erkenntniswege weiter fortgeschritten war, so daß ihm im Rückblicke die studentische Form schon nicht mehr als bloß spielende und gleichgültige, sondern als hemmend erschien. Gewiß entfremdete ihn das nun äußerlich einer großen Zahl früherer Freunde, welche sich in diese rasche Wandlung seiner Anschauungen nicht gleich finden konnten, obgleich die von allen beschlossene Verwandlung der Burschenschaft in ein Convictorium zum Theil auf einem ähnlichen Principe ruhte. Ebenso gewiß aber wirkte auch dießmal

vor in alter Weise, aber mit Aufgebung mancher Formen, in dem ohnehin bis zum 1. April gemietheten Locale zusammenzuleben, und beim Senate um Genehmigung der Statuten für dieses „Convictorium der Berliner Studierenden" einzukommen. Diesen zufolge war es eben eine geschlossene Gesellschaft wie viele andre, mit regelmäßigen Berathungen Sonnabend Abend, Regelung der Aufnahme und Ausschließung, Räumlichkeiten für Lesecabinet, Fecht-, Voltigier- und andre Leibesübungen; Protocolle sollten nie aufgenommen werden, überhaupt das Wort genügen statt so vieler ins einzelne gehenden Paragraphen für Dinge, die sich von selbst verstehen, oder je nach den Umständen regeln. Die Statuten wurden genehmigt, und das Zusammenleben der Berliner Burschenschafter — eines kleinen aber edeln Bruchtheils der damaligen 1470 Studenten — dauerte in dieser loseren Form unter dem Schutze der Gesetze fort. Immer von neuem erregten die Verhaftungen der einen wie die Erzählungen andrer, die nach mehrwöchentlicher Haft und wiederholtem Verhör aus Mangel an Beweisen entlassen waren, die Theilnahme der Genossen und steigerten bei nicht wenigen die Erbitterung gegen die unwürdigen Werkzeuge der Regierung — erst sehr spät brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß dieselben weit über des Königs Wunsch und Willen hinaus gehandelt.

Wir unterlassen es, die vielen hierauf bezüglichen Einzelheiten anzuführen, obgleich auch Stiers Briefe mehrfach deren enthalten; wichtiger erscheint, daß er sich für die Disputationen lebhaft interessierte, welche das Convictorium von Ende November an regelmäßig Sonntag-Abend zu halten beschloß. Wer über ein Thema zu sprechen beabsichtige, solle es einige Tage vorher auf eine im Lesezimmer aufgehängte Tafel schreiben opponieren könne dann wer wolle; die Themata sollten abwechselnd philosophisch, litterarisch und politisch sein, sich aber aus-

nahmsweise auch auf die Formen des Burschenlebens beziehen dürfen. Stier meldete zuerst ein Thema an, es lautete „Es soll bewiesen werden, daß alle bisherigen Burschenschaften, ihrem Wesen nach, lauter Landsmannschaften gewesen sind?“ und fand Tags darauf an Hermes einen heftigen Gegner; die Uebrigen betheiligten sich nur schwach, ein praktisches Ergebnis für das Zusammenleben der Freunde hatte die Disputation nicht. Zur Erläuterung dieser manchem Leser wol auffallenden Aenderung in Stiers Ansicht von dem Werthe der Burschenschaft dient eine wenige Wochen später datierende Aeußerung desselben. Er schrieb (im Januar 1820):

„Es gibt jetzt viele junge Leute, von denen es heißt, sie wollen Deutschland verbessern. Meine Meinung ist: die jungen Leute hätten alle sollen ganz still schweigen und sich dazu vorbereiten in Sanftmuth, Demuth und Verschwiegenheit, ohne vorher so viel Lärmblasens davon in die Welt zu schicken. So mache ich es. Hätten es alle meine Brüder so gemacht, wäre das ganze Geplapper in Deutschland unterblieben; und erst über noch ein paar Jahr fingen die Männer still und ernst an, zu wirken, jeder wohin ihn unser Herrgott setzte.“

Schon in dem oben mitgetheilten Briefe an seinen Vater hatte Stier versichert, daß es ihm bei der Hallischen Burschenschaft weniger auf die Form als auf die geistige Gemeinschaft angekommen sei. Wir sehen hier, wie entschieden er auf diesem Erkenntniswege weiter fortgeschritten war, so daß ihm im Rückblicke die studentische Form schon nicht mehr als bloß spielende und gleichgültige, sondern als hemmend erschien. Gewiß entfremdete ihn das nun äußerlich einer großen Zahl früherer Freunde, welche sich in diese rasche Wandlung seiner Anschauungen nicht gleich finden konnten, obgleich die von allen beschlossene Verwandlung der Burschenschaft in ein Convictorium zum Theil auf einem ähnlichen Principe ruhte. Ebenso gewiß aber wirkte auch dießmal

seine Entschiedenheit auf manche sehr günstig. Erst kürzlich versicherte dem Berichterstatter ein in einflußreicher Stellung wirkender Theologe: „Ich hatte keine nähere Gemeinschaft mit Stier; „aber einen bestimmten Einfluß, den er auf mich (wie gewiß „auf viele andere) ausübte, bin ich mir noch heute sehr bewußt. „Die Selbständigkeit der Ansicht und des Urtheils, welche er der „herschenden Zeitströmung gegenüber zu behaupten wußte und zu „vertreten gegen die herschenden Persönlichkeiten, war es, die uns „jüngere Studenten ermuthigte und schützte vor dem unterliegen „unter diese Persönlichkeiten."

Die weiteren Disputationen des Convictoriums bezogen sich auf das Dasein eines persönlichen Gottes, welches ein durch Hegel (bekanntlich Solgers Nachfolger) und Oken gebildeter Jurist zu bestreiten unternahm, auf Voltaires Candide und den Begriff einer unvollkommenen Welt, auf Duelle — dann gingen sie ein. Stier nahm nur hie und da theil, um satirische Erläuterungen zu dieser oder jener Behauptung zu geben; dagegen blieb seine Theilnahme an allen die Burschenschaft und die Turnerei betreffenden Ereignissen anscheinend ungeschwächt, und natürlich wuchs seine Erbitterung gegen die Gewaltmaßregeln. Noch dauerten die Turnerzusammenkünfte mit Spielen aller Art in der Hasenhaide an drei Nachmittagen der Woche fort, noch feierte man den Aufruf vom 9. (3.) Februar, Hofers Todestag u. a. durch besondre Fahrten und Feste. Da erschien am 19. des Monats jene Verfügung, wonach „das Turnwesen im ganzen preußischen Staate aufhören solle" ein nicht gut gewählter und daher vielfach an sich bespöttelter Ausdruck. Stier machte sich durch verschiedene Aufsätze Luft, die er über diese oder jene ihn besonders bewegende Sache für sich ausarbeitete; da er darin manches frühere widerrief, dachte er schon daran, sie als „Neunzig neue Krokodil-Eier" drucken zu lassen, erhielt aber wie es scheint

die Censurerlaubnis nicht. Nur zwei Artikel erschienen in Symanskis obenerwähnter Zeitschrift, und wurden vielleicht mit Ursache, daß dieselbe kurz darauf eingehn mußte; der eine behandelte in Nibelungenstrophen die Kiffhäusersage, der andre „Wir und die Wilden“ überschriebene stellte in ziemlich durchsichtiger Verhüllung die europäischen, insbesondre preußischen Einrichtungen satirisch in Parallele mit den von uns ohne Noth verlachten Sitten der ungebildeten Völker — wie er denn früher einmal Berichte über preußische Ereignisse unter der Maske einer Correspondenz aus Japan, datiert Nangasaki den und den, in öffentliche Blätter eingeschmuggelt hatte.

Welch eine Zeit war das auch! Zu der officiellen Feier des 9. Februar (vgl. S. 26) in der akademischen Aula hatte man einen Studenten als Redner gesucht; noch war einer in Berlin übrig, der beide Feldzüge 1813 und 15 mitgemacht, aber die von ihm zur Censur eingereichte Rede ward durchaus ungeeignet befunden, und er nun durch einen Theologen ersetzt, dessen bombastischer Vortrag das Wort Deutschland und Deutsche von Anfang bis zu Ende klug zu vermeiden wußte. Die deutsche Tracht wurde allen Beamten und Lehrern verboten, täglich unterhielten die Zeitungen ihre Leser mit revolutionären Stellen, die sie den Papieren verhafteter Turner (darunter 14—16jähriger Gymnasiasten und Lehrlinge) entnommen hatten. Stier schrieb darüber an Waldow:

„Ueber die grausigen Umtriebsnachrichten der Zeitungen laß Dir unterdessen bloß folgendes gesagt sein. 1) Sie reißen die Stellen aus dem Zusammenhange, wodurch denn gewiß oft das ganze Ding verändert wird. Denn was mitten in einem langen vernünftigen Briefe dem Schreiber etwa an einer Stelle der Ereiferung allzu heftig entfährt, aber dann wieder durch des übrigen Mäßigung gutgemacht wird, das klingt freilich ganz anders, sobald mans für sich herausschneidet. — Es ist auch zweierlei, etwas in Rücksicht auf manche Ein-

zelheit, Persönlichkeit, Befragung, Veranlassung an seinen vertrautesten Freund, dem man auch die unreifen und halbgewissen Gedanken seiner Seele mittheilt, einmal hinschreiben — oder dasselbe wohlbedacht öffentlich als seine Ueberzeugung aussprechen. 2) In dem ganzen mitgetheilten Kram ist kein einziger Beweis für das vorhandensein oder gewesensein einer wirklichen förmlichen Verbindung, sondern was sie geben ist hin- und herreden einzelner als einzelner — —. 3) Zwischen Sagen und Thun ist noch ein Unterschied, und unter hundert solchen Declamirern und Briefschreibern gewiß nicht zehn, die beim Klappen Stand gehalten hätten. Es ist zweierlei, so lange man in seiner Classe oder Studirstube die Welt findet, allerlei hohe Dinge aushecken — — oder nun, wenn man wirklich herauskommt und sieht wie es ist, — auch alsdann noch Dinge thun, zu denen Muth, Kraft und Ausdauer gehört. — Wer weiß, was früher für Briefe geschrieben wurden, ehe die Könige darauf kamen, sie aufzufangen, weil sie sich seltsam genug weismachen ließen, ihr Thron könne durch Tertianerkraftsprüche ins Wackeln gerathen. 4) Endlich, was die Hauptsache ist: Sie heben bloß Stellen aus Briefen der einen Art aus, und wissen entweder nicht, oder wollen nicht wissen, daß neben der einen, allerdings heidnischen, übermüthigen und närrischen Partei immer eine andre christliche, demüthige und vernünftige stand, die behauptete: Jede Verfassung ist gut, die gut verwaltet wird. Schafft ihr die herlichsten Staatseinrichtungen und macht doch die Menschen nicht innerlich besser, so hilft alles nichts; denn das Verderben steckt tiefer als in der äußerlichen Form. Fangt die Besserung im Leben, Denken und Glauben des Volkes an, mit Demuth, Liebe und Wahrheitskraft, wenn ihr so weit seid. Vor allen Dingen aber laßt alles rechtlich geschehen. Aufruhr ist nimmer recht, wie rechte Sache er auch haben mag, denn er geht mehr über die Unschuldigen als Schuldigen — und ist einmal Leidenschaft und Gesetzverachtung im Pöbel geweckt, vermag man ihn so leicht nicht wieder einzudämmen. — Daß diese Partei wenigstens eben so stark ist als die gegenseitige, weiß ich gewiß, weil ich dazu gehöre; und daß sie auch solche Stimmen müssen vernommen haben, versteht sich doch wohl bei ihrer allumfassenden Nachsucherei von selbst.“ —

Die hier gegebenen Bruchstücke aus jenem merkwürdigen Briefe beweisen von neuem, wie klar sich Stier seiner Stellung

zur Sache bewußt war — zu einer Zeit wo viele weder wußten was sie thun sollten noch was sie thaten. Um so tiefer hatte ihn die wol unnöthige Mittheilung aus Stolp berührt, daß man ihn dort mehrfach für überspannt und gradezu verstandesverwirrt erklärt habe. Er setzte sich sofort zu einem Rechtfertigungscircular an diese Leute hin, welches Freund W. dem Hofprediger zur Censur vorlegen und dann an geeigneter Stelle in Umlauf setzen sollte — wir haben daraus bereits oben (S. 129) eine Stelle mitgetheilt. Gleich nach der Absendung bereute er seinen Schritt, zum Glück rieth auch Metger entschieden von Benutzung des Schreibens ab, und Stier sprach sich nun, indem er ihm Recht gab, sehr eingehend gegen W. darüber aus:

„So viel ich mich besinnen kann, ist mir nicht bewußt, daß ichs aus Abhängigkeit vom Urtheil der Welt geschrieben, und dagegen muß ich mich freilich verwahren, denn obwohl ich noch ein schwacher Anfänger bin, so hab ich den ersten Schritt wenigstens schon gethan, und mir scheints, als ob ich überhaupt noch gar nicht zum schreiten angesetzt haben müßte, wenn mir das noch zur Last fiele. Nicht daß ich mich rühme, sondern daß ich dem HErrn die Ehre gebe, der zwar sein Gnadenwerk immer barmherziger in mir hinausführt, aber nach seiner Weisheit mir auch noch genug hinterläßt, daß es mir nie einfallen kann, das Seine Mein zu nennen — zur Ehre des HErrn muß ich frei und fest bekennen: Ich stehe auf einem solchen Grund des Glaubens, daß die Welt mir ihn von nun an nicht mehr nehmen mag, und bin durch Gottes Gnade dafür gewiß, daß, wenn mehr als eine Erde mit ihren sämmtlichen Philistern rechts und Philosophen links mich demonstrirend umringten, mir meine Thorheit und Schwärmerei klar zu machen — ich doch wissen würde was ich weiß, und Christus in mir warlich nicht sterben sollte, sondern nur um so herlicher auferstehen. — Es ist etwas ganz andres, einen hassen und schmähen und einem den Verstand absprechen; das Erstere will ich gern und freudig von der Welt ertragen, ja es ganz mit Recht als vom HErrn Christo vorhergesagtes Zeugnis für seine Jünger annehmen — aber fürs andre wehr' ich mich, so lang' ich vermag. — Nicht daß wir darum von der Welt abhingen, aber wir

sollen wirken in der Welt und für sie wider ihren Willen. Und wen der HErr Christ zu seinem Erlösten angenommen hat, den nimmt er in der Gemeinschaft des Wirkens zugleich zum Miterlöser der übrigen an, und Er wirkt zumeist jetzt durch die Christen und deren Wort. — — Summa: die Welt muß und soll wenigstens begreifen, daß ein Mensch mit voller Vernunft an Christum glauben kann, und daß er nicht bloß Verrückte gewinnen mag — dazu kann sie jeder Christ zwingen, wenn er nur will, und eben darum soll er es wollen. Christus sagt zwar, daß seine Weisheit dieser Welt eine Thorheit sei; aber wie sollen denn wieder welche aus der wahren Thorheit in die nur sogenannte Weisheit herübergezogen werden, wenn nicht eben die Weisheit den Leuten ewig in die Ohren schreit, so lange bis sies hören: „Ich bin keine Thorheit, lieben Leute, sondern die wahrhaftige Weisheit"? — Das waren nur so meine Gedanken dabei. Und vorzüglich Stolpe, wo die mich unterstützten doch auch gern keinen Narren an mir erzogen haben möchten, und wo es meinen Eltern nicht ganz gleichgilt, was man daselbst von mir spricht". — —

Aber die Sache hatte auch sonst eine sehr ernste Seite. Zwei Jahre früher hatte Stier einmal im Gespräche gegen einen Freund geäußert „Ich beschäftige mich jetzt viel mit Nachdenken über Geisteszerrüttungen, da ich nicht weiß, ob ich nicht selbst einmal von einem solchen Uebel befallen werde". Nach Paulinens Tode hatte ihn nicht selten ein jäher Wechsel der Stimmungen beherscht, und so entschieden und gewiß seine Worte auch klangen — es lebten in ihm zwei Seiten unvermittelt nebeneinander. Einerseits hatte er sich mit wachsendem Eifer und Ernste in die Theologie versenkt und sich gewöhnt, täglich eine Fülle geistiger Nahrung auf diesem Gebiete zu sich zu nehmen. Wenn (wie zu vermuthen) die „Sammlung von Zeugnissen für Christum", mit der er damals nach seiner Aeußerung beschäftigt war, ein Theil der oben erwähnten in Stolp begonnenen „Christlichen Sammlung" war: so beweisen die darin enthaltenen sorgfältigen Excerpte, daß er eine Reihe von Schriften las, deren wir über ein halbes Hundert be-

deutendere nennen könnten. So viel ist gewiß, daß Thomas a Kempis ganz besonderen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Die ganze Beschäftigung war aber der Art, daß sie ihn bei seinem aufrichtigen Streben nach Wahrheit mehr und mehr zum vorherschenden, ja ausschließlichen Studium der Heiligen Schrift selbst führen mußte. Anderseits beweisen die erwähnten, wenn auch nur zum Theil veröffentlichten Aufsätze, daß er seiner Neigung zu satirischer Betrachtung, Behandlung und Bekämpfung dessen, was ihm beachtens- und bekämpfenswerth erschien, noch keineswegs völlig entsagt hatte. Manche seiner Genossen konnten diesen Spott an ihm nicht verstehen, andere suchten den Freund zu verteidigen; es scheint übrigens, daß er im akademischen Kreise damals keinen eigentlichen Freund hatte, dem er sich so recht von Herzen mittheilen mochte. Doch kam H. Waldow, um seine Staatsprüfung abzulegen, bald darauf selbst nach Berlin, und bezog mit Stier gemeinschaftlich in dem von diesem bisher bewohnten Hause eine etwas geräumigere Wohnung.

Dagegen war Stier allerdings schon seit einiger Zeit in ganz andere Kreise eingetreten, von denen wir nun reden müssen, nachdem wir seit dem zweiten Capitel (außer etwa bei Stolp) keine besondere Veranlassung gehabt, nach der weiteren Entwickelung des 1817 erweckten religiösen Lebens außerhalb der studentischen Kreise uns umzusehn. Das seitdem immer lebendiger in einzelnen wie in ganzen Gemeinden erwachte Bedürfnis konnte in dem herschenden Rationalismus seine Befriedigung nicht finden und führte daher alsbald zur Bildung größerer und kleinerer Gemeinschaften von Menschen, welche sich aus den glaubensvollen Liedern und Schriften älterer Zeit, vor allem aber aus der heiligen Schrift selbst, unter gemeinsamem Gebete in innigem Verkehre er-

bauten. Wo ein gläubiger Pfarrer das biblische Evangelium predigte, schlossen sie sich mit Freuden an ihn an; wo nicht, so pflegte man die Gemeinschaft wol auch unbedenklich neben der Kirche. Es bestanden von vornherein viele Verschiedenheiten unter den so zusammenhaltenden Erweckten, aber die gemeinsame Liebe zum Erlöser ließ darüber hinwegsehen — größtentheils zum Frommen der Einzelnen, welche so in traulicher Erörterung entweder selbst an Erkenntnis gewannen oder andern zur Läuterung verhelfen durften. Allerdings fanden sich auch von vorn herein bedenkliche Richtungen darin, welche durch ihre Consequenzen sich allmählich als solche herausstellten, jemehr der Kreis der im lebendigen Glauben verbundenen sich erweiterte.

Nach manchen Seiten hin erfuhr dieß in Berlin hie und da erwachte religiöse Leben eine Steigerung durch die klärenden Erfahrungen der Jahre 1819 und 1820, da die Haltung der Regierung den christlich deutschen Bestrebungen gegenüber zu einer Sichtung insofern nöthigte, als jeder einzelne sich die Frage vorlegen mußte, welches von beiden ihm höher stehe — das Volksthum oder das Christenthum d. h. der persönliche Herzensglaube. Wie wir sahen, war Stier längst von der Ueberschätzung der burschenschaftlichen Formen zurückgekommen; er hatte erkannt, daß der Christenglaube nicht nur als Theil der Erneurung des Volks durch alte deutsche Sitte Werth habe, sondern an sich selbst, und zwar für den einzelnen. Je höher aber vor seinem ahnungsreichen Geiste der Glaube an den Erlöser selbst als das einzige was Noth thut emporstieg, desto deutlicher empfand er, wie wenig er selbst schon zum „Miterlöser“ der Menschheit geschickt sei; je mehr er den bisherigen Weg als einen ungenügenden erkannte, desto unglücklicher fühlte er sich, und dieses Gefühl wirkte wie immer sofort auf seine leibliche Gesundheit. Ihm fehlte vor allem der Zuspruch eines Metger — dennoch suchte er den Mangel zunächst

im Leiblichen, und bat einen alten Studienfreund, ihn mit einem tüchtigen Arzte bekannt zu machen. Dieser führte ihn bei dem Dr Breyer aus Schlesien ein, einem geistvollen wolwollenden Arzte von eigenthümlich religiöser Richtung, welcher wöchentlich einen Abend eine Anzahl gleichgesinnter junger Männer (Offiziere, Mediciner, Theologen u. a.) bei sich zu versammeln pflegte. Breyer erkannte bald den psychischen Grund in dem Leiden seines Pflegebefohlenen, lud Stier ein, an seinen damals wol besonders Jak. Böhme gewidmeten Cirkeln theilzunehmen, und dieser fand anfangs rechte Befriedigung in diesem ihm neuen Verkehr.

So wenigstens wird uns von anscheinend competenter Seite erzählt. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß er entweder gleichzeitig durch den genannten Dr Breyer oder schon früher durch einen älteren Bekannten (den nunmehrigen Privatdocenten Tholuck) auch in die Abendversammlungen des Baron von Kottwitz eingeführt worden war; und hier besonders war es, wo er sich völlig heimisch zu fühlen anfing. Es wird aber nöthig sein, für manche Leser eine kurze Charakteristik dieses für die Geschichte des Reiches Gottes so merkwürdigen Mannes (nach Zahns „Dorfchronik") einzuflechten.

Am 2. Sept. 1757 in Schlesien geboren, hatte v. Kottwitz seine Jugend als Edelknabe an Friedrichs des Großen Hof verlebt und von da ab reiche Erfahrungen zu sammeln Gelegenheit genug gehabt. Mannigfache Demüthigungen im äußern Lebensgeschick in der Zeit seines ersten Mannesalters hatten ihn durch allerlei Irr- und Kreuzwege zu dem Berufe hingedrängt, der dem Greis als vor allen köstlich erschien, ein helfender Vater zu sein für die Bedrängten. In „Noth und Liebe", wie er sich oft und gern ausdrückte, ging es dem Ziele zu. Aber nicht nur den in äußerer Noth lebenden, auch den auf geistliche Irrwege gerathenen war er in mehrfacher Hinsicht ein geeigneter Führer, da er in seinen

frühern Führungen ebenso in die schauerlichen Abgründe einer überreizten, frommen — dann aber in Sinnlichkeit untergehenden Richtung hatte blicken können, wie er als Jüngling natürlich die Nothstände einer glaubenslosen Zeit kennen gelernt. Er wohnte zur Zeit in einer großen Kaserne in der Nähe des Alexanderplatzes, die ihm vom Könige war überwiesen worden, um für brotlose Weber und sonstige Arme eine Art Beschäftigungsanstalt zu gründen. Wir lassen die Erzählung bei Zahn (a. a. O. S. 164) wo er seine erste Begegnung beschreibt, wörtlich folgen; sie paßt auf unendlich viele, die ihm nahe traten.

„Der liebliche Greis mit seiner edeln freien Haltung, seinem gemessenen Wesen, empfing den jungen Fremdling mit großer Freundlichkeit. Er war noch im Morgenanzuge, und es lag jener milde Liebeszug auf seinem leuchtenden Antlitz, den die wol kennen, die ihn in dieser Stunde besuchten, wo er angethan mit Kraft und Liebe aus der Höhe von seinem Schreibtische aufstand, wo er seine kurzen Liebes-Briefe (so kann man sie wol nennen) nach allen Weltstrichen hin schrieb, meist an junge Theologen und sonstige Arbeiter im Weinberge des Herrn. Und da lag die Loosung der Brüdergemeinde neben ihm und das Brüdergesangbuch, dessen Kernlieder ihm im allezeit bereiten Gedächtnis lagen und von dem in der Regel ein treffend Verslein in seine Feder floß. Da erhob er sich von seinem Sitz, führte den Fremdling hin zu seinem Sopha, und saß da neben ihm, hörend und in kurzen Andeutungen sich äußernd, worein der daran noch nicht gewöhnte sich nicht gleich finden konnte. Ich ward zu einem der nächsten Abende zum Thee eingeladen. Ich erschien und fand da eine große Gesellschaft, Herren und Damen, Theologen und Juristen, hohe Militärs und arme Studenten. Im Betsaale ward von einem der anwesenden Theologen eine Bibelstunde gehalten, und dann sammelte man sich wieder in den Zimmern, und es erging sich

alles in Zwiegesprächen. Hier eine Gruppe, dort eine Gruppe. Und mitten durch bewegte sich die edle Gestalt des stillen anspruchslosen Greises, der mehr einer der Gäste als der Wirt zu sein schien; er herschte durch seinen allen dienenden Sinn. Bald sagte er diesem ein freundliches Wort, ein andrer empfing einen Händedruck oder einen vielsagenden Blick, und in allem schien ein stiller Dank zu liegen, daß man zu ihm gekommen.“ Weiter wird erzählt, wie er dem eben erst gewonnenen jungen Freunde sein schönstes Zimmer für einige Wochen zur Verfügung stellte, und ähnliche Liebesdienste erwies er — selbst auf Unkosten seiner eigenen Familie — unbemittelten Studenten häufig genug.

Und aus den Briefen einer jungen Dame vom Jahre 1821: „Bei Kottwitz war ich einmal in einer Abendversammlung; ich fand viele liebe Leute, die ich schon kannte und lernte auch noch viele kennen; es war Betstunde in der Armenanstalt, die gewöhnlich Vater K. selbst hält — zuweilen sucht er aber einen befreundeten Prediger zu bekommen, das ist dann eine Art Fest, wo er besonders dazu einladet. Dießmal hielt sie Anders, der Prediger der Brüdergemeinde; nachher gingen dann wir alle wieder zu K. und tranken Thee bei ihm, einige Schwestern besorgen immer die Bewirtung, weil der theure K., seit er die einzige Tochter verlor, keine Wirtin hat; dießmal that ichs mit Karoline F., die mir sehr theuer besonders dießmal geworden ist. Ich kann nicht sagen, wie es mir den Abend war; wenn man auch nicht viel spricht — der Geist des Ganzen erquickt, erfrischt, nährt und durchdringt die Seele. Jeder weiß vom andern, welch Geistes Kind er ist; es wird nichts anderes im Aeußern gesucht, es ist alles wie gewöhnlich und doch von Innen heraus so ganz anders; das Herz jauchzte mir innerlich, und ich hätte immer sagen mögen: hier ist gut sein“.

In diesen für das damalige Glaubensleben in Berlin so be=

deutungsvollen Kreis sah Stier sich plötzlich versetzt, ja als Bruder aufgenommen, denn so geschah jedem, der die einfache Frage „Hast du den Herrn Jesum lieb?" aus gutem Gewissen bejahen konnte. Er hatte wol auch sonst bei Turnerfesten und dergleichen an Alter und Rang hoch über ihm stehende Männer neben sich gesehen; hier (das fühlte er bald) war es noch etwas andres — höheres, hier war es die völlige Erhebung über alles Eitle, Irdische, was die äußerlich getrennten in innigster Gemeinschaft verband, also daß auch die Vornehmern allen Glanz und Ehre für Schaden achteten und gern für den Herrn hingeben mochten. Es erleichterte ihm wol die Eingewöhnung, daß er Freunde von früherher wie Tholuck u. a. hier fand, aber auch mit bisher unbekannten verband ihn bald eine innige Freundschaft. Wol war ihm seltsam zu Muthe, als der theure Baron ihn eines Abends einigen älteren, während er ihm die Hand aufs Haupt legte, mit den Worten vorstellte „In diesem Jünger hat der Herr dem Satan einen Schriftsteller entrissen, der nun nur Ihm dienen wird mit seinen Gaben"; es wollte ihm zuerst nicht einleuchten, daß er mit seinen bisherigen Schriften, in denen er doch das edelste und beste gegeben, was er damals gehabt, dem Satan gedient habe. Aber bei weiterem Nachdenken erkannte er die Gefahren, welche die Fortsetzung jener zum Spotte ebenso wie zur Tändelei geneigten Schriftstellerei ihm gebracht haben würde.

Natürlich beschränkte sich der Verkehr der auf diese Weise bekannt gewordnen nicht auf die wöchentliche Zusammenkunft beim Baron oder in den Gottesdiensten gläubiger Prediger, vor allem des alten lieben Jänicke an der Bethlehemskirche. Die Glaubenszuversicht, die diesem aus allen Worten und Geberden sprach, die Einfalt und Kindlichkeit seiner grade dadurch so kräftigen Predigten, die Inbrunst seiner Gebete verfehlte auch bei Stier des gewaltigen Eindrucks nicht. Von den jüngeren fing damals

Eduard an, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Man besuchte auch die Missionsstunden im Wohlgemuthschen Hause in der Scharrenstraße, die Andachten der Böhmischen Brüder in Rixdorf und ähnliche, und kam dann in kleinerer Zahl auf dieser oder jener Stube zusammen, um die gehabten Eindrücke zu besprechen, gemeinsam etwas zu lesen und zu singen. In vieler Hinsicht erneuerten sich (wie schon angedeutet) die Erfahrungen der ersten Christenzeiten, wie die Apostelgeschichte sie uns beschreibt; ohne Rücksicht auf den Stand und sonstige äußere Unterschiede lebten ältere und jüngere Edelleute und Offiziere (ich nenne nur Graf Anton Stolberg, den späteren Hausminister unter Friedrich Wilhelm IV, von den jüngeren die Brüder A. und R. v. Sydow, v. Hövell, v. d. Dollen, Orthmann u. a.) in traulicher Herzensgemeinschaft mit Studenten, oder eben erst den akademischen Kreisen entwachsnen; ja man bedachte sich keinen Augenblick, Leute aus niederem Stande in ärmlichen Hütten aufzusuchen, wenn eine Förderung im Geistlichen von ihnen erwartet werden konnte. Namentlich besuchten einige häufig den alten Stuhr, einen des Gehörs und Gesichts fast beraubten greisen Handarbeiter, der in seiner einsamen Klause nur von Brot und Wasser lebte, aber tief in der Schrift gegründet war und durch manchen treffenden Wink aus seinen stillen Betrachtungen heraus Vielen zum Segen wurde. Auch Stier verdankte ihm viel, und hatte das ziemlich roh gezeichnete aber treue Bild des alten lieben Mannes bis an sein Ende über dem Bette hängen.

Leider sieht sich der Schreiber dieses auf die gegebenen geringen Andeutungen beschränkt; möchte es dem Herausgeber der „Sieben Bücher Preußischer Kirchengeschichte“ bald gefallen, sich einer eingehenden Darstellung jener wichtigen Berliner Zeit zu unterziehen. Wenn es aber auch ungewiß ist, zu welcher Zeit eigentlich — ob etwa schon im Winter 1819 bis 1820 — Stier

in die geschilderten Kreise eintrat: jedenfalls war die zu Ostern letztgenannten Jahres erfolgende energische Wiederaufnahme des theologischen Studiums, mit Aufgebung der belletristischen Nebenarbeiten und Lectüre, eine Folge davon; er ließ sich wieder förmlich immatriculieren, belegte die Vorlesungen bei Marheineke (kirchliche Dogmatik und Symbolik) und bei Neander (Kirchengeschichte, Dogmengeschichte, Christliche Archäologie), und hörte sie mit großem Fleiße. Letzteren besonders, der, wie die Briefe an Chamisso zeigen, in sich eine Zeit jugendlich romantischer Begeisterung für alles Hohe und Schöne durchlebt und dann mit andern mehr theologischen Elementen zu einem Ganzen verschmolzen hatte, in welchem die tiefe Herzensfrömmigkeit, und darum die volle Hingabe an den Gegenstand des jedesmaligen Studiums um des Herrn willen, den Grundzug bildete, mußte Stier damals anziehen. Aber auch die alte Vorliebe für Marheineke erneuerte sich bei dem Studium der Symbolik; diese vor allem gab Seitens der Wissenschaft ihm den Muth, das Positive des Christenthums als einen festen Anker für die Seele zu ergreifen; „er war dessen wol bedürftig (schreibt einer seiner Freunde von damals) um die Unstetheit seines schweifenden Genies zu befestigen, und wenn er kein lebendiger Christ geworden wäre, so wäre er — zumal bei seiner Begeisterung für Luther — ein fanatischer Orthodoxer geworden. Es ging aber alles sehr rasch bei ihm zum Leben über, denn es war ein mächtiger sittlicher Trieb, der ihn zum Pietisten machte, wie man es damals nannte“.

Natürlich war er auch jetzt weit entfernt, durchweg auf des Meisters Worte zu schwören. Als M. die Calvinsche Prädestinationslehre, statt einfach historischer Darlegung derselben, weitläufig mit Aufbietung all seines Scharfsinns kritisiert hatte: konnte Stier im Gespräche mit einem Freunde sich einer Bemerkung über Marh. sowol als Calvin selbst nicht enthalten. „Auf solche Ab-

wege" sagte er „gerathen die Theologen, wenn sie es nicht lassen „können, sich der Speculation in die Arme zu werfen; sie wagen „sich dann auf Felder, die sie nicht bearbeiten können — in die „Tiefen der Gottheit, die kein Sterblicher durchforscht hat noch „durchforschen wird. In allen solchen Fällen hat man sich ein= „fach an das geschriebene Wort Gottes zu halten, wie es da steht."

Anderseits war es das Interesse an Marheinekes Symbolik, welches seine Freundschaft mit Rennecke, der in Halle zurück= geblieben war, wieder belebte. Ihm hatte er dort zuletzt beson= ders nahe gestanden; ja wenn sie beide zum Abendmahl gegangen waren und nach dem Genusse des Brotes und Weines vom Altar zurücktraten, hatten sie sich wol noch im Angesichte desselben den Bruderkuß gegeben — zum Zeichen einer Gemeinschaft, die ihnen damals gleichwol noch nicht als eine Gemeinschaft des Blutes Christi sondern nur als des Geistes und des Wassers galt. R. war seitdem in Karl v. Raumers Abendzirkel, die Stier leider nicht mehr erlebt hatte, eingeführt worden, und schrieb seinem Freunde nach Berlin von den empfangenen Eindrücken; seine Zeilen athmeten reformatorische Gedanken im edelsten Sinne, deuteten ihm aber auch an, wie wenig er sein Versenken in die Symbolik verstehen könne. Stier antwortete warm und entschie= den „Lieber Bruder, laß uns nicht eher ans Reformieren denken, „bis wir uns selbst reformiert haben — daran haben wir warlich „jetzt genug zu thun." Dann legte er eine Beichte ab, worin er die geheimsten Zustände seines Lebens so offen darlegte, daß R. darüber erschrak. Dieser schrieb zurück „Ich weiß nicht, ob ich „dich bewundern oder verachten soll — bewundern wegen der „Offenheit, mit welcher du jede Illusion verscheuchst, die meiner „Liebe und Verehrung gegen dich bisher ihren Reiz gab; verachten, „weil ich doch glauben muß, du habest dich gegeben, wie du bist, „oder wie du warst, während ich dich so glühend verehrte." Mit

Zagen trug er den Brief zur Post, bald traf die unerwartet freundliche Antwort ein, deren Hauptinhalt folgender war. N. habe weder Ursache ihn zu bewundern noch zu verachten. Er rede nur die Wahrheit, um alle Teuschung zwischen Freunden zu entfernen, und darum werde N. ihn doch auch nicht verachten dürfen. Wenn N. besser sei als er, so sei das Gottes Gnade und Bewahrung. Er selbst habe nur Gott zu danken, alle Tage gründlicher zu erfahren, daß er ein Sünder sei, und diesen fehle es auch nicht an Verheißungen, die er mehr und mehr glauben lerne, deshalb treibe er die heilige Schrift mit ganzem Ernste und empfehle sie auch ihm — als das einzige göttliche Buch, wenn es überhaupt eins gebe.

Der Wunsch, dieser recht ungestört in den folgenden Zeiten sich widmen zu können, wurde immer lebhafter in ihm; und weil er von der Examenrüstung im väterlichen Hause sich nicht viel versprechen konnte, in Berlin zu bleiben aber seine ohnehin sehr zusammengeschmolzenen Mittel ihm keinenfalls erlaubten: so ergriff er mit Begierde den Rath, sich beim Ministerium um eine Stelle in dem 1817 gegründeten Königlichen Predigerseminar zu Wittenberg zu bewerben Er versprach sich sowol von der Leitung des dortigen 2. Directors Heubner, der längst ein Mittelpunkt für die Gläubigen jener Gegend war, als von dem Umgange mit gleichgesinnten Brüdern nicht wenig, mehr noch von der Muße zum Selbststudium und der reichlich gebotenen Gelegenheit zu predigen und zu lehren. Man konnte damals noch ohne das erste theol. Examen bestanden zu haben, bloß auf das empfehlende Zeugnis eines Professors hin, im Seminar zugelassen werden. Stier kam daher Mitte August unter Beilegung eines seine bisherigen Bestrebungen und Verirrungen offen darlegenden Lebenslaufes und eines Zeugnisses von Neander (daß ihm „Hr stud. R. St. als ein Mensch von ernstem und eifrigem Streben

bekannt und theuer geworden") beim Ministerium um eine Seminarstelle ein, und erhielt unterm 26. October den Bescheid, daß ihm eine solche von Ostern 1821 bewilligt sei. So konnte er getrost in die Zukunft blicken; für die Bedürfnisse der Gegenwart sorgten die fortgesetzten Privatstunden nothdürftig. Das Anerbieten eines Stolper Kaufmanns Kasischky, seine Unterstützung fortzusetzen, hatte er schon früher herzlich dankend abgelehnt.

Man könnte glauben, St. habe während dieser Zeit d. h. wenigstens seit Ostern d. J. seinen bisherigen Umgang mit den Genossen des Convictoriums ganz abgebrochen — dieß war aber nicht der Fall. Von der Theilnahme an der Feier des 18. Juni, wozu u. a. auch Schleiermacher, Marheineke und Neander eingeladen waren (vgl. Liebetrut, Vier und dreißig Jahre S. 13), hielten ihn nur äußere Gründe ab, von der Parteinahme für die um diese Zeit neben dem Convictorium von C. und U. gegründeten geheimen Burschenschaft Arminia aber natürlich sehr gewichtige innere. Allerdings wollte man bemerken, daß er immer seltener von Deutschthum und Philosophie — immer häufiger und wärmer von Theologie sprach; mit manchen der bisherigen Freunde kam er in eben dem Maße auseinander, als diese sich der glaubenswarmen Auffassung der Theologie oder gar dieser überhaupt entfremdeten. Und als ihm einmal im Kreise der Genossen ein Gruß von einem in eine Predigerstelle eingetretenen frühern Kameraden gemeldet wurde, der nach seinem Briefe zu urtheilen die Amtspflichten noch ziemlich selbstgenügsam auf die leichte Achsel nahm: rief er dem Besteller vor den andern laut zu „Schreibe nur Deinem Fr., er möge sich weniger um das „Deutschthum bekümmern als um das Christenthum, denn „predigen sei eine sehr ernste Sache — schreib ihm nur, ich ließe „ihm das sagen." — Und ein ander Mal, als L. ihm eine genaue Aufzeichnung eines zwei Jahre früher in Halle mit ihm ge-

habten Gespräches über Philosophie vorlegte: äußerte er „Wol „möchte ich noch mehr Gelegenheit haben, mich wie in einem „Spiegel zu beschauen, und klar zu übersehen, welche Kämpfe ich „habe durchmachen müssen. Ich denke jetzt in allen diesen Dingen „ganz anders; damals wollte ich mich gleichsam als ein Sokrates „aufwerfen, und hoffte viel von der Philosophie — jetzt bin ich „der Meinung, daß sie uns eigentlich nur zur Erkenntnis sinn„licher Dinge verhelfen kann. Wo es aber auf das Uebersinn„liche oder auf unser Thun und Lassen ankommt, da sollten wir „allemal hingehn und unsern Herrn Christus befragen; der wird „uns besser als alle menschliche Weisheit über unser wahres Heil „und über alle Geheimnisse belehren, die wir durch die Philosophie „aufgeklärt sehn möchten".

Der aufmerksame Leser wird sich übrigens nicht wundern, wenn Stier bei der fast übertreibenden Lebhaftigkeit, mit der er alles ergriff, damals in Gefahr kam, ein Schwärmer zu werden. Zwar der an sich unschuldige, durch die Verhältnisse erklärte Separatismus des alten Stuhr oder manche bedenkliche Einseitigkeit, die in den Zusammenkünften der böhmischen Brüder zu Tage trat, übte keinen derartigen Einfluß auf ihn, eher schon die Wirksamkeit des Prediger L ö f f l e r an der S p i t t e l-(St. Gertraudten-) K i r c h e, der damals viel von sich reden machte. In dieser Kirche, in welcher man früher fast nur alte Spittelweiber gesehen, erbauten sich schon zu des Pastor Hermes Zeit auch Leute höheren Standes an seiner einfältigen Verkündigung des Wortes Gottes. Mit größerer Begabung und hinreißendem Feuer predigte nun sein Nachfolger Löffler; man sah bald Herren und Damen, Offiziere und Beamte, Referendare und Studenten eng gedrängt den Straf- und Bußpredigten des Kanzelredners lauschen, auch wol nach der Predigt zu ihm in seine Behausung strömen, um dort im persönlichen Verkehre seinen Rath zu vernehmen. Leider war L. im Umgange

mit den Erweckten entschieden unvorsichtig — wenn nicht mehr; es wurden Untersuchungen eingeleitet, welche zu einer Versetzung desselben führten, und der größte Theil seines Anhangs fiel von ihm ab. Auch Stier hatte ihn häufig gehört, und es mag sein, daß Löfflers Entschiedenheit und Schärfe ihn wesentlich dazu gedrängt hat, mit der Vergangenheit völlig zu brechen, ohne ihn im Uebrigen in falsche Bahnen zu locken.

Anders stand es mit den oben genannten Kreisen des Dr Breyer, welche sich nächst Jak. Böhme auch mit andern theosophischen — namentlich Gichtels Schriften beschäftigten. Nicht als hätten sich diese von den andern ganz getrennt: auch Tholuck, v. d. Dollen, Orthmann, Mila u. s. w. standen längere Zeit mit Breyer, Bock und andern Hauptführern in traulichem Verkehr, bis die Irrlehren derselben immer deutlicher hervortraten und jene sich zurückzogen. Stier machte diese Richtung nicht wenig zu schaffen, und er konnte sich erst allmählich entschließen, mit Breyer völlig zu brechen, als dieser gegen die früheren Freunde immer hochfahrender und rauher wurde, so daß „unter tausend giftigen Kräutern seines Gespräches kaum ein Paar Waizenkörner zu finden" waren. Wenige Jahre später fand er Veranlassung, sich mit dem Gichtelianismus nicht bloß persönlich sondern auch dogmatisch auseinanderzusetzen; so entstand denn eine ziemlich umfangreiche Abhandlung, deren wir hier gleich gedenken müssen, theils um die Lehren dieser interessanten Secte in der Kürze zu skizzieren, theils um zu zeigen, mit welcher Klarheit Stier alsbald das Irrige vom Richtigen zu scheiden wußte. Das Heft führt den Titel „Prüfung von Gichtels Theosophia practica Th. II nach der Schrift"; und wenn der Raum es irgend gestattete, würde eine gedrängte Inhaltsangabe desselben hier folgen dürfen und müssen. So aber beschränke ich mich auf Mittheilung des Schlußurtheils, indem ich über die Secte den mehr verlangenden

Leser auf Wangemanns obengenanntes Büchlein „Geistl. Regen und Ringen“ S. 80—153 verweise. Stier sagt:

„Gichtel stand wirklich und wesentlich in der Wiedergeburt, und hat also auf den einigen Grund Christum gebaut, auch vor anderen mitten in einer Zeit des Abfalls (1638 geb. zu Regensburg — 1710 gest. zu Amsterdam) besonders ernst die innere Kraft Gottes gesucht. Er hat also in dieser Hinsicht viel Gutes, und kann ernst und gut ermahnen zu innerlichem Ernste des christlichen Lebens, zum gründlichen Kampfe gegen die Wurzel der Sünde, zur Innerlichkeit der Kraft im Gegensatze des bloßen Wortes, zur durchaus nothwendigen Heiligung u. s. w., und hat sehr Recht, wenn und wo er Gott an sich als Liebe darstellt, gegen Prädestination spricht u. dgl. mehr. Aber er hat auch auf diesen Grund sehr viel Holz, Heu und Stoppeln gebaut, so daß bei ihm viel mehr Irrthümer sind als Wahrheit. Und zwar sind diese entstanden und haben sich entwickelt aus folgenden

Hauptabwegen,

welche bei allen christlichen Schwärmern mehr oder minder dieselben sind, besonders wenn sie in scharfem Gegensatze mit ihrem Zeitalter stehen, — sich auch psychologisch aus der Schwachheit der menschlichen Natur gar wol erklären lassen. Diese Hauptwurzeln aller mannigfachen Irrthümer sind in natürlicher Entwicklung aus einander folgende:

1) Einseitiger Blick aus den eigenen Führungen und Erfahrungen heraus, die sie nicht genug der allgemeinen Wahrheit unterzuordnen und so erst recht zu verstehen vermögen.

2) Eine gewisse Uebernommenheit oder Trunkenheit von gewaltigen Kräften, die über sie gekommen sind, wodurch ihnen die klare Besonnenheit des ruhigen Blickes auf Andere, sowie auf die mannigfache Fülle der Wahrheit verloren geht.

3) Daher dreht sich ihr Leben und Reden um einige wenige Angeln, die Hauptpunkte grade ihrer Stellung, und es fehlt ihnen der Ueberblick einer mannigfaltigen Weisheit und Moral (Eph. 3, 10), um demjenigen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, was außer ihrem nächsten Lebenskreise liegt. (Gewöhnlich mangelt auch Geschichtskenntniß, was sehr nachtheilig wird.)

4) Dazu kommt wohl noch, daß diese ihre einseitige Erkenntniß durch lebhafte Phantasie ihnen in Bildern erscheint, die sie für geist-

liche Eingebungen und göttliche Erscheinungen halten, was sie nun vollends im Irrthume befestigt.

5) Nun machen sie Gegensätze, wo keine sind, und glauben, daß Aeußeres und Inneres unverträglich einander ausschließen, wo vielmehr nur eine durchdringende Heiligung des Aeußeren durch das Innere geschehen soll.

6) Sie urtheilen ferner (was eigentlich dasselbe ist, wenigstens ganz damit zusammenhängt) in der sie umgebenden Welt von Vielem auf Alles, und verwerfen Vieles ganz, worin noch ein Segen ist, oder für dessen Besserung sie vielmehr demüthig thätig sein sollen.

7) So machen sie es auch mit der religiösen und theologischen Sprache. Weil diese ihnen durch todtes Buchstabenwesen und vielen Mißbrauch abschmeckig und zuwider geworden, so verwerfen sie dieselbe sehr mit Unrecht ganz, und gerathen so eigenwillig in eine neue pikante Sprache, wodurch ihre Gemeinschaft mit den einfachen Christen aller Zeiten zerbrochen, ihre falsche Opposition verstärkt und dem verborgenen Geiste des Irrthums noch mehr die Thür geöffnet wird.

8) Denn sie wenden dieß nun sogar auf die Schrift und Schriftsprache an, und suchen den Geist ohne — anstatt mit und durch den Buchstaben. Weil sie mehr in der Phantasie stehen, die sie allein für Kraft halten, als in der vernünftigen Besonnenheit: so wollen und können sie auch die Schrift nicht unbefangen und gründlich erforschen. Dieß benimmt ihnen noch mehr das Mittel, zur Einsicht über ihre Irrthümer zu kommen, die sie nun vielmehr mit einseitig verstandenen Schriftstellen befestigen, ohne aus umfassendem Schriftverständniß zu sagen „Wiederum steht auch geschrieben.“

9) Zu dem allen kommt nun das Suchen nach Mysterien und deren Erkenntniß, anstatt der Einfalt der Liebe, was natürlich aus ihrer Einsamkeit folgt. Nur ein in Liebe thätiger Wandel mit den Menschen kann uns in Besonnenheit erhalten, während ein beständiger Blick in unsern Wiedergeburtsstand hinein — nehmlich einseitig und selbstwillig — hier noch nicht ertragen werden kann, sondern so gut zu Einseitigkeiten und Irrthümern führt, als äußerlich das starr in die Sonne sehen zu blauen und grünen Flecken.

10) In diesem Zustande kommt ihnen dann etwa ein Vorgänger zu Hülfe, in dessen Wort sie sich nun über die Schrift hineinarbeiten

— wie bei G. Jakob Böhme, dessen chemische Sprache er ohne genug Verständniß annimmt, und von der man nicht sagen kann: Sie sei etwas für die Kinder und Unmündigen, und die man nur mit der johanneischen Sprache vergleichen möge.

11) Das alles endlich bringt im geheimen Hochmuth sogar zu Vorgriffen, daß sie es im Stande der Erneuerung weiter zu bringen meinen, als die Ordnung Gottes, wie sie in der Schrift offenbart ist, für diese Welt möglich macht. Und das ist dann der Gipfel ihrer Täuschung; wenn man das für Wahrheit hält, so wird dadurch all ihren Irrthümern ein bezauberndes Siegel aufgedrückt. Hier steht ihnen aber auch am hellsten die Schrift entgegen."

Wir kehren zum Herbste 1820 zurück, in welcher Zeit jedenfalls eine Hauptwendung in Stiers Leben eintrat. Sein Wahrheitstrieb erlaubte ihm nicht länger, im Umgange mit unbekehrten Freunden und Verwandten zu schweigen, wenn von weltlichem Tande geredet wurde, als sei er etwas; mit der schärfsten Entschiedenheit sprach er sich nunmehr gegen alles aus, was den Menschen hindern kann, seine eigene Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen. Es liegen Briefe an seinen Vater vor, aus denen wir einiges herausheben. Unterm 2. October schrieb er u. a.

„Meinem lieben HErrn und Heilande Jesu Christo empfehle ich auch Dich, geliebter Vater, und habe Ihn für Dich gebeten an Deinem Geburtstage. Er segne Dich mit Allem was Dir gut ist zum ewigen Leben und Seligkeit, etwas anderes darf und — will ich nicht bitten und sagen. Und mir ärmstem, geringsten seiner Bekenner sei er ferner gnädig, wie ers bisher so unaussprechlich gewesen, daß in Allem sein heiliger Wille geschehe, an mir und Dir und Allen die ich liebe, und — wir Ihn alle erkennen lernen und Seine ewige Liebe. Amen. — Von mir ist weiter nichts zu schreiben, als daß es äußerlich so seinen Weg mit mir fortgeht. Gesund bin ich nicht ganz, aber auch nicht sehr krank — nur so viel weiß ich, daß, was mir jetzt und immer geschieht, ewig das allerbeste ist, was mir geschehen könnte. Ich bin die Ferien sehr fleißig gewesen und wenig ausgekommen. Vor etwa acht Tagen kam Hermann (Waldow) von seiner Reise wieder. — Ueber vier Wochen

werd' ich höchstwahrscheinlich in einer hiesigen Kirche meine erste Predigt halten, und frage hiermit an, ob ich sie etwa dann überschicken soll?"

Diesen Vorsatz zu predigen gab er übrigens bald selbst wieder auf (s. unten), so lebendig auch sein Herzensdrang war, von dem neuen Glaubensleben Zeugnis abzulegen. Vom 28. Oct. liegt ein sechs Bogen langer Brief vor, dessen Haupttheile hier Aufnahme verdienen. Es heißt darin nach dem Eingange:

„Ueber das, was Du mir vom Scheine der Frömmelei sagst — könnt' ich eigentlich, da ich ja weiß, es ist gut gemeint, schweigen; doch mein' ich wärs überhaupt wohl besser, wenn ich über diese höchsten Dinge meiner und aller Seelen, über das Eine was noth ist, mich einmal ganz und wahr ausspräche, daß alles Mißverständniß wenigstens künftig nicht mehr möglich. Ach ich habe lange genug geschwiegen von dem was zum Viel-reden-davon eigentlich viel zu heilig ist — und möchte auch bescheiden immer schweigen bis mich Gott beruft. Aber es wird mir warlich jetzt schwer, über äußere Dinge einen Brief zu schreiben, ohne das mitzusagen, was jetzt meiner Seele ganzes Wesen von früh bis Abend erfüllt, und wovon ich wünschte, daß es nur erst recht und ganz alles andre verzehren und verbannen möchte. — Es steht nämlich durch Gottes Gnade nun so mit mir, daß ich wirklich weiß und habe für alle Ewigkeit, an wen ich glaube, und daß es jetzt — in Hoffnung und Vertrauen auf den, der das gute Werk in mir angefangen hat und es auch vollführen will, seis gesagt! — unmöglich ist, daß ich je wieder anders würde. Und das ist noch weniger möglich, daß ich mein Lebenlang (der HErr mache es nun kurz oder lang) je auch nur im Mindesten wieder mit der Welt mich vereinigen möchte — sondern ich gedenke mich vielmehr täglich immer mehr von ihr loszusagen, all ihrem ungöttlichen Wesen völlig abzusterben und auf allen eiteln Ruhm vor ihr, der doch nur ein Sündenruhm ist, zu verzichten — damit ich meine Seligkeit schaffe, die mehr werth ist, als all das; damit ich den Ruhm des Glaubens vor Gott erlange und getrost sterben kann auf Hoffnung zu Dem, der Uns alle einst rufen wird. — Ja, lieber Vater, bin ich doch schuldig allezeit Verantwortung zu geben von meinem Glauben an Jedermann, sonderlich an Vater und Mutter — was sollt' ichs also nicht frei heraussprechen, als vor dem Angesichte unsers HErrn? Seit ich nun wieder

in Berlin bin, ist die größte seligste Veränderung mit meiner Seele vorgegangen; ich bin durch Gottes ewig wunderbare Gnade — ach dürft ich alle Wunder erzählen, wie sie vor Gott offenbar sind! — zu der Einsicht gebracht worden, was wahres, lebendiges, alleinseligmachendes Christenthum und richtiger, vor Gottes Richterstuhl allein rechtfertigender Glaube an Jesum Christum, den Sohn Gottes und Heiland der Welt ist. Ich bin aus einem fürchterlichen, tiefen, blinden Sündenschlaf aufgeweckt worden, aus dem Zustande, den die H. Schrift den geistlichen Tod nennt, und worin ich war, trotz all meines Wissens und Schreibens. Liebster Vater! Ich hab' eben darum lang gezögert, so zu schreiben — damit ich Dich nicht veranlassen und Dir Gelegenheit geben möchte zur schwersten Sünde, wenn Du nehmlich, was ich Dir schreibe, verwerfen wolltest und wieder Schwärmerei heißen. Doch ich fühls, ich kann nicht mehr schreiben, wenn ich mich nicht erst hierüber ausgesprochen — ich bitte Dich um Gottes Barmherzigkeit willen, und als vor dem Auge deß ewigen Gottes gesprochen, vor dem ich erst kürzlich sehr bald zu stehen gedachte, und der uns beide morgen zu sich rufen und zur Rechenschaft fordern kann: ich bitte Dich — heiße, was ich heut schreibe, nicht Schwärmerei, sondern prüf' es vor Gott und Deines eigenen Gewissens geheimster Stimme, und sieh, ob nicht die H. Schrift dasselbe bezeuget. Ich weiß jetzt — ich glaube nicht nur, mit einem solchen Glauben, wovon die Welt meint er wäre etwas Ungewisses — sondern mein Glaube ist sichrer als alles menschliche Wissen, und mir unter tausend Noth und Schmerzen meiner Seele durch göttliches Licht klar geworden." (Hierauf folgt eine ebenso klare wie entschiedene Darstellung der Sündhaftigkeit aller Menschen ohne Ausnahme, der völligen Mangelhaftigkeit des eignen Verdienstes, des ewigen in Christo erfüllten Gnadenrathes für alle Bußfertigen — als des allein wahren im Herzen wurzelnden Christenthums gegenüber dem bloßen Fürwahrhalten; dann fährt er fort:) „Dieß Evangelium ist aber noch nie so verachtet, so durch Unglauben aller Art fast ganz aus der Welt verstoßen gewesen, als jetzt; unter hundert Predigern ist jetzt kaum Einer, der es predigt, und unter vielen tausend Menschen nicht Einer, der es glaubt und thut. Darum bleibts aber doch ewige himmlische Wahrheit; als solche hab' ichs durch den Geist aus Gott erkannt; und mein einziges Bestreben von nun an ist nur: meinem ganzen bisherigen Leben und all seiner Thorheit und Eitelkeit immer mehr ab-

zusterben, mich selbst immer mehr mit Seiner Hülfe meinem HErrn Jesu zu heiligen — und einst, wenn Er mich leben läßt und dazu beruft — in Ueberwindung und Verachtung der ganzen Welt Ihm nachzufolgen und dieß Evangelium von Seiner Gnade und Erbarmung nach aller Kraft, die er mir darreicht, aus Gottes Worte zu predigen. Sieh liebster Vater, das ist mein festes und aufrichtiges Glaubensbekenntniß und daß dieß ewige Wahrheit aus Gott ist und mehr als alles menschliche Meinen und Wissen — darauf beruf' ich mich jetzt und auch einst an jenem großen Tage, der uns alle darstellen wird vor Gottes Angesicht, und dem wir Alle jeden Tag um einen Tag näher kommen. Ich will mein ganzes übriges Leben von nichts weiter wissen, als von dieser Liebe meines gekreuzigten Heilandes gegen mich armen Sünder — so wahr Er mir einst helfen möge zur ewigen Seligkeit in seinem himmlischen Reiche! Amen.

„Ich glaubte, meine zu überschickende Predigt würde mir die beste Veranlassung zum Ausspruch meines Herzens geben; da es nun aber sich wieder geändert und ich nicht predige — mußte ich es so ersetzen. — — Wie es hienach mit dem sich verhält was die Welt von mir meint, ergibt sich von selbst. — Meine Seele hats in Rücksicht ihres Thuns und Lebens nun nur mit ihrem Gott zu thun, und die einzige Hauptsache und erste Frage vor allen andern bleibt, was Gott von ihr meint; besteht sie vor dem, so ists genug — und was dann in der Welt geschieht, empfiehlt sie seiner Gnade. — Einen Mittelweg zwischen Gott und der Welt gibts nicht, oder wo er ist, da ist er ärger als die ganze Weltliebe selber. Wer sich Gott ergibt, der gibt sich ihm ganz — und die Welt, die nichts von diesem Gott weiß und wissen will, muß er ganz überwinden.“ — Und etwas weiter von seiner leiblichen Gesundheit „mit der es der HErr ja auch allmählich besser werden läßt. Ich habs recht eigentlich erfahren und weiß es gewiß, daß leibliche Krankheit oft allein zur geistlichen Gesundheit führt — und daß alles sogenannte Unglück nur das größte Glück ist, und aus Gottes Liebeshand kommt, als der Lehrer, der uns näher zu Ihm weist und uns besser unter Ihn demüthigt und zum Glauben und Vertrauen bringt als alles andre.“

„Meine Mittagstische beim Buchhändler hab' ich aufgegeben, weil ich aus all diesen Verhältnissen gern heraus will. Denn ich möchte schwerlich noch etwas schreiben — es sei denn vielleicht eine Widerrufung und

Widerlegung meiner vorigen Bücher. Doch ist auch das so ernsthaft und wichtig, und muß ich mich da so sehr in Acht nehmen, wieder zum Worte Gottes etwas Eigenes und Unrechtes darunter zu mengen, daß ich es erst noch sehr überlegen und des HErrn Willen darüber genauer erforschen und abwarten will. Doch sind mir die Tische gleich wieder in einem andern Hause besetzt worden bei der Kaufmannswitwe, deren Sohn ich Stunden gebe, die noch weitläufig mit Stiers verwandt und eine fromme Frau ist" u. s. f.

An die Mutter legte er ein kürzeres Briefchen bei, aus welchem folgende Stelle hier stehen mag:

„Ach ich denke jetzt so oft an Dich, und wie ich vorm Jahr (den Sommer in Stolpe) doch ganz anders hätte sein müssen, und mit Dir ernsthafter von den ernsthaftesten Dingen des Lebens reden, hätt' ich damals nur selbst etwas davon verstanden. Ich habe Dich noch von daher recht herzlich um Verzeihung zu bitten für alles Unrecht, was ich gegen Dich gethan; und bitte Dich innigst überzeugt zu sein, daß ich Dich aus Grund meiner Seele liebe, in der Liebe dessen, der mich zuerst geliebt hat mit erbarmender Liebe — und daß ich gern, sehr gern einmal bei Euch in Gumbinnen wäre, um nun anders reden und sein zu können, als ich damals war. Ach wenn wir erst die Liebe Christi zu uns erkennen, und uns ihm hingeben, da vergeht alles Andre. Und wenn ich wüßte, daß Du Dich Ihm auch von ganzem Herzen ergeben würdest, liebe Mutter, und dadurch schon hier auf Erden alles Leiden in Freuden verwandeln, zufrieden und selig werden — ach da könnt ich noch heute von Herzen gern für Dich sterben, liebe Mutter — wenn ichs damit erreichen könnte. Das glaube mir gewiß."

Die Eltern konnten sich freilich in jene Selbstanklagen ihres Sohnes, dessen innere Kämpfe sie nicht mit durchgemacht, nur schwer finden; so treu und gewissenhaft sie es mit ihren äußeren Pflichten nahmen und so pünktlich sie sich auch zu allem Gottesdienste hielten: so schien ihnen doch eine solche Herzensprüfung und Verurtheilung bis ins einzelne viel zu weit gehend, umsomehr, da ja Rudolf schon seit Paulinens Tode augenscheinlich viel ernster geworden war. Der Vater schrieb ihm einen aus=

führlichen Brief, darin es im Anfange hieß „ich bezweifle Deinen kindlich frommen Sinn, Dein Streben zu allem Gottgefälligen nicht, und freue mich darüber“, am Schlusse aber im Interesse seiner Gesundheit die innige Bitte ausgesprochen wurde, in erlaubter Weise sich zu zerstreuen und dem menschlichen Umgange mehr anzupassen. Die Antwort hierauf war natürlich eine, wenn auch kurz zusammenfassende, doch das frühere Bekenntnis entschieden bestätigende. „Ich schwärme nicht“ schrieb Rudolf an den Vater unterm 13. December „sondern was ich jetzt durch Gottes „Gnade glaube, ist die einzige göttliche und biblische Lehre. — „Ich mache mir die eines jeden Menschen, vorzüglich aber eines „Theologen allein würdige Zerstreuung, daß ich mit Ernst und „Gebet in Gottes Wort forsche, und mir meine Seligkeit einen „Ernst sein lasse, eh ich zu andern davon rede. Nur das bleibt „mir nach Deinem Brief zu sagen übrig. Vielleicht hat Gott „andre Wege mit mir und Dir noch für die Zukunft beschlossen, „wenn ich, so Gott uns leben läßt, über 10 und 20 Jahr nicht „nur ebenso, sondern viel fester und klarer an meinem Heiland „halten werde. — Mein Glaubensbekenntnis, womit ich, wenn ich „heut — aber auch, wenn ich nach langem Leben sterbe, fest zu „bestehen hoffe, ist Ev. Joh. 3, 16. Mein einziger Ruhm Gal. „6, 14. Mein einziger Gott, an den ich glaube, ist genannt „Hebr. 13, 8 und 1 Tim. 1, 15. 16. Der Grund meines „Ernstes und meiner Furcht steht Phil. 2, 12. Die Regel für „mein Leben 1 Joh. 2, 15—17, und meine einzige Entschuldigung, „wenn ich der Welt nicht recht bin, Gal. 1, 10—12.“

Der Briefwechsel zwischen Vater und Sohn bezog sich noch eine Weile vornehmlich auf diese wichtigste aller Angelegenheiten; wie schade, daß wir diese weitern, nicht minder entschiedenen Zeugnisse Stiers um des Raumes willen unterdrücken müssen. Nur

ein Paar Stellen aus einem im Februar 1821 geschriebenen Briefe mögen noch hier stehen:

„Wenn Du zum Frohsinn ermunterst, so mißverstehst Du mich darin, und meinst, daß ich traurig sei oder trauern wolle. Wenn Du nur einen Tag hier sein könntest, würdest Du Dich vielleicht über das Gegentheil verwundern. Das Christenthum ist Friede und Freude, und wie könnte denn der Glaube, daß Gott selber, mich zur Herrlichkeit des seligsten Lebens zu berechtigen, für mich als Mensch gestorben ist — wie könnte der Glaube denn etwas andres als die höchste Freude geben und auf immer von allen Sorgen befreien? —

„Ich bitte, so demüthig und kindlich ich bitten kann, lieber Vater, daß Du glaubest, alles sei nur aus Liebe geschrieben nach meiner festesten Ueberzeugung. Halte mir auch die Anführung der Bibelsprüche zu Gute, und verwirf sie nicht; wenn Du die Bibel auch nur für ein menschliches Buch der weisesten Männer bis jetzt halten solltest, so hätte das, was mit so klaren Worten darin steht, doch wenigstens einige Bedenklichkeit für sich. Nun aber weiß ich, daß sie Gottes Wort ist" u. s. f.

„Warum ich meine beschlossene Predigt nicht gehalten? — Ich besann mich, daß man vor Gott nur predigen muß, wenn man dazu berufen wird, und wollte gern nicht hervortreten und etwas übernehmen, dem ich noch nicht gewachsen wäre, oder zu der Welt vom Heiland reden, ehe ich ihn selber recht erkannt hätte. Damals hatte ich noch keine Entscheidung über meine Zukunft, und wußte also überhaupt noch nicht, ob es des HErrn Wille sei, daß ich schon so jung predige."

Die ausgehobnen Stellen werden genügen, die Entschiedenheit zu kennzeichnen, welche Stier nunmehr beherschte. War er einerseits so streng gegen sich, daß er selbst den ihm so theuern Gedanken zu predigen wieder aufgab, weil dabei im innersten Herzen etwas von dem unlautern Streben sich vorzudrängen mit unterlaufen könnte: so war er anderseits aufs eifrigste bedacht, alles hinweg zu räumen, was ihn irgend äußerlich stören und abhalten könnte, sich dem Herrn und Seinem Dienste, vor allem dem Studium des göttlichen Worts, mit ganzer Seele hinzugeben. Wol noch im Sommer war die Aufforderung an ihn ergangen, für die

damals als Unterhaltungsblatt so beliebte Dresdner Abendzeitung zu schreiben, wobei 2 Frd'or Honorar für den Bogen zugesagt waren: er hatte nun nicht nur dieß Anerbieten zurückgewiesen, sondern sogar ein bereits in Handschrift übersandtes poetisches Werk von dem Verleger in Leipzig zurückgefordert und das auch schon empfangene Honorar zurückgezahlt, so nöthig er auch in diesem letzten Studienjahre — wo er vom Vater so gut wie gar keinen Unterhalt mehr empfing und ein Buch nach dem andern, zuletzt sogar sein Bett verkaufen mußte — dergleichen Zubuße gebrauchen konnte. Aber das war ihm nicht genug; bei genauerer Selbstprüfung entdeckte er in sich immer noch zu viel Wolgefallen an diesem ästhetisch-belletristischen Triebe, oder er fürchtete wenigstens, er könnte später wiederkehren und sein Seelenheil gefährden. Sobald ihm das klar geworden verbrannte er rasch entschlossen (Anfang Januar 1821) nicht nur alle seine gedruckten und ungedruckten Aufsätze und Gedichte, darunter auch größere, wie wir wissen Jahre lang mit Liebe gehegte und an sich kaum schädliche Arbeiten, wie die Dido, sondern selbst seinen Schiller, seinen lieben Shakespere und Jean Paul, den von letzterem empfangenen Brief — ja alles was nur irgend mit jenen Beschäftigungen zusammenhing; und nun erst fühlte er sich wahrhaft frei von der Welt.

In dem Kreise seiner früheren Freunde wie seiner Verwandten konnte man diesen, gegen Stiers Willen bald bekannt gewordenen Schritt nicht verstehen; man beklagte den finstern Pietismus, dem er sich ergeben, und er mußte sich anfangs manches ihn tief schmerzende Wort gefallen lassen, umso mehr je eifriger er versuchte sich nicht nur zu rechtfertigen, sondern das in ihm frisch erglommene Feuer auch in den Herzen aller ihm nahestehenden zu entzünden*). Grade

*) Hier ein Beispiel. Zum 15. Novbr 1819, dem Geburtstage der Kriegsräthin, hatte er dieser „seiner zweiten Mutter" Ehrenbergs

da, wo ers am lebhaftesten wünschen und hoffen mochte, gelang ihm die Verständigung noch nicht; auch seinem Stubengenossen H. Waldow ging es danach oft schmerzlich durch die Seele, wenn er, bei der Arbeit dem alten Jugendfreunde gegenübersitzend, dessen Auge voll tiefer Trauer auf sich gerichtet sah, als wollte es sagen: O daß ich deine Seele nicht retten kann!

Desto glücklicher fühlte er sich im Verkehr mit den neugewonnenen christlichen Freunden, insbesondre mit denen, welche auch sein wissenschaftliches Bedürfnis völlig verstehen und an ihrem Theil befriedigen helfen konnten, z. B. den Privatdocenten Tholuck und Olshausen. Jener hatte ihm zu Weihnachten ein Exemplar der berichtigten Bibel Joh. Friedr. von Meyers geschenkt, in welches er vorn die Worte hineingeschrieben „Es gibt noch ein Kennzeichen, welches nimmer täuscht — liebende Milde und Innigkeit, Glaube — Hoffnung — Liebe, Einfalt — Demuth — Liebe"; und Stier hatte alsbald (den 3. Januar

---

„Andachtbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechtes" geschenkt, mit folgender Widmung:

„Dort, wohin uns längst vorangegangen Alle Lieben die der Tod entriß, Dorthin wird ein Jeglicher gelangen, Früher oder später, einst gewiß! — Glücklich, wem ein christlich treues Leben Aufgeschlossen hat des Himmels Thor, Hier auf Erden Engel ihn umgeben, Und zu ihnen steigt er einst empor! — Möchte so im Leben Gottes Frieden Immerdar bei Ihnen freundlich sein, Bis der sanfte liebe Tod beschieden, Der Sie heimführt in der Lieben Reihn! — Fröhlich Leben und ein selig Ende Nach des langen Lebens Freudigkeit Wünscht' ich Ihnen heut, wenn ich nicht fände, Daß Sie Gott schon längst dazu geweiht."

Dieses ihm jetzt nicht mehr genügende Gedicht ersetzte er insgeheim durch ein darüber geklebtes anderes, welches an die Todeserinnerung der Frühverklärten eine ernste Bußmahnung anknüpfte. — Mit dem Kriegsrath blieb er übrigens auch von Wittenberg aus in eifrigem Briefwechsel über die Religion.

nennt sein Notizbuch als den Anfang dieser für sein ganzes Leben so bedeutsamen Arbeit) begonnen, sich in das Buch hineinzuleben. Wir kennen von früher seine glühende Verehrung für Luthers Bibel, wenn es auch damals mehr dessen äußere Vorzüge waren; auch jetzt war ihm der Gedanke der Berichtigung nur insofern werth, als es galt, das unvergängliche Werk des Reformators von den wenigen allenfalls nachweisbaren Fleckchen und Mängeln zu reinigen und in vollem ungetrübtem Glanze hinzustellen. — Anderseits mußte ihm die Textesberichtigung viel mehr werth sein als andern, da er immer fester überzeugt wurde, die heilige Schrift könne nicht heilige Schrift und Norm des Glaubens sein, wenn ihr nicht der Charakter wörtlicher Eingebung zukomme.

Eine Zeit lang kamen die drei genannten mit einigen andern Brüdern jeden Dinstag, später auch am Donnerstag zusammen; man las den Römerbrief und erbaute sich durch Gesang und Gebet; je nach den übrigen Theilnehmern trat bisweilen die wissenschaftliche Betrachtung hinter dem Allgemein-erbaulichen zurück. Stier und Olshausen schienen dabei mehr innere Verwandtschaft zu haben als ersterer mit Tholuck, aber eben diese Verschiedenheit gab den innerlich so verbundenen vielfach Gelegenheit, an einander zu lernen. „Gefühl und Phantasie" schrieb Th. später einmal „wird stets bei mir vorwalten; aber daß sie „nur geläutert seien, daß sie nur dienen!" Und ein ander Mal „Wenn Du, mein geliebter Stier, bei der sonstigen Excentricität „Deines Gemüthes hier sobald das Centrum gefunden hast: so „wahre Dich nur, daß Du es nicht nach der andern Seite zu „wieder verlierest. — Du scheinst mir ein obscurantistisch-mystisch-„kabbalistischer Interpret zu sein — ich halte es mit der Aufklärung" — mit Bezug auf eine Aeußerung Stiers, der ihn einen „rationalistischen Pietisten" genannt hatte.

Ganz besonders innig war der briefliche Verkehr mit dem

da, wo ers am lebhaftesten wünschen und hoffen mochte, gelang ihm die Verständigung noch nicht; auch seinem Stubengenossen H. Waldow ging es danach oft schmerzlich durch die Seele, wenn er, bei der Arbeit dem alten Jugendfreunde gegenübersitzend, dessen Auge voll tiefer Trauer auf sich gerichtet sah, als wollte es sagen: O daß ich deine Seele nicht retten kann!

Desto glücklicher fühlte er sich im Verkehr mit den neugewonnenen christlichen Freunden, insbesondre mit denen, welche auch sein wissenschaftliches Bedürfnis völlig verstehen und an ihrem Theil befriedigen helfen konnten, z. B. den Privatdocenten Tholuck und Olshausen. Jener hatte ihm zu Weihnachten ein Exemplar der berichtigten Bibel Joh. Friedr. von Meyers geschenkt, in welches er vorn die Worte hineingeschrieben „Es gibt noch ein Kennzeichen, welches nimmer täuscht — liebende Milde und Innigkeit, Glaube — Hoffnung — Liebe, Einfalt — Demuth — Liebe"; und Stier hatte alsbald (den 3. Januar

---

„Andachtbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechtes" geschenkt, mit folgender Widmung:

„Dort, wohin uns längst vorangegangen Alle Lieben die der Tod entriß, Dorthin wird ein Jeglicher gelangen, Früher oder später, einst gewiß! — Glücklich, wem ein christlich treues Leben Aufgeschlossen hat des Himmels Thor, Hier auf Erden Engel ihn umgeben, Und zu ihnen steigt er einst empor! — Möchte so im Leben Gottes Frieden Immerdar bei Ihnen freundlich sein, Bis der sanfte liebe Tod beschieden, Der Sie heimführt in der Lieben Reihn! — Fröhlich Leben und ein selig Ende Nach des langen Lebens Freudigkeit Wünscht' ich Ihnen heut, wenn ich nicht fände, Daß Sie Gott schon längst dazu geweiht."

Dieses ihm jetzt nicht mehr genügende Gedicht ersetzte er insgeheim durch ein darüber geklebtes anderes, welches an die Todeserinnerung der Frühverklärten eine ernste Bußmahnung anknüpfte. — Mit dem Kriegsrath blieb er übrigens auch von Wittenberg aus in eifrigem Briefwechsel über die Religion.

nennt sein Notizbuch als den Anfang dieser für sein ganzes Leben so bedeutsamen Arbeit) begonnen, sich in das Buch hineinzuleben. Wir kennen von früher seine glühende Verehrung für Luthers Bibel, wenn es auch damals mehr dessen äußere Vorzüge waren; auch jetzt war ihm der Gedanke der Berichtigung nur insofern werth, als es galt, das unvergängliche Werk des Reformators von den wenigen allenfalls nachweisbaren Fleckchen und Mängeln zu reinigen und in vollem ungetrübtem Glanze hinzustellen. — Anderseits mußte ihm die Textesberichtigung viel mehr werth sein als andern, da er immer fester überzeugt wurde, die heilige Schrift könne nicht heilige Schrift und Norm des Glaubens sein, wenn ihr nicht der Charakter wörtlicher Eingebung zukomme.

Eine Zeit lang kamen die drei genannten mit einigen andern Brüdern jeden Dinstag, später auch am Donnerstag zusammen; man las den Römerbrief und erbaute sich durch Gesang und Gebet; je nach den übrigen Theilnehmern trat bisweilen die wissenschaftliche Betrachtung hinter dem Allgemein-erbaulichen zurück. Stier und Olshausen schienen dabei mehr innere Verwandtschaft zu haben als ersterer mit Tholuck, aber eben diese Verschiedenheit gab den innerlich so verbundenen vielfach Gelegenheit, an einander zu lernen. „Gefühl und Phantasie" schrieb Th. später einmal „wird stets bei mir vorwalten; aber daß sie „nur geläutert seien, daß sie nur dienen!" Und ein ander Mal „Wenn Du, mein geliebter Stier, bei der sonstigen Excentricität „Deines Gemüthes hier sobald das Centrum gefunden hast: so „wahre Dich nur, daß Du es nicht nach der andern Seite zu „wieder verlierest. — Du scheinst mir ein obscurantistisch-mystisch-„kabbalistischer Interpret zu sein — ich halte es mit der Auf-„klärung" — mit Bezug auf eine Aeußerung Stiers, der ihn einen „rationalistischen Pietisten" genannt hatte.

Ganz besonders innig war der briefliche Verkehr mit dem

noch immer in Halle weilenden Rennecke, der dem früher zum Frieden gelangten Freunde viel verdankte — er beschäftigte sich damals viel mit Spangenbergs Leben und der Geschichte der Brüdergemeinde. Es sei erlaubt, aus seinen Mittheilungen einiges herauszuheben. Er schreibt u. a.

„Eine andre falsche Strömung der Zeit hätte mir gefährlich werden können, in welche ich gerieth, und ich bin allezeit von Herzen dankbar gewesen, daß mir Stier wie ein Engel Gottes diente. Ich kam nämlich in Schellings Lehre hinein, wie sie damals war, wodurch das Gefühl der Sünde, welches ich durch St. empfangen hatte und das durch gegenseitige aufrichtige Bekenntnisse unterhalten wurde, abgeschwächt zu werden drohte. St. aber nahm gar keine Vermittlung der Sünde an, sondern der schärfste Gegensatz von Licht und Finsternis, wie und wo ihn die H. Schrift herausstellte, war ihm lieb. Die Sünde war ihm kein Mangel des Guten, sondern eine Feindschaft wider Gott, ein durchaus positives Wesen, während ich die Finsternis als ein Negatives deutete. Dadurch geschah es, daß nicht Besserung als das Erste sondern als das Zweite bei ihm auftrat; das Erste sei Versöhnung und Glauben daran von unserer Seite. — — Unser damaliges Verhältnis zu einander war aber eigentlich immer noch ein Beichtverhältnis, ein gegenseitiges Bekenntnis der Sünde und Schwachheit sowol des äußerlichen als des inwendigen Menschen, und wir wurden um so länger auf dieser Stufe brüderlicher Gemeinschaft gehalten, als die Gemeinschaft des Glaubens sich nicht finden wollte. Darin waren wir bald einig, daß in keinem andern das Heil zu suchen und zu finden sein könne, als in dem Namen und der Gnade des HErrn Jesu. Aber er war uns durch die Windeln (wie Luther sagt) in welche er gehüllt war, so unzugänglich geworden von Seiten des kirchlichen Gebietes; und als der Rationalismus ihn daraus gewickelt hatte, war

er wie ein anderes Kind und an Geberden als ein Mensch erfunden, daß wir seine Herrlichkeit nicht sehen konnten; und nahmen wir ihn wieder in die kirchlichen Windeln, da war Er ihnen wieder so sehr entwachsen in unserem ersten Bewußtsein von ihm, daß ihm das nicht mehr kleidete" u. s. f.

„Ein drittes Moment, welches aber im Grunde als die Wurzel alles neuen Lebens jener Zeit angesehen zu werden verdiente, war der Pietismus, die Herzensfrömmigkeit, oder mit Christo zu reden: die Armuth am Geist, das Leidtragen, der Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, und was dergleichen erste Seligkeiten sind, mit welchen der Geist der Gnade die Unmündigen segnet. Es waren nicht viele, welche sich lange auf diesem Gebiete aufhielten und tief einwurzelten, und unter den wenigen war besonders Stier. Mit einer gewissen zum Theil unverantwortlichen Hast rissen sich die Meisten aus diesem Boden los und suchten höhere Seligkeiten in Christo, ohne jene ersten recht genossen und verstanden zu haben, um zur gelegenen Stunde dahin zurückzukehren, ohne sich geworfen zu fühlen. Denn wer kann in seinem Christenlaufe jener Erstlingsseligkeiten je entbehren!"

Es ist erklärlich, daß Stier, nun ihm ein so kräftiges Leben in Christo aufgegangen war, auch mit doppelt dankbarer Liebe seinem väterlichen Freunde in Stolpe davon schrieb. Metger war im allgemeinen natürlich sehr erfreut über diese Mittheilungen, stand aber dem Berliner Leben doch zu fern, als daß er es ganz hätte würdigen können. Daher seine inniggemeinten Mahnungen, durch die er jedoch Stier zum Theil Unrecht thun mochte; wie folgende Worte zeigen mögen:

„Thut Buße und glaubet an das Evangelium! In diesen beiden ausschließenden Bedingungen — sehe ich Sie nun anitzt nur weiter gefördert als vor zwei Jahren, nicht aber erst begründet. Werden Sie doch ja nicht unwahrhaftig; es gibt freilich eine psychologische Täuschung,

die in der Natur des nur sich, nicht andere richtenden Herzens gegründet, mit der redlichsten Wahrhaftigkeit verbunden ist, in welcher der heiligste Apostel sich für den Vornehmsten unter den Sündern hält, weil er seine Sünden in der Nähe, und fremde aus der Ferne sieht —. Aber kann ich dieß so nennen, wenn Sie von Ihrem innern Zustande, wie er vor zwei Jahren in Stolpe war und nunmehr ist, wie von Finsterniß und Licht sprechen? Was ist dieß? Demuth? Ich fürchte, vielmehr Eitelkeit, die uns allen inwurzelt, uns so oft bethört und unsern vorigen Zustand greulich malt, um unsern nunmehrigen desto schöner zu finden. — Sagen Sie mir nichts von Ihren damaligen Thorheiten, denn ich kenne sie alle und gebe Ihnen alle zu. Ich frage Sie aber, sind Sie jetzt ganz davon frei? Sie antworten gewiß: ach nein! und gestehen also, daß man bei großen Thorheiten und Sünden doch in der Buße und im Glauben sein kann, das sind Sie jetzt, das waren Sie damals. — Spangenberg, Franke, Arndt sind (und mit Recht) Ihre Männer; die meinigen aber Joh. Jak. Rambach, Bogatzki u. a. Das sind Asceten! Rein biblisch, kirchlich, fern von aller Schwärmerei, Sektirerei, Ueberspannung. Davor, lieber Bruder, sollen Sie sich auch hüten, und bei Ihrer reitzbaren Phantasie ja auf Ihrer Hut sein vor den Abwegen des Mysticismus."

Es verdient wol hier eingeschaltet zu werden, was um dieselbe Zeit der später auch auf diesen Blättern mehr zu nennende Gesandtschaftsprediger H. E. Schmieder aus Rom an eine ihm theure Seele in die Heimat schrieb:

„Was ist das Hauptwerk, das wir jetzt erwarten? Eine Vereinigung der echten Gläubigen aus allen Parteien zu Einer sichtbaren Gemeinschaft, zu einem heiligen Staate Gottes, dessen Zweck ist, Christen, Propheten und Apostel des Evangeliums zu erziehen und ein Zion des Sohnes Gottes zu errichten, dessen Gesetze streng und rein nach Christi Lehren gebildet sind —. Du wirst nun leicht einsehen, liebe E., warum die religiösen Bewegungen in Teutschland mir bange machen: ich sehe zu viel Sectirerei und Schönthun darin, und ich habe zum Theil das Leben der Erweckten mit Augen gesehen, zum Theil andre Zeichen beobachtet. Was Du selbst und die lieben Berliner Freunde mir schreiben, ist zum Theil wol aus derselben Wurzel gewachsen. Zum Theil,

sage ich: — denn auf der andern Seite erkenne ich mit Dank gegen Gott die Wirkungen des h. Geistes an."

Inzwischen war die Zeit der Uebersiedelung in den neuen Beruf, dem seine ganze Seele sich entgegensehnte, herangekommen. Nachdem das Ministerium die bestimmte Zusicherung einer Stelle im Wittenberger Seminar unterm 26. October ausgesprochen, hatte das Directorium desselben ihn aufgefordert, noch vor Ende April dort sich einzufinden und „nach aufmerksamer Durchlesung der Statuten das erforderliche Angelöbnis beim ersten Director zu leisten" u. s. w. Am 6. März wurde ihm von dem Rector das erforderliche Sittenzeugnis und von dem Decan der theol. Facultät D. Marheineke ein „Abgangszeugnis" von derselben ausgestellt, obwol Stier während des Winters nur noch Ein Collegium gehört hatte. Am 26. März morgens erhielt er von seinem lieben Baron folgendes an sich unbedeutende, dennoch charakteristische Billetchen:

„Mein hertzlich Geliebter! Ich wünschte hertzlich Sie heute oder Morgen Vormittag zu sprechen, um Ihnen wegen Rennecke ein Schreiben mittheilen und mit der morgenden Post darauf antwortten zu können. Ach Seine unschätzbahre große Güte die tröste ieden Morgen das Gemüthe und sey des Abends auch beym Augenschließen das sanfte Kissen! Ihr treuer Sie zärtlich liebender Kottwitz."

Der theure Freund wollte ihm wie so vielen wieder einmal einen äußeren Beweis seiner Freundschaft geben, der ihm sehr zu Statten kam; er stellte seinen eignen stattlichen Reisewagen mit Pferden zur Verfügung. Mit diesen fuhr Stier dann wirklich am 2. April, von den beiden befreundeten Privatdocenten begleitet, bis Potsdam; sie besuchten hier den Nachmittag in Gemeinschaft eines Predigers, an den sie empfohlen waren, Sanssouci, fuhren den 3. Morgens sehr früh aus, und trafen trotz des heftigen Sturmes unerwarteter Weise schon Nachmittags 5 Uhr in der ehemaligen Universitätsstadt ein. Gleich in den ersten Tagen

meldete er seine Ankunft nach Gumbinnen sowie an den Kriegsrath St. in Berlin. In dem Briefe an letzteren heißt es u. a.

„Erst kurz vor unserer Ankunft in Wittenberg klärte es sich auf, und mit dem schönsten Sonnenschein fuhren wir herein. Ich fand schon eine Stube für mich bereit, nur daß sie unterdessen ein andrer bezogen hatte. Jetzt wohne ich allein, erwarte aber meinen mir schon zugetheilten Stubengenossen [Karl Bahr]; indessen wird dieser wol erst nach Ostern kommen. Meine äußere Lage und Verhältnisse hier sind recht gut. Das Gebäude des Seminars, das ehemalige Augusteum [sogenannt von Kurfürst August, vorher Augustinerkloster und daher Luthers Wohnung umschließend] ist das letzte Haus am Thor, und ein altes, aber großes bequemes Gebäude. Ich habe eine große hohe Stube mit Schreibtisch und allem nöthigen Hausrath, daneben eine geräumige Schlafkammer. Die Doppelstuben — wo zwei zusammenwohnen müssen — sind größer als die einmännigen — ja man kann sich auch, wenigstens für den Sommer, recht gut in Stube und Kammer theilen, wie ich es zu machen gedenke. — Zum Spazierengehn bin ich gleich vorm Thor, auch dient dazu ein ziemlicher Garten bei unserm Gebäude und die von uns aus zu ersteigenden Wälle der Stadt, die eine sehr schöne Aussicht gewähren. — Es ist also alles so geordnet, daß ich nichts dagegen haben kann; und einiges wenige in der Einrichtung unserer Lehrgegenstände abgerechnet, kann ich nicht anders als sehr zufrieden sein. Die Hauptsache wenigstens wird mir gewährt, mir bleibt Zeit und Gelegenheit, in ernster Stille nach der göttlichen Wahrheit zu forschen, mich zu meinem allerwichtigsten Berufe gründlich vorzubereiten, und mich dem Heiland und Seinem Dienste ganz zu weihen. Denn das ist von nun an die einzige Absicht meines Lebens.“

Siebentes Kapitel.

Die beiden Jahre in Wittenberg, April 1821 bis Mai 1823.

Die ehrwürdige Reformatorenuniversität hatte bald nach der Feier des dritten Secularfestes ihren alten Sitz unter wiederholten Kriegsstürmen räumen müssen, und war durch den neuen Landesherrn nach Halle verlegt d. h. mit der dort schon bestehenden vereinigt worden, vgl. oben S. 62. Um aber der verwaisten und als preußische Festung nun mehr als je eingeengten Stadt doch einigen Ersatz zu gewähren, hatte Friedrich Wilhelm III mit Benutzung der vorhandenen akademischen Erinnerungen und Mittel in Wittenberg ein Seminar zur Bildung evangelischer Prediger errichtet und am 1. November 1817, gleichzeitig mit der Grundsteinlegung zu Luthers Denkmal, feierlich eingeweiht. Je fünf und zwanzig Candidaten der Theologie sollten zwei Jahre lang neben wissenschaftlicher Weiterbildung eine tüchtige praktische Vorbereitung für ihren Beruf genießen, zwei darunter (seit 1819) zu besonderer Hülfsleistung für die Kirchen und Gemeinden der Stadt ausgesondert und als Hülfsprediger ordiniert. Die Leitung war drei früheren Universitätsprofessoren als Directoren übertragen; erster derselben war der 1821 schon siebzigjährige Pastor primarius und Generalsuperintendt D. Karl Ludwig Nitzsch, zweiter der nur acht Jahre jüngere bisherige Propst der Schloßkirche D. Joh. Friedr. Schleußner; dritter der bisherige Prof. extraordinarius D. Heinr. Leonhard Heubner, zugleich Ephorus und als solcher im Seminargebäude wohnhaft, daneben als zweiter Diaconus an der Pfarrkirche beschäftigt. Bis 1820 hatte auch der jüngere Nitzsch, Karl Immanuel, als

dritter Diaconus, da er Privatdocent der Universität gewesen war, eine Lehrthätigkeit am Seminar ausgeübt — er war seitdem als Propst nach Kemberg versetzt worden. Endlich bestand die Einrichtung, daß auch die beiden übrigen Stadtdiaconen, M. Wunder und M. Seelfisch, mit den Seminarzöglingen in regelmäßigen Zusammenkünften generationsweise (fünf bis sechs Theilnehmer; daher Quinque genannt) praktische Fragen besprachen.

Es wird erforderlich sein, eine kurze Charakteristik der Directoren voranzuschicken, zunächst also von Nitzsch. Dieser, aus sehr würdiger Familie entsprossen, aber früh verwaist, dann auf der Fürstenschule Meißen erzogen, in Wittenberg (wo er in Fr. V. Reinhard einen Freund fürs Leben fand) unter Schröckh, in Leipzig unter Ernesti u. a. gebildet, hatte früh eine von der in Sachsen herschenden Rechtgläubigkeit abweichende theologische Ansicht gewonnen, welche den gewissenhaften Mann bestimmte, statt der Kanzel ein Schulamt zu suchen. Wider Willen endlich zur Annahme einer Landpfarre genöthigt, war er bald zur Verwaltung der Superintendtur in Borna, dann in Zeiz, und 1788 von hier aus, nachdem mehrere Schriften die Augen der gelehrten Welt auf ihn gezogen, nach Wittenberg berufen worden, wo er seinem akademischen Lehramte ebenso wie den Kirchen- und Verwaltungsämtern Zeit und Kraft mit musterhafter Treue widmete und bald eine außerordentliche Achtung genoß. Mit der Theologie hatte er sich erst durch die Kantsche Philosophie besonders nach Reinholds Darstellung derselben befreunden können. Während es ihm früher gegangen war wie vielen jungen Theologen, welche der Wissenschaft gegenüber nicht wußten, was sie aus der Bibel und der Person Jesu machen sollten, gab ihm Kant eine Ansicht, welche beiden ihr Ansehn sicherte; und es gelang ihm, in einer Zeit, wo völlige Verachtung der Schrift, ja selbst Lästerung Jesu weit um sich griff, sich und viele Andre vor

solch niedriger Denkart zu bewahren. Als akademischer Lehrer hatte er dann schon um des Amtes willen fast alle Haupttheile seiner Wissenschaft durchgearbeitet und die reifen Früchte seiner Studien in lateinischen — später auch deutschen Gelegenheitschriften niedergelegt, in denen das fortschrittsmäßige Suchen nach dem Principe und der folgerichtige Ausbau des Systems so deutlich vorliegt, wie kaum je bei einem Theologen*). Auf Kants Principien, inbesondre seiner mächtigen Betonung des sittlichen Wollens weiter bauend, war er zu einem allerdings von allen Zeitrichtungen ziemlich abweichenden vermittelnden Systeme gelangt, welches einerseits die „Form der Uebernatürlichkeit" für die Offenbarung in Christo als eigen und unentbehrlich festhielt und dadurch den naturalistischen Kantianern entschieden entgegentrat, anderseits doch noch den Supranaturalisten gegenüber verlangte, daß die Offenbarung nichts, d. h. nichts übernatürliches oder noch besser nichts übervernünftiges offenbaren sollte. Als er später Schleiermachers Darstellung des theologischen Studiums kennen lernte, zog ihn dessen allerdings verwandte nicht minder auf ethischen Geschichtsprincipien ruhende Richtung gewaltig an, ohne ihn doch in dem Glauben an die Zukunft seiner eignen Theorie irre zu machen; im übrigen blieb er die letzten Jahrzehnte seines Lebens bei der früheren Entwicklung seines Systems stehn. Nicht als wenn die Gemeinde seine wissenschaftlichen Eigenheiten sehr empfunden hätte: die aus seiner Auffassung der Heilslehre erwachsene innige Pietät gegen die ganze heilige Schrift, sowie die Amtstreue, erhielten ihm die allgemeine Verehrung, welche schon der bloße Anblick seiner durchaus würdevollen Erscheinung forderte. Von dieser Seite mußte auch der

*) Hier wie im folgenden vgl. die von Nitzschs Sohne Karl Immanuel und von Tholuck herrührenden Artikel bei Herzog.

Einfluß seiner Persönlichkeit auf die Candidaten des Seminars gewürdigt werden, während derselbe im übrigen namentlich in jener Zeit verhältnismäßig nur noch gering sein konnte. Eigentliche Vorlesungen hielt er gar nicht mehr, sondern leitete nur Unterredungen über praktische Theologie und Führung des Pfarramts (verbunden mit sog. Pastoralübungen), über biblische Abschnitte, Beurtheilungen der Predigtentwürfe und der gehaltenen Predigten und Katechisationen.

Neben ihm stand der zweite Director Propst Schleußner allerdings noch anders da. In Leipzig geboren und gebildet, repräsentierte er in seinen vielgenannten Schriften zur lexicalisch-grammatischen Erklärung der griechischen Bibel, ähnlich auch in seinen Vorträgen, den in Sachsen besonders heimischen philologischen Sammlerfleiß, ohne damit Schärfe der Begriffsbestimmung, Vertiefung in den Geist der biblischen Autoren und Wärme der Darstellung in hervortretendem Grade zu verbinden. In den Jahren 1821 und 22 beschäftigten sich die von ihm geleiteten Uebungen in gelehrter Exegese mit ausgewählten Psalmen und Salomonischen Sprüchen aus dem Alten, und mit den Briefen an die Römer, Galater und Hebräer aus dem Neuen Testamente.

Die eigentliche Seule des Seminars war schon damals wie noch lange nachher der 3. Director und Ephorus D. Heubner, als vierzigjähriger Mann ohnehin den Candidaten näher stehend, aber auch sonst in fast jeder Hinsicht geeignet durch Wort und Vorbild sie zu lehren. In seiner Theologie ein Schüler von K. L. Nitzsch und Reinhard und echter Vertreter der Apologetik, hatte er dem Ernste der damals ebenvergangnen großen Zeit einen Einfluß auf sein Herz gestattet, welcher seine wissenschaftliche Bedeutung noch überwog. Wittenberg hatte den Werth des Mannes so recht kennen gelernt während der bedrängnisvollen Belagerung und Beschießung, welche die von Franzosen besetzte

sächsische Grenzfestung namentlich vom 25. Septbr 1813 bis 13. Januar 1814 durch die preußischen Truppen aushalten mußte. Damals war der Diaconus Heubner mit seinem Amtsgenossen K. J. Nitzsch allein von der Geistlichkeit unter den Belagerten zurückgeblieben, helfend und tröstend in jeder Weise bald auf der Stube in herzlicher Andacht mit denen die ihn aufsuchten, bald in ordentlichem Gottesdienste in den verlassenen Hörsälen, wohin der Weg von den feindlichen Kugeln gekreuzt wurde. So war das Herz des Mannes mit den Wittenbergern, mit denen er nach den bösen auch die guten Tage durchlebt, die Friedens- und Huldigungsfeste gefeiert hatte, derart innig verwachsen, daß selten ein Geistlicher so allgemeine und unbedingte Verehrung von allen Ständen und Altern, von Freunden und selbst von Feinden, die ihn fürchteten, genossen hat, als Heubner in Wittenberg. Er selbst war nicht nur durch jene persönlichen Erfahrungen, sondern auch durch die Lesung der Zinzendorfschen und dann der seit 1817 wieder in Aufnahme gekommenen Lutherschen Schriften über den geringeren Werth der schulmäßigen Theologie sich klarer geworden; dazu kam Befreundung mit hervorragenden Männern aus den neuerweckten Berliner Kreisen. So lag denn die eigentliche wirkende, nährende und zeugende Kraft des Mannes mehr in seinen Predigten als in den Kathedervorträgen, und mehr noch in der ganzen Persönlichkeit, obwol auch seine nach sächsischer Art classischgründliche Gelehrsamkeit warlich nicht unterschätzt werden darf. Der Würtemberger Chr. G. Barth, welcher bald nach jener Zeit Heubner kennen lernte, schreibt über den ersten Eindruck in seinem Tagebuche:

„Ich habe wenige Männer kennen gelernt, die mit solcher tiefen Gelehrsamkeit so viel liebenswürdige Einfalt und Demuth verbinden. Das Herz muß ihm entgegen fliegen. Er hat eine sehr große Bibliothek und hält viel auf die würtembergischen Theologen. — Nachdem wir

bei ihm ein Abendbrot genommen, verbanden wir uns unter Absingung des Liedes „Marter Gottes" u. s. f. zu fester brüderlicher Gemeinschaft für Zeit und Ewigkeit, und beteten miteinander auf den Knien, daß der HErr den Bund segnen wolle. — Ich blieb noch bis 10 Uhr bei Heubner, welcher grade diesen Abend seine Versammlung mit ledigen Handwerkern hatte, die es recht ernstlich meinen; sonst hat er auch eine mit Bürgern. — Er steht als Prediger und Seelsorger in großem Segen."

Was seine Thätigkeit am Seminar anlangt, so stand er als Ephorus, als Leiter der Hausandachten und nächster Berather der Candidaten zu diesen im engsten Verhältnisse; er hatte die Kritik der Predigtentwürfe und Disputatorien zu leiten, las über christliche Topik und vor allem praktische Exegese. Diese umfaßte in den Jahren 1821 und 22 das 1. und 2. Buch Mosis, nebst Stellen aus 5. Mos. und ausgewählten Psalmen; vom N. T. die Evangelien außer Marcus, die Briefe an die Römer, Korinther, Galater, Epheser, Thessalonicher und Hebräer.

Das Zusammenleben der Candidaten war natürlich noch erst in der Entwickelung begriffen. Bei den meisten herschte ein reger Eifer, die dargebotenen Gelegenheiten zur Ausbildung wol zu benutzen, bei manchen auch ein lebhafter Drang, selber zu wirken. Die Vorlesungen sämtlicher Directoren wurden fleißig besucht, und in den Disputatorien u. s. f. sprach man sich frei und offen aus; natürlich traten dabei die verschiedenen Glaubensrichtungen klar und nicht selten schroff einander gegenüber, aber gewiß nicht zum Schaden für die Ausbildung der Seminaristen, denn eben der Gegensatz forderte zur Prüfung, zu rechter tiefrer Begründung der eigenen Ueberzeugung heraus. Natürlich fühlte sich das verhältnismäßig kleine Häuflein bibelgläubiger Candidaten, die „Pietisten", besonders zu Heubner hingezogen und stand zu ihm in einem traulicheren Verhältnisse, so daß sie wol von andern als „Heubners Günstlinge" schel angesehen wurden. Dem theuern Manne ward es nicht ganz leicht, mit andersgesinnten

auf eine gewinnende Weise zu verkehren; aber auch von solchen, die sich von ihm etwas zurückgesetzt glaubten, wurde er (wie oben gesagt) wegen seiner lauteren Frömmigkeit und gewissenhaften Treue verehrt und der gründlichen Gelehrsamkeit wegen geachtet — sicher verließ kaum einer das Seminar, ohne einen Segen von ihm mitzunehmen.

Stier trat in diese Gemeinschaft ein, als er (wie wir sahen) in der Glut der ersten Liebe zum Herrn stand, voll Eifers, für seinen hohen Lebensberuf sich aufs gründlichste vorzubereiten, aber auch mit dem Entschlusse, alles zu meiden, was ihn davon irgend wieder abziehen könnte. Mit der innigsten Freude benutzte und suchte er vor allem jede Gelegenheit, das ihm so theure Wort vom Kreuze, die unter heißen Thränen in ihm geborene felsenfeste Ueberzeugung von dem alleinigen Heile von der Kanzel zu verkündigen — nicht um der äußeren Uebung im Predigen willen, sondern weil es ihn drängte, seinem Herrn neue Seelen zu gewinnen, andre zu retten von dem Verderben, dem er sich so nahe empfunden. Schon am 20. April (Karfreitag) hielt er seine erste Predigt in dem benachbarten Dorfe Pratau in Vertretung des Ortspfarrers, über das Textevangelium und das daraus schlicht entwickelte Thema „Jesu Christi Leiden und Kreuzestod für uns arme Sünder", I. was dessen Ursache, Bedeutung und Zweck sei, II. Anwendung davon auf unsre Herzen. Wir sollen (das ist der Gedankengang) mit Christo sterben und auferstehn, trauern und fröhlich sein, und zwar 1) trauern, 2) auferstehn und fröhlich sein. Die Meisten thun das zu früh, ich will euch sagen, wie und wann. Nur dann haben wir 3) die Erlaubnis zu einem fröhlichen Ostern. — Das Herz machte ihn beredt, so konnte ihn nichts stören, was sonst einen Anfänger irre gemacht haben würde*); die Anwesenheit mehrerer Berliner

*) Eine Gans, die sich durch Nachlässigkeit der berufenen Kirchen-

Freunde, deren Gut in der Nähe lag, mochte seine Freudigkeit erheben, die ihm vor allem aus dem Bewußtsein der Wichtigkeit dieser Feststunde für seine Zuhörer erwuchs. — Man verlangte in Berlin die Handschrift seiner Predigt, und er übersandte sie Tholuck, dieser schrieb ihm darüber u. a. wie folgt: „Hätte ich „doch bei Deiner Predigt sein können, die ich Dinstags (s. ob. S. 159) „vorgelesen habe; still hätte ich mich in eine Ecke gedrückt und „verstohlen meine Thränen geweint. Wol merke ich es Deinen „Worten ab, welche Tugend Dir in der Predigt das höchste ist: „die Einfalt. Ja von Krokodileyern dazu überzugehn, das ist „wol recht schwer." In der That ist die Einfachheit der gedachten Erstlingspredigt ein so hervorstechender und grade bei Stier nach seiner schriftstellerischen Vergangenheit so hoch anzuschlagender, für seine Umwandlung bedeutsamer Vorzug, daß der wörtliche Abdruck derselben im Anhange gerechtfertigt erscheint.

Weder so einfach noch so zum Herzen sprechend war seine zweite, Dinstag den 8. Mai der Seminarpflicht gemäß in der Schloßkirche über 1 Tim. 1, 15 und das Thema „die einfache Hauptsumme der evangelischen Lehre, nach Anleitung eines apostolischen Ausspruchs" gehaltene. In genauem Anschluß an den Text wurde I. der Inhalt dieses Evangeliums betrachtet — nämlich 1) wir sind Sünder, 2) Christus ist gekommen uns selig zu machen, II. die Kraft desselben, nämlich dem Herzen eine über allen Zweifel erhabene Gewißheit zu geben (Text „das ist je gewißlich wahr), III. Unsere Verpflichtung zur Annahme (Text „ein theuer werthes, wörtlich aller Annahme werthes Wort"). Charakteristisch ist in dieser ersten Seminarpredigt das gründliche, allseitige Eindringen in den Text, sogar Zurückgehn in den Grund-

---

wächter unter die Kanzel verirrt hatte, erhob bald nach Beginn der Predigt Flug und Stimme, und wurde mit Mühe beseitigt.

text schon in der Disposition; im allgemeinen aber ist klar, daß die Rücksichtnahme auf die amtliche Beurtheilung des Predigtentwurfes sowie auf die zur nachherigen Recension berufenen Zuhörer die Unbefangenheit in sehr erklärlicher Weise beeinträchtigt hat. Und dieses Verhältnis zwischen den in der Schloßkirche gehaltenen Predigten und den anderen, in denen er Dorfgeistliche oder Diaconen der Stadtkirche mit stetsbereitem Eifer vertrat, blieb im ganzen vorherschend. In der letztgenannten predigte er am 2. Pfingsttage (4. Juni) über 1 Kor. 12, 3, am Trinitatis über Joh. 3, 1—15, am 3. August (Königs Geburtstag) über 1 Petr. 2, 17, in dem obengenannten Pratau zu Cantate über Joh. 16, 5—15, zu Mariä Heimsuchung über den Lobgesang, in der Schloßkirche am 5. nach Trinitatis über 1 Petr. 3, 8—15: Die Gesinnung der allgemeinen Menschenliebe als Pflicht jedes Christen. Daneben noch einige Male in Form der Homilie, selbst mit der für einen Anfänger bemerkenswerthen Kühnheit, nur theilweise oder gar nicht vorher aufzuschreiben, aber gewiß um so eindringlicher. So konnte er Mitte August an seinen Vater schreiben:

„Die Periode, da ich meine Predigten noch zählte, ist nun schon vorbei — doch will ich sie Dir jetzt zum letzten Male noch einmal zählen: 13mal hab' ich bis jetzt gepredigt; besonders in den 6wöchentlichen Hundstagsferien, die mit dieser Woche zu Ende gehen, wurden mir einige von Andern, die verreist waren, übertragen — sonst wären nicht so viel an mich gekommen — und einige auf dem Lande. Die Ferien hab' ich größtentheils allein studierend zugebracht — auch mein Stubengenosse ist verreist, und überhaupt nur 8 vom Seminar anwesend geblieben. Nur zweimal hab' ich einpaartägige kleine Wanderungen in die Umgegend gemacht, damit ich mich nicht versitze. Das erstemal zu einem Landprediger, der aus dem Seminar in die Pfarre gekommen — das andre Mal nach einem großen Amtsdorfe [Klöden], wo ich für den Propst (und ehemal. sächs. Hofprediger in Dresden), der ins Bad gereist, predigte. Hiebei lerne ich denn unterdessen so im Stil-

len alle Verhältnisse meines künftigen Standes kennen, suche im Umgange und Gespräch mit den Bauern ihren Sinn und Lebensweise kennen zu lernen, und mir Erfahrung und Regeln für die Zukunft daraus zu sammeln. — Auch hab' ich als Hülfslehrer im hiesigen Lyceo wöchentlich zwei Religionsstunden in Quarta übernommen, die mir — wie ich glaube, denn gewiß weiß ichs nicht — halbjährig 6 Thlr bringen. Und ich gebe die Stunden mit Lust, auch gern umsonst. Zugleich ist im Werke, daß ich vielleicht den 4ten Diaconus an hiesiger Kirche, dem 14 Dörfer in der Umgegend beigegeben sind, regelmäßig alle 14 Tage mit einer Predigt auf einem dieser Dörfer unterstützen werde — wenigstens hab' ich das Anerbieten gemacht, und es ist nicht abgelehnt worden. So daß mir wenigstens Thätigkeit genug hier aufgehoben ist."

Die hier zuletzt erwähnte Einrichtung, daß Stier (später auch andre Candidaten, die davon erfahren hatten) auf den eingepfarrten, zum Theil allerdings nur wenige Einwohner zählenden Dörfern der Umgegend (Teuchel, Trajun, Dietrichsdorf, u. s. f., so oft irgend möglich Predigten übernahm, um denselben häufiger als sonst die Verkündigung des Wortes zu verschaffen, wirkte nach beiden Seiten segensreich, da er hier ohne jede äußerlich hemmende Schranke dem Herzenszuge folgen und von sich selbst lernen konnte. Die Bauern waren von der Universitätszeit her wol auch Vertretungspredigten von Anfängern, namentlich Studenten, gewohnt; sie empfanden aber bald den tiefgreifenden Unterschied, den sie sich um so weniger mit dem jugendlichen auf kaum 17 Jahre deutenden Aussehn Stiers zusammenreimen konnten. „Nicht wahr, die Predigt hat Ihnen doch wol der Dr. Heubner gemacht?" redete ihn einmal am Schlusse des Gottesdienstes ein alter würdiger Dorfbewohner vertraulich an; und ein andrer, der die Candidaten öfter schon einen Theil des Weges auf seinem Leiterwagen eingeholt hatte, wie es bei schlechtem Wetter unumgänglich war (bisweilen nöthigten die Umstände zur Substitution eines Reitpferdes), meinte auf seine Weise lobend „Ja jetzt kön-

nen wirs uns wol gefallen lassen, aber die Studenten früher waren oft die Fuhre nicht werth.“

Weniger mocht’ es Stier mit den Stunden in der Schule glücken. Der nächste Anstoß dazu war wol eine Einrichtung gewesen, derzufolge der Stadtpfarrer und Superintendt als Ephorus den Unterricht von Zeit zu Zeit besuchen und dabei seit Gründung des Seminars sogar die als „Quinque“ seiner besondern praktischen Unterweisung zugetheilten Candidaten mitbringen durfte — ein Herkommen, dessen Handhabung übrigens von dem damaligen Rector M. Friedemann nie gern gesehen wurde. Das Lyceum nahm vor der Umgestaltung durch Spitzner noch eine ziemlich untergeordnete Stelle ein; nur die drei obersten Klassen hatten ein annähernd gymnasiales Gepräge, die untern dienten zugleich als allgemeine Bürgerschule, und Quarta z. B. mochte damals 80—90 Schüler zählen — eine gewiß für Manche schwer zu lenkende Masse, ganz andrer Zuchtmittel gewohnt als Stier namentlich in Religionsstunden anzuwenden geneigt war. Nur wenige Schüler würdigten seine wiederholte Mahnung, vor allem Vertrauen zu ihm zu fassen, der es herzlich gut mit ihnen meine, in der rechten Weise, und er erkannte wol bald, daß sein Beruf jetzt zunächst ein anderer sei. Doch erinnerten sich jene wenigen, so kurz auch die Dauer seiner Wirksamkeit war, derselben noch in späteren Jahren mit Freuden.

Es versteht sich, daß St. seinen Pflichten als Seminarist in jeder Hinsicht gewissenhaft nachkam, freilich nicht überall mit gleicher innerer Theilnahme. Die Art, wie Heubner die praktische Behandlung der Schrift lehrte, die feinen Bemerkungen, welche er dabei ausstreute, die schlagenden Beziehungen auf den Misbrauch der Bibel von Seiten des Rationalismus, berührten durchweg eine gleichgestimmte Saite in ihm, obwol er sich natürlich nicht scheute, in den seltneren Fällen, wo er durch eigenes

exegetisches Studium ein anderes Ergebnis gewonnen zu haben glaubte, dieß offen zu verteidigen, und wo er nicht überzeugt wurde, auch dem älteren Lehrer gegenüber festzuhalten. Weit schwerer wurde ihm die Theilnahme an den Schleußnerschen Vorlesungen und Uebungen, insbesondere wegen des ausschließlichen Gebrauches der lateinischen Sprache, theils weil er den meist sächsisch geschulten Brüdern gegenüber in Folge seiner mangelhaften Vorbildung (vgl. ob. S. 22) hierin nachstand, theils namentlich weil nach seiner ganzen Herzensstellung zur Bibel das Reden über religiöse Dinge in einer andern als der Muttersprache ihm widerstrebte. Mehr noch widerwärtig war ihm, je näher er sie nun kennen lernte, jene durch Reinhard repräsentierte Richtung eines sogenannten „rationalen Supranaturalismus", die ängstlich mit der Bibel vom Standpunkte der modernen Zeit aus zu capitulieren suchte, jene „sächsische Theologie", wie er sie gern nannte, die ja im großen und ganzen auch die des ehrwürdigen Nitzsch war und selbst bei Heubner noch vielfach als ursprüngliche wissenschaftliche Grundlage durchschimmerte. Es ging hier Stier wie es früher seinem Freunde Sander, als dieser noch studierte, in den Leipziger Hörsälen gegangen war (vgl. dessen Leben von Krummacher S. 11): auf dem eigentlich dogmatischen Gebiete traten nicht allzu selten Differenzen zwischen dem jugendlichen Zuhörer und den Lehrern hervor; und es gehörte die ganze Pietät Stiers dem theuern Heubner gegenüber, seine ganze Achtung vor dem alten Vater Nitzsch, dessen liebevolles Herz sich gelegentlich den Seminarmitgliedern in voller Wärme offenbarte, dazu, um die Besprechung jener Abweichungen, welche in sich zu verschließen sein Gewissen ihm verbot, vor Einmischung einer misverständlichen Schärfe, wozu er ja neigte, zu sichern. Wie denn anderseits eben diese seine Lehrer auch sehr bald seinen Werth erkannten und die reine Quelle des etwa erhobenen Widerspruchs

ehrten. Stiers „sofort in die Augen fallende innere Reife, die Klarheit und Sicherheit seines ganzen Wesens, die sich auf der äußern Erscheinung des Jünglings noch sprechender abhob, das gediegene — das in seiner Art fertige und abgerundete aller seiner seminaristischen Leistungen" (wie ein Zeitgenosse Stiers es nennt) hatte ihnen ebenso wenig lange verborgen bleiben können als der eiserne Fleiß, mit dem er daneben seinen Bibelstudien oblag. Der Betrachtung dieser wenden wir uns nunmehr zu.

Stiers Beschäftigung mit der Heiligen Schrift, welche schon im Winter 1819—20 immer eindringlicher geworden war, hatte (wie wir sahen) seit dem 3. Januar 1821 durch die Hinzunahme der Meyerschen Bibelberichtigung eine neue Richtung erhalten. Als er nach Wittenberg kam, war er schon ein fast alle Genossen, ja viele Aeltere überragender Schriftgelehrter im rechten Sinne des Wortes; unermüdlich wurden hier diese Studien auf der einsamen Zelle fortgesetzt, und wenn die Bibliothek derselben sich auch nicht (wie behauptet worden ist) auf das hebräische Alte, das griechische Neue Testament und Luthers deutsche Bibel beschränkte: so ist doch so viel richtig, daß diese drei Bücher nebst J. Fr. v. Meyer sein Hauptrüstzeug bildeten, neben dem er die Commentare fast verschmähte. Er fürchtete alles Ernstes, die Auslegungen Anderer möchten ihn hindern, zur vollen selbständigen Klarheit über den Schriftsinn zu gelangen, und wollte vor allem mit eignen Augen sehen; bei seiner Geistesklarheit und Urtheilsschärfe durfte er es wagen. Etwa ein halbes Jahr nachdem er in die Seminargemeinschaft eingetreten war, begann er einen neuen Plan seiner Studien, da er jetzt das Verhältnis der einzelnen Pflichten zu einander klarer übersah, und genau berechnen konnte, wieviel Zeit er jener seiner Hauptthätigkeit zu widmen vermochte. Zu dieser Muße zu finden, war ja ein Hauptzweck seiner Bewerbung um die Seminarstelle gewesen. Er ließ sich

ein Bibelexemplar in mehreren Quartbänden durchschießen und trug nun alles neben den betreffenden Text ein, was ihm von irgend einer Seite her zur Auslegung oder zur Anwendung desselben zu dienen schien. Ein wesentlicher Gesichtspunkt war ihm dabei schon damals die Berichtigung der Lutherischen Uebersetzung, zu welchem Behufe er außer dem Grundtexte mit v. Meyer auch andre deutsche, französische und englische Bibelwerke durchforscht hatte. Nicht eine Neigung zu vorschneller Kritik Luthers leitete ihn ja dabei, sondern zunächst der lebhafte Wunsch, alle Anstöße wegzuräumen, welche die nach seiner Ueberzeugung unsrer deutschen Bibel gebührende hohe Achtung und ihren segensreichen Gebrauch irgend beeinträchtigen könnten; daher er sich vor allem bemühte, die Aenderungen ganz in Luthers Geist und Sprache zu gestalten, ja wo es ging dessen Text gegen v. Meyers Umgestaltung zu retten. Vielleicht noch während der Seminarzeit legte er sich ein zweites Exemplar (Altarbibel in Großquart oder fast Folio, Basel, deutsche Bibelanstalt, 1821) an, in welches er das Gesammelte großentheils mit unsäglichem Fleiße noch einmal übertrug. Dafür besaß er aber an dem Werke auch für sein ganzes Leben eine Fundgrube wie keiner. Vor allem die Sammlung sorgfältig gesichteter Parallelstellen, durch deren Zugabe er der Meyerschen Bibel später einen so großen noch immer nicht genug geschätzten Werth verlieh, erwuchs ihm daraus; auch bei jeder Predigt brauchte er fortan nur seine Foliobibel aufzuschlagen, um für jene ein reiches und fruchtbares Material zu gewinnen. So war ihm nichts verloren gegangen, was er einmal erarbeitet hatte; den Ertrag aller seiner ihm so rasch von der Hand gehenden Studien hatte er in jener Schatzkammer angesammelt.

Stiers Eintritt in die Brüdergemeinschaft war von nachhaltigen Folgen; der schon vorhandene Gegensatz zwischen der bibelgläubigen Richtung, an deren Spitze F. H. Holz stand,

und der dem Rationalismus oder der Vermittlungstheologie huldigenden wurde verschärft, und jene erstere Partei erhielt an ihm, der bald zu „Heubners Günstlingen" gerechnet wurde, einen neuen Mittelpunkt. Die damaligen Mitglieder zählten fast alle zwischen 20 und 30 Jahr, ein großer Theil derselben hatte die Feldzüge mitgemacht und manche Erfahrung gesammelt, die der Bildung des Charakters zugute gekommen war. Ich nenne aus den älteren Generationen außer Holz noch Herrfahrdt, Peiper, K. L. Römer, E. Fr. Kriele, A. F. Krüger, K. F. Zedelt, J. Chr. Hilgenfeld, J. H. Wiesmann, R. Rothe. Mit Stier zugleich war dann außer dem oben erwähnten K. Bahr sein zehn Jahre älterer Stubengenosse Fr. E. Gründler eingetreten; später kamen dazu Kober, Kritz, J. T. L. Tauscher aus Plossig, Chr. G. Tauscher aus Bochow, T. G. Th. Walther, Chr. von Hoff, Westermeier, Brückner, K. F. Förster, H. E. Brühl. Man empfand bald, daß Stiers Wissen nicht wie sonst gewöhnlich das Ergebnis des Studiums theologischer Compendien, sondern eigener selbstthätiger Schriftforschung war, daß er erst in dieser Rüstung an die Lesung und Beurtheilung der Compendien ging; der tägliche Umgang mit einem solchen in der Schrift lebenden Geiste mußte überaus belebend auf die ganze Gemeinschaft wirken; jederzeit kampfbereit, wo es die Verteidigung biblischer Wahrheiten galt, im traulichen Kreise lebhaft und heiter, oft durch harmlosen, aber nicht ungesalzenen Witz ergötzend, gegen gleichgestimmte liebreich, gegen andre zurückgezogen — zuweilen scharf in der Beurtheilung, bemühte er sich doch, seine natürliche Anlage nach Kräften zu bekämpfen. Er schrieb unterm 2. Juni d. J. an seinen Vater:

„Du wünschest mir Duldsamkeit, l. V., und ich kann Dich versichern, daß ich zum Theil auch deshalb hieher gezogen bin, um diese zu lernen, und daß ich hier tägliche Gelegenheit habe, mich darin zu

üben, auch nichts mehr wünsche, als mir überall, wo es nur noch irgend möglich, Duldsamkeit anzueignen. Denn das erfordert die Liebe Christi. Vielleicht denkst Du an andre, die hie und da den christlichen Glauben mißbrauchten — mit mir soll das mit Gottes Hülfe nicht so sein. Aber Jedem sein Recht und nichts zu weit! Als Prediger diene ich Gott und keinem Menschen, und wenn ich noch Menschen gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht (Gal. 1, 10). Da soll ich die erkannte göttliche Wahrheit im Angesicht des Gottes, der sie mir offenbart hat, bezeugen — da wäre menschliche Rücksicht schwere Sünde. Daß vor mir und neben mir nicht Christenthum gepredigt wird, dafür kann ich nicht; daß neue Predigt auffällt, ist natürlich. Doch sei deshalb unbesorgt, Gott wird mir, wie er es hier bisher gethan hat, auch ferner dazu helfen, daß ich in Demuth und Liebe bleibe gegen Jedermann, und zeige, die Sache sei nicht mein sondern Gottes."

So äußert sich denn einer von Stiers Zeitgenossen mit besonderer Beziehung auf ihn:

„Ach es war eine schöne herliche Zeit, an die ich nur mit innigster Wonne und mit Lob und Dank gegen den Herrn zurückdenken kann. Die wissenschaftlichen Kämpfe, die dort in herzlicher Bruderliebe gekämpft wurden, haben durch die segnende Gnade Gottes für den einzelnen den reichsten Gewinn gehabt. Einer unsrer hervorragenden brüderlichen Genossen in W. war R. Rothe (jetzt in Heidelberg), dessen feiner speculativer philosophischer Geist Stier oft Veranlassung gab, den Reichthum seiner tiefen Schriftkenntniß und sein kritisches Talent an den Tag zu legen. Bei diesem regen und lebendigen Aufeinanderwirken der Geister verging kein Tag, an welchem der einzelne unter uns sich nicht gefördert gefühlt hätte in der Erkenntniß der heilsamen Wahrheit, im Glaubensleben, und in der Liebe und Begeisterung für unsern hochheiligen Beruf."

Heubner hat (wie bezeugt wird) öfter geäußert, einen solchen Exegeten wie Stier habe das Seminar nie gehabt, und ebenso wenig einen solchen philosophischen Kopf wie Rothe. Doch traten sich beide erst im Verlaufe des ersten Halbjahres näher, während mit dem oben erwähnten Gründler von den ersten Tagen an Stier die engste Freundschaft verband. Derselbe war ihm

Ende April vom Baron v. Kottwitz bei willkommnem Besuche in W. als Stubengenosse zugeführt worden, äußerlich freilich durch die als Officier mitgefochtenen Schlachten (er war Ritter des eisernen Kreuzes) und sonstige reichere Erfahrung überlegen, aber zum innigen Anschlusse an den jüngeren Freund geneigt. Darum war es eine männliche Freundschaft; es fehlte nicht an hie und da auftauchenden Meinungsverschiedenheiten, und St. liebte es bei solchen die Sache durch vollständige Abhandlungen zu erschöpfen. Gr. hatte einmal als amtlicher Recensent einer Stierschen Predigt dieser mehrere Vorwürfe gemacht, und wol auch den Beifall des leitenden Directors geerntet; dagegen verteidigte sich der getadelte durch eine ausführliche (natürlich nur privatim übergebene) „Antikritik", aus der folgende charakteristische Stelle hier stehn mag.

„St. soll zu sehr nur aus der Schrift, zu wenig aus dem Leben predigen. Laßt uns zusehen, woher doch diese verschiedenen Lehrweisen kommen. Gr. hat seinen Glauben in einem reichen Kriegsleben voll mannigfacher Menschenerfahrung errungen, in einem längeren auch nicht erfahrungsarmen Leben befestigt. Darum predigt er fürs Leben und aus dem Leben. St. erlebte eine eingekerkerte Papierjugend ohne alle Kindheit, raf'te dann bloß ein Paar Jahre auf gut burschikos in die Welt hinein, durch ein idealisches Traumglas die Welt ansehend, und auch noch Kind bei aller Ueberreife, also eigentlich auch da gar keine wirkliche Lebenserfahrung sammelnd. Dann kam ihm der Glaube auf dem ganz entgegengesetzten Wege als Gründler; nicht in weitumfassenden Lebensbegegnissen, sondern in einem einzigen an sich unbedeutenden rief ihn die Stimme des HErrn. Von Geburt an mehr Verstand als Herz (was er auch wahrscheinlich bis ans Grab bleiben wird, denn die Charaktere sind nun einmal weise von Gott so ausgetheilt) kam ihm die göttliche Wahrheit gleich überwiegend in die Erkenntniß. Ein stilles Jahr fast nur auf die Stube beschränkt, in sich und die Schrift gewiesen, fand er seines Lebens, namentlich seines christlichen Lebens Beruf in Schriftforschung und klarer Durcharbeitung der Glaubenslehre; dieß ist ihm noch jetzt Bedürfniß und Pflicht — er hat den

HErrn darüber befragt, und immer gleiche Antwort dafür erhalten. Er hat also bisher meist nur in die Schrift und kaum ein klein Eckchen ins Leben gesehen. — Ist das nun wohl so gleich gesagt und gethan, wenn Gr. von ihm verlangt, er solle nicht aus der Schrift sondern aus dem Leben predigen? Woher? Ex nihilo. Gib ihm erst Leben, dann wird er schon daraus predigen. Das kann ihm aber nur der l. Gott selber geben — und hats bis dato noch nicht gewollt. Und nehmen soll man sichs doch wohl nicht eigenwillig? — Der Satz, daß „reiche Lebenserfahrung eigentlich erst den rechten Prediger macht", ist ein unbestreitbar wahrer und auch in Stiers Tagebuch nach manchen seiner Predigten doppelt angestrichen zu finden. Aber nun wäre die Frage so zu stellen: Darf ohne eine solche Lebenserfahrung gar nicht gepredigt werden? — — Ueberhaupt geht Stiers Privatüberzeugung dahin: daß in der Bibel aufs allerfeinste, deutlichste und paßlichste für alle Menschenherzen aller Zeiten und Länder gepredigt ist, besser als je ein menschlicher Prediger es machen wird" u. s. f.

Daß Stier dann auch mit Rich. Rothe (allerdings durch das Langnersche Haus ihm weitläufig verwandt) in das engste Verhältnis getreten, mag manchem der jüngeren Leser im Hinblick auf den später so verschiedenen Weg beider Männer auffallend erscheinen; um so mehr scheint es geboten, aus den Aufzeichnungen über jene Zeit, welche der verehrte Freund des Entschlafnen dem Herausgeber freundlichst zur Verfügung gestellt und dieser schon oben hie und da benutzt, mehreres mitzutheilen. Derselbe schreibt u. a.

„Was uns Freunde zusammenführte, war die Gleichheit unsrer religiösen Gesinnung. Wir waren alle einmüthig des aufrichtigen Sinnes, den Frieden des Herzens nirgend sonst wo als bei Christo, bei Ihm aber in voller Fülle finden zu können, und wir standen alle noch in der lieblichen Zeit der ersten Liebe zu Ihm. Aber wir waren zu unserem gemeinsamen Glauben an den Heiland auf sehr verschiedenen Wegen gelangt. — Ich hatte meinen Herrn und Erlöser ohne die Leitung eines bestimmten menschlichen Führers und unabhängig von jeder traditionellen asketischen Methode gefunden, von sehr früh an ohne besondere äußere Anregung innerlich zu ihm hingezogen aus einem sich allmählich immer

tiefer gründenden persönlich sowol als universell menschlichen Bedürfnis. — Es kam mir aber nicht in den Sinn, daß es etwas Ueberlieferungsmäßiges und Statutarisches, überhaupt etwas Conventionelles geben müsse in der christlichen Glaubensdoctrin und in der christlichen Ausgestaltung des Menschenlebens — — um es kurz zu sagen, mein Christenthum hatte eine sehr moderne Art an sich; es hielt sich furchtlos offen für alles, wovon irgend es sich menschlich angesprochen fühlte in Gottes weiter Welt. — Aber hier griff mein Verhältnis zu St. mächtig ein in der entgegengesetzten Richtung. Stier war ein Christ vom alten Schlage, eine edle Mischung oder vielmehr Durchdringung von bibelfester Gläubigkeit des 16. Jahrhunderts und inniger Spenerscher Frömmigkeit, — die Form des Christenthums, welche die Reformation, wie sie zunächst als Kirchenverbesserung auftrat, ausgeboren hatte, paßte ihm individuell auf den Leib wie angegossen. An ihm nahm sie sich wahrhaft stattlich aus, und ich müßte mich in die Seele hinein schämen, wenn sie an ihm mir nicht imponiert hätte. Sie that das bei mir in vollem Maße. Wenn ich das Ganze, das Sichere des persönlichen Christenthums meines Freundes mit dem Unausgestalteten des meinigen verglich: so mußte ich mir ja wol sagen, daß ich von ihm zu lernen habe. Es kostete mich einen nicht leichten Kampf — aber ich gab nicht nach, ich wollte Ernst machen und ein Christ werden wie die andern es waren. Diesen Ernst hat mir Gott auch nicht ungesegnet sein lassen; ihm verdankte ich nachmals die Freudigkeit meines Gewissens, als ich mehrere Jahre später in Rom meiner eigenen Entwicklung überlassen zu der vollkommen klaren Einsicht gelangte, daß ich für meine Person nur als ein moderner Christ christlicher Gesundheit genießen könnte. Diese freudige Zuversicht zu meinem christlichen Wege, die mich seitdem nie wieder verlassen hat, verdanke ich zum guten Theile mittelbar dem lieben Freunde, der mir anderthalb Jahre lang täglich beschämend und erweckend vorgeleuchtet hat mit dem ganzen Ernste und der Sicherheit seiner aufrichtigen altevangelischen Frömmigkeit.

Dieselbe charakteristische Differenz trat überhaupt durchgängig hervor in unserem Verkehr, den wir Tag für Tag mit einander pflogen. Stiers Theologie wurzelte nicht nur in der H. Schrift, sondern sie concentrierte sich auch fast ausschließlich auf sie; auf ihr volleres Verständnis bezog er alles zurück, was er sich nur immer an neuen Kenntnissen und Ein-

sichten erwarb. Christlich und biblisch waren ihm gleichbedeutend, die Bibel war ihm die ganze Welt Gottes. Für diejenigen Zweige der Theologie, die nicht direct auf die Bibel zurückgingen, fehlte ihm ein lebhafteres Interesse, und alles das was man im weiteren Wortsinne unter den Begriff der „modernen Ideen" subsumieren kann, ließ er ruhig zur Seite liegen. Zum Theil that er dieß wol grundsätzlich, um sich die Einfalt in Christo nicht stören zu lassen, und weil er besorgte, sonst in den Steppen des Unglaubens und auf die falschen Höhen eines sich wider Gottes Wort auflehnenden menschlichen Weisheitsdünkels verlockt zu werden, wovon er in einer früheren Periode an sich selbst Erfahrungen gemacht hatte, die ihn bitter schmerzten. Allein der einzige Grund war dieß doch nicht, sondern diese Dinge übten auch keinen tiefer gehenden Reiz auf ihn aus. Im Zusammenhange damit hielt er sich fast ausschließlich an die ältere theologische Literatur; wie er mir denn wiederholt versichert hat, daß er an unsern neuern Erzeugnissen durchaus keinen Geschmack zu gewinnen und aus ihnen keine Frucht zu schöpfen wisse. Namentlich wies er (abgesehn von der oben erwähnten Reinhardschen Vermittlungstheologie) jeden leeren Formalismus, jede steife Schulmethode zumeist auf dem homiletischen und katechetischen Gebiete fast widerwillig von sich. Wenn ich nun auch in diesen Stücken seinen Sinn vollkommen theilte, so ging doch mein wissenschaftlicher Trieb wesentlich nach einer andern Richtung hin, und eine theologische Wissenschaft war mir in anderem Sinne ein persönliches Bedürfnis als ihm — und dabei ist es denn auch nachmals verblieben. — Aber wie ich später jederzeit vor seinen schriftstellerischen Leistungen mit tiefstem Respecte den Hut abgezogen habe: so weiß ich, daß er auch meinem Bischen wissenschaftlicher Schriftstellerei Achtung schenkte, und — was ich ihm innigst Dank wußte und fort und fort Dank weiß — trotz des höchst bedenklichen, das meine Theologie je länger desto mehr in seinen Augen haben mußte, doch nie an meinem persönlichen Christenthum irre geworden ist*). Eine Störung unseres freundschaftlichen Einverständnisses konnte diese durchgreifende Verschiedenheit im Zuschnitt unsrer geistigen Individualitäten schon deshalb nicht nach sich ziehen, weil ich den großen Abstand, der zwischen uns beiden zu meinem Nachtheile stattfand, zu leb-

*) Vgl. z. B. Stiers Bemerkung in den „Reden der Apostel" 2. Auflage S. VIII.

haft empfand. — — Ueberdieß gab es ja dann auch wieder Gegenstände von theilweise wissenschaftlicher Natur, bei denen wir uns in gemeinsamer Vorliebe sympathisch begegneten, wie die ältere hymnologische Literatur, später auch Zinzendorf und die Brüdergemeinde, mit denen ich eine vertrautere Bekanntschaft zuerst eben seiner Anregung verdankte" u. s. w.

Natürlich wollten die drei Freunde, welche einander selbst die innerlichsten Gebetserfahrungen mittheilten, nicht allein bleiben; Stier drang bald darauf, daß man nicht nur nach dem Berliner Vorbilde an wenigstens Einem Abend wöchentlich zu gemeinsamer Erbauung und gegenseitiger Förderung zusammenkommen sondern auch unter den Brüdern alle dazu einlade, von denen die Theilnahme zu erwarten sei. Es konnte nicht fehlen, daß mancher übergangene sich verletzt fühlte, daß man jene Erbauungsversammlungen der „Erweckten", wozu übrigens wol namentlich die ganze Generation von 1821 gehörte, als eine Separation auffaßte, daß dieß alles eine gewisse peinliche Spannung in die seminaristischen Kreise einführte und die volle Offenheit und Vertraulichkeit, welche vorher bei aller Verschiedenheit der Ansichten vorgeherscht hatte, daraus verscheuchte. Daß an jenen Abenden eine Zeit lang des katholischen Sailer Schriften gelesen wurden, stimmte die Gegner nicht günstiger, deren Schärfe nun auch mehr als sonst sowol gegen jene als gegen ihren vermutheten Gönner Heubner hervortrat. Einer der „Pietisten" stand eines Tages mit einem der Andern auf dem Hofe vor dem Lutherhause, dessen Treppentürmchen lauter Fenster in Rhomboidenform zeigt. „Siehst Du die Fenster?" sagte da der nebenstehende zu ihm, „grade so verschoben und verschroben ist Heubners Dogmatik!"

Anderseits war Stiers Ansehn unter den engeren Freunden so groß, daß sie auf seine Anregung hin selbst Entbindung von einer Seminarpflicht, die jenem unrecht und unwürdig erschien,

gemeinschaftlich nachsuchten. Die Sache war diese. Die Candidaten hatten von Zeit zu Zeit um sich zu üben vor dem versammelten Cötus geistliche Reden aus dem Stegreif zu halten, Beichtvermahnungen, Ansprachen am Krankenbette, Anreden an Delinquenten und dergleichen. Dieses „äußere Experimentieren im leeren Luftraum mit geistlichen Thätigkeiten von der allerinnerlichsten Art zum Behufe äußerlicher Einübung," den medicinischen Uebungen am Phantom vergleichbar, widerstrebte dem Sinne Stiers entschieden als ein Attentat auf die innere Wahrheit des religiösen Lebens; und mit gutem Grunde. Anfangs klagte er es nur mehr verstohlen denen die ihm näher standen und fand sie gleicher Ansicht; Renneke schrieb ihm sofort zur Antwort „Schafft doch ja die kindischen Declamierübungen ab, denn wenns erst im Herzen ist, da wirds auch wol ins Ellbogengelenk kommen, wenns nöthig ist." So entschloß er sich denn alsbald, und erbat in eben jenem November, wo er seine Quartbibel begann, für sich und mehrere Genossen von der Seminardirection die Befreiung von jenen Uebungen durch förmliche ausführlich begründete Eingabe. Einige Hauptsätze dieser umfangreichen Abhandlung, welche Stier verfaßte, Rothe ins Reine schrieb und Gründler überreichte, sind folgende:

„Zuvörderst sind wir schon im allgemeinen überzeugt, das christliche Predigtamt sei mit der Person dessen, der es führt, und seiner besondern in ihm lebendigen Ueberzeugung so fest und unauflöslich verbunden, daß alles Zeugnis und jede Rede des Predigers nichts andres sein soll als der unmittelbare freie Ausspruch des in ihm lebendigen Geistes. Und da wir die wahre Bekehrung zu Gott und dem uns von Ihm verordneten Heilande durch Gottes Geist und Kraft für ein von innen anfangendes, den ganzen Menschen erneuendes göttliches Werk halten, aus dem dann allein erst alle christliche Wahrheit in Wort und That hervorgehn kann: so glauben wir auch, daß bei aller Bildung zum Predigtamte die Wirkung dieses lebendigen Glaubens im Herzen voraus-

gehn muß. — Wir wissen aber aus Schrift und Erfahrung, daß Gottes Geist allein zeugen kann und soll, was geistliche Wahrheit ist, und müssen hienach jede andere Ansicht des Predigtamtes, welche die Form ohne das Wesen sich anbilden und ausüben will, für Unrecht halten. Und das Wort der Verkündigung von Christo ist uns so heilig, daß wir schon deshalb da nicht mit einstimmen können, wo es nur als Wort betrachtet und gesprochen wird. — Bei aller Achtung der menschlichen Weisheit und Redekunst, die ja auch dem Geiste Gottes dienen kann, sind wir durch den Willen unsers Herrn und seiner Apostel, wie wir ihn verstehen, darauf gewiesen, bei der Predigt des christlichen Glaubens die mit eignem Willen künstlich gebildete Beredsamkeit, sei es nun die rhetorische oder die körperliche, wenigstens nicht obenan zu stellen, oder gar sie allein daran zu betrachten und davon auszugehn. Wir sind vielmehr überzeugt, daß die freie einfältige Rede, die den in der eignen Seele lebendig erfahrnen Glauben im Namen Gottes gegen andre ausspricht, in schlichter, herzlicher, durch und durch wahrer Aussprechung des eigenen Sinnes — die dem Willen Christi und der Natur des Evangelii am nächsten kommende Art zu predigen sei. — Wir müßten unsre ganze, uns jetzt deutlich gewonnene Ueberzeugung von dem Wesen unsers Glaubens und unsre Ansicht von der Bedeutung des Amtes, dem wir uns also widmen, verleugnen und für jetzt gradezu gegen unser Gewissen handeln, wenn wir uns je erlaubten, irgend etwas, das dieses Predigtamtes ist, bloß der Form nach zu betrachten oder selbst nur als Form auszuüben. Da nun in den hier stattfindenden „Pastoralübungen" nicht auf den Grund des Herzens und Lebens Rücksicht genommen werden kann, sondern nur das Wort als äußerliches Wort betrachtet werden darf —, wir aber diese Ansicht und Behandlung der heiligen Sache des Predigtamtes für Unrecht und der Würde dessen, wovon hier die Rede ist, zuwider zu halten uns gedrungen fühlen: so bleibt uns nichts anderes übrig, als dieß hiemit zur Lösung unseres Gewissens zu erklären und um Freisprechung von der Theilnahme an denjenigen Uebungen zu bitten, wo diese Ansicht bestimmt hervortritt und unsre thätige Mitwirkung und Theilnahme daran nur Einwilligung in dieselben sein könnte."

Dieser Voranstellung des allgemeinen Grundes folgt nun eine auf die einzelnen Gegenstände der Uebungen eingehende Ausführung, aus welcher wir noch folgendes herausheben:

„Wir halten z. B. ferner eine jede Bußvermahnung, die nicht aus wahrem im Herzen lebendigen Gefühl des Wesens der christlichen Buße und Bekehrung, aus dem Beruf, diese oder jene bestimmte Menschen im Namen Gottes wirklich dazu aufzufordern, und aus dem ernsten Willen, dieß durch Christi Kraft kräftig zu thun, und aus herzlicher Liebe zu denen, an die man redet, hervorgegangen, und im lebendigen Gefühl von allem diesem gesprochen wäre — eine jede Bußvermahnung, die nicht so, sondern als ein gelerntes äußeres Wort im künftigen gegeben würde, halten wir nicht bloß für unkräftig, sondern auch für Unrecht. Und das heilige sacramentliche Wort der Sündenerlassung im Namen Gottes als Probe und Uebung auch da, wo es nicht gelten soll, auszusprechen, ist uns in unserem Gewissen Sünde. Jede Vorbereitung zum heil. Abendmahl, nicht wirklich aus Ueberzeugung von der Wichtigkeit dieser heiligsten aller religiösen Handlungen, nicht wirklich zu solchen, die es wirklich genießen wollen, gesprochen, erscheint uns als Entwürdigung des Heiligen. Ja jede Gelegenheitsrede, nicht aus Wahrheit und Ernst des wirklichen Lebens hervorgegangen, sondern mit Erdichtung der dazu auffordernden Gelegenheit zur Probe gesprochen, kommt uns so unstatthaft vor, wie ähnliche Beispiele in andern irdischen, nur irgend ernsten und wahren Dingen — ganz zu geschweigen, daß hier jedes menschliche Bild weit hinter der Sache zurückbleibt, indem bei Predigergeschäften die in ihrer Art einzige Heiligkeit des Gegenstandes grade das größte Gewicht gibt. Um so mehr, da doch wol jeder Prediger, dem es mit dem Glauben ein Ernst ist, welchen er verkündigt, dergleichen äußere Vorübung nicht bedürfen wird, um einst von Gottes Gnade reden zu können. Wer nicht von der Würde dessen, was er sagt, so ergriffen ist, daß sich der herzliche und kräftige äußere Ausdruck hieraus von selber gestaltet, der soll auch nicht lernen, die äußere Form der Würde und Herzlichkeit, oder gar des begeisterten Gefühls willkürlich anzunehmen“ u. s. f.

Uebrigens wurde den Petenten ihre schon früher mündlich angedeutete aber nicht so beachtete Bitte vom D. Nitzsch, so unangenehm und schwerbegreiflich ihm persönlich auch diese Abson=

derung war, nunmehr ohne Schwierigkeit gewährt, während die Uebungen selbst von der Mehrzahl ruhig fortgesetzt wurden.

Fanden jene aber auch innerhalb des Seminars nicht überall die ersehnte Einmüthigkeit im Glauben, so wurde dafür außerhalb die Gemeinschaft christlicher Freunde gesucht, wo sich eine Gelegenheit eröffnete. Zunächst ist hier Emil Krummacher zu nennen, den Stier bis dahin nur im allgemeinen durch Zobers Briefe aus Tübingen als dessen Studiengenossen und Freund kannte. Wir entnehmen dem von ihm selbst im „Evangel. Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen" (1863, S. 43) veröffentlichten Nachrufe folgendes.

„Es brach damals eine neue Zeit an für unsre deutschevangelische Kirche, und wo solche sich näher kennen lernten, die vom Evangelio erfaßt und durchdrungen Christo gern Bahn bereiten mochten in das Christenvolk, da fühlten sie sich durch die heiligsten seligsten Bande als traute Brüder innig verbunden. So erging es mir auch mit Stier und dem ihm so herzlich befreundeten Rothe. Kaum hatten diese beiden vernommen, daß in Coswig (3 Stunden von Wittenberg, Herz. Anhalt-Bernburg) ein junger Prediger angestellt sei, der von ganzem Herzen Christum den Gekreuzigten verkündigte: da kamen diese lieben Brüder herbei, und schon bei diesem ersten Besuche fanden sich unsre Herzen zusammen, so daß wir den innigsten Freundschaftsbund schlossen —. Wir sahen uns nun sehr häufig in Coswig oder in Wittenberg, und niemals geschah dieß ohne reichen Gewinn für Geist und Herz. Mit Freude und Dank erinnere ich mich nicht nur einer Fußreise die wir zusammen machten, sondern vornehmlich der Feier der Neujahrsnacht von 1821 auf 22, die ich mit Stier, Rothe, und dem damaligen Privatdocenten in Berlin A. Tholuck zu Wittenberg feierte. Unter ernsten Gesprächen, gemeinschaftlichem Gesang und Gebet gingen wir aus dem alten in das neue Jahr hinüber. Auch Dr Heubner gehörte mit in unsern Freundschaftsbund, und stellte sich ganz, die Altersverschiedenheit übersehend, als unsern liebevollen treuen Bruder dar. Auch er kam öfter nach Coswig, und ehe er dann Abschied nahm, war es ihm Bedürfnis daß wir gemeinschaftlich auf den Knien zusammen beteten. — Da der ersten

Zeit unsers brüderlichen Verkehrs leistete mir Stier einen wesentlichen exegetischen Dienst. Ich hegte damals gegen das Hohelied und dessen Zugehörigkeit zum Kanon allerlei Zweifel und konnte mich in den Inhalt dieses Büchleins nicht finden. Sofort nahm St. es zur Hand und wandte mehrere Stunden daran, mir die tiefe herliche Bedeutung desselben zu erschließen. Schon 8 Tage nachher übersandte er mir eine ausführliche Abhandlung über das Hohelied"*) u. s. f.

Krummacher fand sich dann sofort veranlaßt „einen langen dogmatischen Brief an seinen Vater (in Bernburg) zu schreiben, und so gut es ging Trinität und Hoheslied gegen ihn zu verteidigen." Ein ander Mal schickte er eine Abhandlung Stiers unmittelbar hin und berichtete dann mit voller Freude „Ueber Deinen dogmatischen Brief nur soviel, daß Du meinem Ätti die Augen geöffnet und ihn von seiner Ketzerei bekehrt hast. Sieh, Deine opera stehen in meinen Händen auf Wucher." — In der Regel kamen die Wittenberger mit Kr. in der herzogl. Jägerwohnung auf dem Purzberge (jetzt Hubertusberg) zusammen, verbrachten den ganzen Tag in traulichem Austausche und kehrten vielfach erfrischt erst am dämmernden Abend heim. Auch andre Zeitgenossen reden von den vielen Fußwanderungen, die Stier mit nie ermattender Rüstigkeit bald zu diesem bald zu jenem christlichen Freunde unternahm, entweder in lebhaftem Gespräche mit einem Begleiter begriffen oder einsam mit wissenschaftlichen Meditationen beschäftigt.

Es versteht sich, daß daneben der briefliche Verkehr mit den Berlinern eifrig fortging, zunächst mit Olshausen, der damals noch mehr im Werden war, und mit Tholuck, der im Herbste jenes Jahres seine dänische Reise unternahm und dann außer-

*) Des Erzählers Angabe, daß diese im 1. Bande der unten zu nennenden „Andeutungen" stehe, ist freilich irrig und vielleicht Verwechslung mit Koheleth.

ordentlicher Professor in Berlin wurde. Dieser theilte ihm mit der größten Offenheit so ziemlich alle seine Erfahrungen mit, sowol aus den erbaulichen Kreisen als die in seinen gelehrten Studien gemachten. Er las grade über die Psalmen, und bereitete sich auf Christologie und Apologetik, biblische Dogmatik und ein hebräisches Analyticum vor. Beide gingen wol schon damals in ihren hermeneutischen Grundsätzen ebenso weit auseinander, als sie in der Liebe und im Glauben eins waren; dennoch hielten sie im Anfang fast eine Art geistiger Gütergemeinschaft. Obwol noch lebend, gestattet der theure Freund Stiers gewiß Mittheilung einiger Stellen aus seinen Briefen von damals:

„Willst Du mir wol von den ersten 10 Kapiteln des Lucas und dem Römerbrief diejenigen treffenden sinnvollen Bemerkungen mittheilen, die Du Dir gesammelt hast? Dagegen will ich Dir in aller Einfalt von gelehrten Bemerkungen mittheilen, was Du etwa wegen Mangel an Hülfsmitteln wünschen möchtest. — Ueber das A. T. benutze ja Heß Schriften; die haben mich zur wahren historischen Ansicht gebracht. — Das sehe ich wirklich ein und verdanke es Deiner Erinnerung, daß, wer einmal Christum lieb hat, lieber zu viel als zu wenig annehmen muß, wenn er irgend kann — sollte es ihm auch noch so dunkel sein. — Ich überzeuge mich auch immer mehr, daß das A. T. mehr enthält als man im ersten Augenblicke wähnt — wolle nur Christus in uns wachsen, so wächst er auch in der Schrift. — Wie Du Dein „zunächst vom Menschen überhaupt, im typischen Sinne von Christo" meinst, verstehe ich nicht. — Zu Doppelsinn kann ich mich nicht verstehen — sonst aber finde ich in den letzten Psalmen mehrere messianische."

„Nun bin ich Dir auf einmal um ein ganz Theil näher gekommen, auch in dem, was die kabbalistische Auslegung betrifft. — So entschloß ich mich auf einmal und konnte mich entschließen, einen Doppelsinn anzuerkennen. Sieh was Du bei mir gewonnen hast!"

„Du wirst doch wol, mein innigst Geliebter, diese Weihnachten herkommen? Was werden wir dann an Erfahrungen gewachsen sein! Was werden wir uns dann von Freundlichkeit und Gnade des Gnädigsten zu sagen haben! Und das sind nur drei Vierteljahr. Wenn wir nun

vielleicht nach drei Decennien uns wieder sehen sollten und dann gegen einander auslegten und austauschten, was Er unterdeß gethan hat: ja dann müßten wir vereint unter tausend Thränen rufen: „Wo Jesus Christus ist der Herr, wirds alle Tage herrlicher" u. s. f.

Diese Weihnachtsreise nach Berlin führte Stier in der That aus und wohnte dort bei seinem Freunde Focke, wo sich denn der traute Kreis von früher (nur Olshausen war nicht mehr da) mehrmals zusammenfand und auch wol die nächste Zukunft ins Auge faßte — wo irgend ein christlicher Lehrer gesucht wurde, dachten die Freunde zunächst an Stier. Dieser war zwar nicht gemeint, das Seminar sobald wieder zu verlassen; er hatte nicht lange vorher erst an seinen Vater geschrieben daß er ernstlich daran denke, sich zu den zwei Jahren noch ein drittes auszubitten; er sei noch zu jung, zu unerfahren; er möchte erst gänzlich sicher, fest und bewährt sein, ehe er ein Amt übernähme, von dem er die höchsten Begriffe habe. „Was ich thue" schrieb er, „will ich recht und ernstlich thun. Zu dem was ich als Vorbereitung zum Amt noch in der wissenschaftlichen Theologie zu treiben gedenke, brauch' ich wenigstens die vollen drei Jahre; als Prediger hab' ich dann zu dergleichen keine Zeit mehr, und darf mir keine dazu erlauben." — Auch äußere Gründe kamen dazu; er fühlte, daß ein noch so junger, gewöhnlich für noch jünger gehaltener Mann kaum sobald das Vertrauen fordern dürfe, das dem Seelsorger unentbehrlich sei.

Das hinderte nun freilich nicht, ihn als Hauslehrer vorzuschlagen; unter mehreren Anfragen der Art verdient wol die von Karl v. Below auf Gatz bei Stolpe, dem ältesten jener drei aus Wangemann (vgl. ob. S. 118) bekannten Brüder, besondere Beachtung. Derselbe schrieb im Januar 1822 an Stier, den ihm Ortmann empfohlen, wie folgt:

„Der HErr Jesus Christus gebe uns Treue bis an den Tod. Amen, Amen. — Mein lieber Bruder in dem HErrn! So darf ich Sie anreden, da mein Heiland seit einigen Jahren durch Seine unendliche Jesusliebe mich in Sein Reich versetzt und ich durch Seine Kraft dem Dienste des Teufels habe entsagen können. Daß Sie auch so rühmen können, weiß ich. Der Lehrer meiner Kinder, Bruder Hugo (Heubner kennt und liebt ihn), will zu Ostern sich examinieren lassen und dann, so der HErr will, ins Amt treten. Auf Anregung des l. Bruder Metger in Stolpe frage ich Sie, ob Sie sich berufen fühlen, jene Stelle zu übernehmen. Drei Knaben, wovon der älteste 12 Jahr alt ist, würde ich Ihnen im allerheiligsten Namen Jesu übergeben können. Das Reich Gottes in dieser Gegend nimmt jetzt fröhlich zu, Sie würden hier viele Brüder finden, doch ich will Sie nicht überreden, sondern um baldige Antwort bitten. Der hochgelobte dreieinige Gott sei mit Ihrem Geiste. Amen. Ihr treuer Bruder in Christo Karl Below."

Stier kannte die Belows aus Tholucks Briefen, der sie für „neue Zinzendorfs im lutherschen Stil" erklärt hatte, vor deren Liebesglut er sich tief in den Staub beuge, wiewol ihm nicht alles an ihnen gefalle. Er war darum vorsichtig genug, ehe er antwortete, bei Metger, bei Focke in Berlin, der kürzlich die Belows besucht hatte, und beim Baron Kottwitz anzufragen. Der letztgenannte erwiderte „So wie ich die Sache in Gatz kenne, so ist sie in diesem Augenblick im Sichtungsproceß begriffen, so daß ich bei aller zärtlichen Liebe für den l. Br. v. Below nicht rathen kann, auf den Ihnen gemachten Antrag einzugehn;" — in der Nachschrift fügte er zwar hinzu „Mein schwaches Urtheil werden Sie sich nicht irren lassen, wenn Sie vom Herrn Freudigkeit erhielten, im Vertrauen auf Seinen Namen alle Bedenklichkeiten zu beseitigen," machte aber Focke noch besonders darauf aufmerksam, daß die Regierung gern kirchliche und politische Schwärmer zusammenwerfe und Stier als früherer Burschenschafter daher mehr als andre auf seiner Hut sein müsse. F. konnte ihm außerdem bestimmte Anzeichen des beginnenden Separatismus mittheilen,

daß die Belows neuerdings selbst das Augsburger Bekenntnis, an dem sie bisher gehalten, für ein fleischliches Machwerk, Kirchen aber, in denen nicht das lautere Evangelium verkündigt würde, für bloße Steinhaufen erklärten und so ein Band nach dem andern lösten, das sie an die Kirche fesselte; er rieth ihm, sein Glaubensbekenntnis hinsichtlich der Separatisten ausführlich darzulegen, und nur unter Bedingung der Annahme desselben sich bereit zu erklären. Metger rieth, so günstig er sich auch über den Glaubensernst der Belows äußerte, aus zwei Gründen ab: einmal weil „Sie mit Ihren Grundsätzen über Separatismus, die auch die meinigen sind, den Herren v. B. zu direct gegenüber stünden, dann aber auch, weil Sie schwerlich zu dem Hauslehrergeschäfte berufen sein möchten.“ Gerade in seiner Anwesenheit war übrigens den genannten Herren der Regierungsbefehl übermacht worden, ihre pietistischen Conventikel einzustellen und die Theilnahme an den Andachten selbst nicht den Hausgenossen geschweige denen des Dorfes zu gestatten.

Stier hatte inzwischen diese Rathschläge nicht alle abgewartet, sondern indem er besonders auf das ihm winkende Feld reicher christlicher Erfahrungen blickte an Hrn v. Below in dem von Focke gerathenen Sinne geschrieben, fest und bestimmt seine kirchliche Ueberzeugung dargelegt, aus der Schrift und dem Augsburger Bekenntnisse sorgfältig begründet, und versprochene Nichtstörung derselben zur ersten Bedingung seines Kommens gemacht. Gleichzeitig hatte er sich noch ein Gutachten von Cand. Hugo und seines Vaters Einwilligung erbeten. Letztere wurde entschieden abgelehnt, das Gutachten Hugos fiel ziemlich unbestimmt und unklar aus, K. v. Below dankte zwar für die Aufrichtigkeit, erklärte aber kurz, daß er bis dahin das Gegentheil von dem gelehrt habe, was St. in seinem Briefe „mit zu vieler Sicherheit“ aufgestellt. Auf eine Widerlegung könne er sich wei=

ter nicht einlassen, sondern bitte ihn im Namen des HErrn folgende Schriftstellen unter brünstigem Gebete zu betrachten, so werde der Heilige Geist ihn in alle Wahrheit leiten: Offb. 2, 18—23. 2 Kor. 6, 14—18. Ephes. 5, 11. Jes. 52, 11. Offenb. 18, 4. 1 Tim. 5, 22. Da er zugleich meldete, Hugos Weggehn sei wieder ungewiß geworden: so war die ganze Frage erledigt, und St. zum zweiten Male vor der Gefahr, in Schwärmerei hineingezogen zu werden, bewahrt. Derselbe äußerte sich brieflich über die ihm empfohlenen Schriftstellen an Focke:

„Du wirst sehen, daß diese Schutzmauern des Separatismus nur leimerne Schutzwehren sind und nach richtigem, aus dem Zusammenhang gründlichen Schriftverständniß gar nicht passen. — Mit den schlimmsten Nachrichten über seinen Ungehorsam gegen die Obrigkeit, weil er „den Namen, in dem allein Heil ist, verkündigen müsse“ — als ob Separatismus dieser Name sei! — kommt B. zuletzt in einer zugleich geschriebenen Nachschrift an.“

Und da er auch mit Breyer dem Gichtelianer um diese Zeit für immer abbrach, fährt er mit Beziehung auf beide Richtungen fort:

„Was bleibt uns da übrig als beten? und auch dazu hab' ich nur selten aufrichtige Freudigkeit, weil mir mein Verstand ja immer gleich mit der Behauptung dazwischen kommt: Der Herr geht ihnen ohne Dein Beten gewiß treu genug nach, und wird sie fassen, wo sie nur irgend sich fassen lassen. Also Ihm wollen wir sie empfehlen und nur immer fragen: Was lern' ich selber daraus? Der schmale Weg zwischen Accommodation und Separatismus hindurch gewinnt durch dergl. Erfahrungen immer genauere Bestimmung, — und das ist ja höchst nützlich und nöthig.“

Noch weniger Mühe kostete es ihn, andere Anträge auszuschlagen, und so war sein ferneres Bleiben in Wittenberg entschieden, und zwar von Ostern 1822 als anerkannter Candidat des Predigtamts, worüber ihm nach Ablauf des das

Examen ersetzenden Probejahres folgendes Zeugnis von den drei Directoren ausgestellt wurde (vgl. ob. S. 144).

„Der stud. theol. Hr E. R. Stier, seit Ostern 1821 ein würdiges Mitglied des hiesigen Predigerseminars, hat während seines Hierseins durch fleißige Theilnahme an allen Uebungen der Anstalt und bei den mit ihm angestellten mündlichen Prüfungen sich der Candidatur des Predigtamts sehr würdig bewiesen. Er weiß sich in der deutschen Sprache mit Gewandtheit und Bestimmtheit, und auch in der lateinischen richtig auszudrücken. Der gelehrten biblischen Exegese des A. T. wie auch der des Neuen hat er sich mit Vorliebe und ausgezeichnetem Erfolg befleißigt, nicht minder der biblischen Glaubens- und Sittenlehre, doch weniger der historischen Theologie. So sind auch seine Predigten, die gern bei der Allgemeinheit des sittlichen Verderbens verweilen, immer biblisch, und obwohl mehrentheils etwas polemisch, doch gemeinfaßlich und herzlich. Von ähnlichen Eigenschaften zeugen seine Catechisationen. — Die Unterzeichneten erklären ihn vermöge der ihnen verliehenen Vollmacht für einen Königlichen Candidaten des Predigtamtes. Wittenberg den 2. April 1822. Das Directorium u. s. f. D. Nitzsch. Schleußner. D. Heubner."

Eines aber sollte Stier noch in Wittenberg finden, wenn auch nur unter schwerem Kampfe, die Brautliebe der jüngsten Tochter des Generalsuperintendten Nitzsch. Am Tage nach jener Karfreitagspredigt 1821 sah er die 23jährige Ernestine zum ersten Male, und es durchzuckte ihn wie ein Wink von oben die Ahnung dessen was sie ihm einst sein werde. Ernestine Nitzsch wird uns aus jener Zeit geschildert als eine Jungfrau, wie sie nach 1 Petri 3, 2—4 sein sollen. Sie hatte eine tiefe christliche Bildung, das Ergebnis ihres Umgangs mit Heubner und andern gleichgestimmten Seelen, gefördert und befestigt durch eigne innerliche Erfahrungen bei häufigem Körperleiden. Früh hatte sie auch mit den christlichen Freunden in Berlin angeknüpft, von denen sie uns schon oben S. 139 erzählte. Ihr ganzes Interesse bezog sich auf die Förderung des Reiches Gottes, dessen Glieder sich damals nach dem lieblichen Vorbilde der Brüdergemeinde, bei aller

Zerstreuung durch die Länder, überall als Geschwister im Herrn empfanden, und auf das Wachsthum des eignen Herzens in der Hingabe an den Herrn; aller Tand der Eitelkeit war ihr fremd, ja sie verschmähte nun auch alle weltliche, selbst sogenannte klassische Lectüre, in der sie von früher her nicht unbewandert war. Sie fand um ihrer stillen Frömmigkeit und ebenso anmuthigen als anspruchlosen Erscheinung willen viele Bewerber, entschiedene Christen und Männer die später in Deutschland genannt worden sind, hatte sich aber, bei natürlicher Abneigung gegen Verheirathung, allmählich ganz in den Gedanken eingelebt, ihre bejahrten und kränklichen Eltern zu pflegen, zumal die sechs älteren Geschwister sämtlich schon vermählt waren. Unter diesen stand die zweite Schwester, Luise, Gattin des obengenannten Diaconus M. Seelfisch, besonders ihrem Herzen nahe und theilte alle ihre Interessen. Den Eltern, sowol dem würdigen Vater als der wenig jüngeren ganz ihrem Berufe lebenden Mutter aus der angesehenen Wernsdorfschen Familie, war, so ungünstig auch beide im ganzen von der pietistischherrnhutischen Richtung dachten, gleichwol diese jüngste Tochter ganz besonders theuer und unentbehrlich geworden. Ernestinen allerdings kostete der Mangel an völliger Uebereinstimmung mit ihren Eltern in dem was ihr das Höchste war manche Thräne, und kaum gelang es einem Verwandten, mit dem sie besonders eifrig echt geschwisterliche Briefe wechselte, dem Gesandtschaftsprediger Schmieder in Rom, sie durch Hinweisung auf den Lebensgang jener darüber allmählich zu beruhigen.

Die Entwicklung des bräutlichen Verhältnisses zwischen St. und E. erstreckte sich ziemlich über die ganze Seminarzeit. Viele Jahre später schrieb er an einen erwachsenen Sohn darüber „Deine sel. Mutter war damals als ich sie fand, in ihr die mir bestimmte vor Gott erkannte, fast drei Jahr älter als ich, beständig krank — die natürlichen Verhältnisse sprachen gar nicht mit,

es war ein geistiges Finden im Herrn. Und doch gingen wir mit Furcht und Zittern daran, Gottes Willen sicher zu erkennen, setzten uns mehr als einmal längere Zeiten der Prüfung im Gebet, meinten sogar einmal zurücktreten zu sollen, bis endlich alles klar sich versiegelte.“

Als er nach Wittenberg kam, hatte er bei Kottwitz und Jänicke schon manches von ihr und ihrem segensreichen Einfluß auf andere gehört; auch Tholuck schrieb ihm wol einmal „Grüße mir Ernestinen, die himmlische stille reine Magd Jesu.“ Aber es währte längere Zeit, ehe er eingehende Gespräche mit ihr haben konnte. — Ernestinen konnte die Veränderung nicht entgehen, welche im Sommer 1821 im Seminare hervortrat; sie schrieb im October u. a.

„Mit dem Seminar komme ich insofern wieder in nähere Berührung, daß ich St. und Gründler zuweilen bei Seelfischs sehe; St. erzählt mir immer gleich, wie es steht, der heilige Geist wird gewiß mit diesen beiden sein, es ist ihnen Ernst mit dem Christenthum, schon ist durch sie Einer sehr umgewandelt. Beide predigen s e h r o f t auf den Dörfern die S. gehören“ u. s. f.

Und einige Wochen später, nachdem sie von der durch die Weihe des Lutherdenkmals neu erregten, ihr persönlich schmerzlichen Feindschaft gegen die Union gesprochen:

„Auch im Seminar ist viel Aufregung: die l. Brüder Gr. St. und „Rothe haben mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber Gott ist „sichtbar mit ihnen. Auch über diese drei muß ich manches schwere „hören. Mir treten sie im Geiste immer näher, auch ohne äußere „Gemeinschaft, und ein Zusammentreffen mit ihnen ist mir Seelen„stärkung; durch diese Werkzeuge sind auch mehrere andre Seminari„sten deutlich vom Geiste angefaßt.“

Sie sahen sich wol am häufigsten an dem Montag Abend, welchen Seelfisch zum besonderen Verkehr mit den Candidaten bestimmt hatte und wo sich manches tief eingehende Gespräch ent-

wickelte; namentlich wenn Ern. zugegen war, wußte diese mit jedem auf die für ihn gemessene Weise zu reden, über seine Predigten und Studien zu sprechen, in zarter Weise auf dieses und jenes aufmerksam zu machen u. s. f. — so daß ihr wol insgeheim von manchen der Scherztitel der „Aebtissin des Klosters" (Kloster sagt man in W. schlechthin für Seminar) gegeben wurde. Immer deutlicher wurde St. sich des Eindrucks und Einflusses bewußt, den ihre schlichten, von eben so tiefer Erkenntnis als Innigkeit zeugenden Aeußerungen auf ihn ausübten, so daß es auch den Freunden nicht verborgen bleiben konnte. An einem Sonntagabend ergriff ein einzelnes Wort in der Andachtsrede Heubners ihn so mächtig, daß er in einen unaufhaltsamen Thränenstrom ausbrach, der vielleicht noch von andern als dem danebensitzenden Freunde bemerkt wurde. In dem Inhalte des Vortrags schien diesem kein bestimmter Anlaß zu solch innerer Bewegung zu liegen; so fragte Rothe, nachdem die übrigen sich entfernt, den noch immer weinenden nach der Ursache. Da gestand ihm St. die tiefe Neigung, die ihn ergriffen, und den Kampf, den es ihm koste, um ihrer Meister zu werden, da er noch keine Gewißheit darüber habe finden können, daß sein Herr sie genehmige. Mit der Zeit gewann er diese in demselben Maße, als er Gelegenheit fand, von der völligen Uebereinstimmung in der Liebe zum Herrn sich zu überzeugen. Er fand sogar den Muth und die Pflicht in sich, in brieflicher Fortsetzung einer solchen Unterredung, welcher er viel Förderung für sich entnommen, nun auch thatsächlich seinen Dank durch einen Gegenrath auszusprechen. Die Hauptstellen jenes Schreibens (wol des ersten, das Ernestine von ihm erhielt, freilich nicht das erste das er in schlafloser Nacht versuchte) sind folgende:

„Geliebte Schwester im HErrn! Der heilige Geist und Tröster, der Geist des HErrn Jesu Christi und seines himmlischen Vaters, tröste uns

durch seine Gnadenkraft und leite uns in alle Wahrheit! Amen. — Wir sind als Geschwister im HErrn an einander gewiesen, uns mit und durch einander zu erbauen auf unsern allerheiligsten Glauben. Und ist es ja im Reiche Jesu Grundgesetz, die Seinen durch Gemeinschaft zu segnen. Jedes Zusammensein mit Ihnen ist bis jetzt noch meinem Herzen zum Segen geworden. Wenn nun äußere Verhältnisse uns hindern, uns so zu sehen, uns so offen zu sprechen, wie wir wünschen: so ist auch das des Heilands Wille, den er respectiert haben will. Aber damit verbietet er ja nicht, diese Gemeinschaft auf anderm erlaubten Wege zu ersetzen. Sie verzeihen mir also gewiß, und finden nichts ungewöhnliches darin, wenn ich jetzt meinen längst still gehegten Entschluß Ihnen zu schreiben ausführe. Als ich neulich Abend von Ihnen schied, hatte ich so viel auf dem Herzen zu sagen — doch war Zeit und Ort nicht dazu — und ich nahms wieder zu Hause. Doch lassen Sie mich jetzt in herzlicher Bruderliebe nachholen, was ich damals gesagt hätte.

Sie haben mir einst etwas über meine Predigten erinnert, was mir sehr nützlich wurde — und ich wünschte nur öfter erfahren zu können, worin Sie nicht mit mir einig sind. Die Jünger des HErrn sind ja einander zur liebenden Ermahnung und Ergänzung zugewiesen. Sie verstehen mich auch gewiß, wie ichs meine, wenn ich dieser Pflicht gehorchend Ihnen zu sagen wage, was mir gut und recht scheint, und dabei bitte, Alles nach des HErrn Wort zu prüfen. Sie klagten neulich, l. Schwester! eben darum möcht' ich Ihnen gern Trost geben, so viel ich armer vermag, und auf dem Wege, der mir der richtige scheint. Lassen Sie es mich nur gleich frei aussprechen: ich glaube, Sie klagen zu viel und mit Unrecht. Sie werden sich wundern, wie ich das behaupten könne, es ist auch nur meine Meinung — aber ich stelle mir das alles so zusammen. Könnte es nicht möglich sein, gel. Schw., daß Sie wirklich in Ihrem Herzensgange dem Gefühl zuviel beilegten, ihm ein größeres und weiteres Feld einräumten als ihm von Rechtswegen gebührt? Irre ich, so irre ich mit Freuden. Doch das können Sie ja allein am besten finden und ausmitteln.

Mißverstehen Sie mich nicht, als ob ich in dem Sinne gegen Gefühl und Gefühlsreligion spräche, wie die Welt dagegen spricht, die das Werk Gottes im menschlichen Herzen nicht kennt. Darüber denk' ich verstehen wir uns. Aber es gibt doch auch für den Christen hier ein

Zuviel, so gut wie es ein Zuwenig gibt — es ist doch auch ihm noch möglich, daß er dem scheinbaren und sozusagen sinnlich merkbaren Gefühl mehr einräumt, als ihm gehört, das wäre gegen die menschliche Natur, welche nicht bloß Gefühl sondern auch Erkenntnis, Wille und noch viel anderes ist — es wäre einseitig den HErrn in sich aufnehmen wollen."

Es folgt eine deutlichere Ausführung der Gedanken. Der Spruch Stillings „Sinnliche Gotteserfahrungen sind Blitze in der Nacht — wer im vollen Taglicht wandelt, bedarf ihrer nicht", die Thatsache, daß in der ganzen Bibel sich kein Wort oder Wink findet, das die Empfindung der Nähe Jesu zur Hauptsache machte und darauf seine wirkliche Nähe gründete, die hierin enthaltene Widerlegung der ganzen Lehre der Mystiker von der Verlassung, von den Zuständen, da wir von Trost entblößet und von Gott verlassen seien — werden ihm zur Handhabe klarer Beweisführung, daß sie Unrecht habe, und zur Grundlage der herzlichsten Tröstung. Dann heißt es:

„Wozu ich Ihnen das alles so lang und breit schreibe, l. Schwester? Weil Sie neulich über abwechselnde Zustände des Trostes und der Verlassenheit klagten, und weil ich mir denke, daß dieß vielleicht mit dem so eben gesagten zusammenhängt. —

— Es ist gewiß heilige Pflicht für uns alle, die die Welt als Jünger des HErrn ansehn soll, als Seine Zeugen auf Erden — daß wir der Welt immer nur einen zwar gebührend ernsten, aber doch heitern, fröhlichen und kräftigen Glauben zeigen; das allein kann ihr Muth machen, zu uns überzutreten. Und wenn wir so, in stiller Demuth und Verleugnung, für uns gern zufrieden sind mit allem was Er uns gibt oder nicht gibt — und wenn es uns in der Einsamkeit unbenommen bleibt, unser sich grade arm und gebeugt fühlendes Herz ihm ans Herz zu legen, wie es ist, damit Er es tröste — oder auch gegen Geschwister sich auszusprechen: so müssen wir doch, sobald wir vor der Welt erscheinen, das Angesicht salben und schmücken, wir müssen den HErrn bitten „Meinetwegen hasch' ich nicht nach Trost und Süßigkeit, sondern lasse mir an Deiner Gnade gnügen, die schon zu rechter Zeit in Deiner Schwachheit mächtig werden wird. Aber eben jetzt ist diese rechte

Zeit, wo ich Dich auffordere, mich als Dein begnadigtes, fröhliches Kind vor der Welt zu legitimiren!" Ich hab' es oft erfahren, daß der HErr solches Gebet, wenn es aufrichtig war, unverzüglich erhörte, und mir um andrer willen Friede, Kraft und Segen gab. —

Daß Sie diese meine armen Worte in Liebe aufnehmen, wie sie gemeint sind, bin ich im Voraus gewiß. Wollte Ihnen der HErr etwas durch sie sagen, so wird ers durch Seinen Geist Ihnen schon deutlich machen, mir aber alles das vergeben, was ich als schwaches Werkzeug noch dabei gefehlt haben mag. — Vergessen Sie mehr sich, gel. Schw. — ich weiß daß Sie es dürfen und können, ich weiß daß Sie sich in so fröhlichem Glauben des HErrn zu getrösten das Recht haben — ich weiß auch, daß Sie das, was ich nicht jedem andern so sagen würde, nicht mißverstehen, und nicht etwa denken, daß ich Leichtsinn und Lässigkeit meinen könnte. — Wirken Sie, soviel der HErr in Ihrem Kreise es fügt, in Seinem Namen zur Ausbreitung Seines Reiches in allen den Herzen, denen Sie sich freundlich nähern dürfen. Das thun Sie ja, und seien Sie darin nicht ängstlich, sondern freudig in der Liebe dessen, der es auch billigt: so weit es erlaubt ist, allen alles zu werden, um ihrer ja etliche zu gewinnen. 1 Kor. 9, 22.

Möge der HErr, unser barmherziger Hirt und Heiland, uns immer mehr zu sich ziehen, daß wir zunehmen in allerlei Erkenntniß und Erfahrung, und prüfen mögen, was das Beste sei — möge Er, in dem wir eins sind und einst in jener Ewigkeit uns noch inniger zu fühlen hoffen — möge Er, das Haupt, an dem wir Glieder sind — uns, auch getrennt, im Geiste immer fester einigen, dadurch daß er uns mit Sich vereinigt!"

Antworten Sie mir mündlich oder schriftlich, wie Sie gerade können oder wollen; nur vergeben Sie diesen herzlich gemeinten Brief der innigen Bruderliebe Ihres geringen Br. St.

Ernestinens Antwort half ihm einen gewaltigen Schritt vorwärts in der Klarheit über seine Neigung und Gottes Willen damit, nachdem er lange in sich gekämpft. Nun wagte er (über ein Jahr nach seinem Eintritt ins Seminar, 9. Mai 1822) auch die wirkliche Anfrage an Ernestinen, ob sie im besonderen Sinne die Seinige werden wolle. Der Brief lautet:

„Geliebte Schwester im HErrn!

„Im allerheiligsten Namen des HErrn, unsers allbarmherzigen Heilandes, der uns beide mit Seinem Blut erkauft hat zu Seinem Eigenthume und zur ewigen Seligkeit in Seiner Liebe berufen! Lesen Sie diesen Brief vor Seinem Angesichte, denn so ist er auch geschrieben! Er der Herzenskündiger, der Augen hat wie Feuerflammen, prüfe und erfahre unsre Herzen, und leite uns den allein richtigen Weg Seines ewigen Willens! Amen.

Abermals sprech' ich schriftlich zu Ihnen, weil ich denke, daß es so besser ist. Dießmal aber hab' ich Ihnen ein großes, ernstes Wort zu sagen, das ich Ihnen am Montage mündlich sagen wollte und darum früh im Garten schon Ihrer wartete. Doch der Heiland hats anders geleitet, gewiß war es so besser. — Ich habe lange den HErrn befragt, ob ich reden dürfe, und so lange ich noch fragen mußte, geschwiegen. Nun aber ist mirs mit einemmale vor Ihm klar geworden, daß ich reden darf, ja daß ich es muß, um nicht länger unwahr zu bleiben. Ernestine! — nur dießmal erlaube mir das geschwisterliche Du — ich liebe Dich nicht mehr nur als Schwester — ich wünsche Dich mir für immer verbunden im Namen Dessen, dem wir beide gehören, und „in dem wir uns finden und verstehen" wie Du schriebst. Das ist das große Wort, das ich ganz im Namen Jesu Dir sage. Ich lege eine heilige Frage, die — ich fühl' es unmittelbar — mein ganzes inneres Leben umfaßt und angeht, hiermit in Deine Entscheidung, und harre des göttlichen Willens in dem Deinigen.

Schon von dem erstenmal an, daß ich Dich — bei meiner Ankunft mit Sydow — gesehen, ist Dein Umgang mir ein Einfluß und Segen für meine Heiligung geworden, wie nichts bisher — ich weiß in meinem ganzen Leben keinen äußern Anlaß, in den der HErr grade für mich soviel innere Anregung legen wollen, als Dein Wort, auch nur das Dich-sehen, mich mit Dir in Verbindung denken. Das ist mir damals nicht so klar gewesen, als ich jetzt, mit dem erlangten Aufschluß zurückblickend, es finde. Aber dennoch war es schon so. Ich habe keine Predigt gehalten, ohne durch den Gedanken: daß Du sie vielleicht hören würdest — gehalten und gehoben zu werden. Liebe Schwester! finde hierin nicht Selbsttäuschung oder gar Leidenschaft, die auf irdischem Grunde gewachsen. So wahr der HErr lebt — je mißtrauischer ich darüber gegen mich gewesen, desto klarer ist mir nun auch, daß, was

ür Dich in mir lebt, von Oben stammt. Sind doch die himmlischen Verwebungen der Geisterwelt geheim und wunderbar. Noch als ich meinen Brief über Deine Traurigkeit an Dich schrieb, dachte ich mir Dich nur, wie ich schrieb, — als Schwester in Christo; ich verstand mich selber, und das was längst in mir vorbereitet war, noch nicht. Da kam Deine Antwort, die mir so innig verwandt, so durchaus mich im Innersten ergreifend ins Herz klang — wie sich doch nicht sagen, nur fühlen läßt. Da schriebst Du: der HErr habe gewiß durch diese Briefe eine neue Verbindung zwischen uns im Sinne — Du schriebst: wir wollten uns im Geist die Hände reichen zur Wandrung nach Zion. Diese Worte weckten bei mir den ersten mir selbst bewußten Anklang des Wunsches nach Deinem Besitz. Ich dachte uns zum erstenmal in Verbindung, das Wort im ganzen größten Sinne nehmend — ich dachte uns einander nicht bloß im Geist die Hände reichend zur Pilgerfahrt nach dem Throne des Lammes. Auch der Vers „Wenn ich werd' nach Zion kommen" — von Dir einmal Abends gesungen, war mir sehr ins Herz geklungen. — Und daß ich mich Dir als vor dem HErrn ganz klar und offen darlege, wie Kinder sollen: Wie ja oft in dem wunderlichen menschlichen Wesen in Kleinigkeiten der Keim folgenreicher Entwicklung gelegt wird — die Nachricht, daß hie und da ein leises Gerücht — dergleichen ja in Wittenberg über diesen Punkt unzählige! — uns vereinigt nenne, wurde mir auch mit einmal ein Licht gebender Anlaß, mir meiner Wünsche endlich klar bewußt zu werden.

Seitdem hab' ich gesonnen, gekämpft und gefragt auf vielfache Art. Es liegt in der Natur meines ganzen früheren — ach gar sehr verbildeten und verzerrten Lebensganges, und in meiner ganzen geistigen Eigenthümlichkeit, so viel ich sie zu kennen meine, daß ich in diesem Punkte sehr gegen meines Herzens Täuschungen auf der Hut sein mußte und grade ihm am wenigsten glauben durfte. Darum hab' ich mirs zur ernstesten Pflicht gemacht, den Blick des Geistes von Dir hinweg allein auf den HErrn zu richten — darum hab' ich zuerst der festen Ueberzeugung gelebt: ich müsse überwinden und entsagen — ja auch Tage gehabt, wo alles dem HErrn dahin gegeben und verschwunden war. Aber bei all diesem redlichen Willen, nur des HErrn Willen zu folgen — bei all diesem Gebet zu Ihm um Klarheit und Sieg kehrte immer wieder und mit erneuerter Kraft Dein Bild zurück und trat mir immer näher vor die Seele. Grade aus den heiligsten nur dem Hei-

lande geweihten Stunden und Stimmungen meines Herzens tauchte der alte Wunsch wieder auf — grade vor dem HErrn fand ich stets Dich neben mir — und jedes Zusammensein mit Dir, wenn ich mich auch genug darüber schalt, daß ich nicht unbefangenen Herzens gewesen und den eignen Willen und das eigensüchtige Verlangen in die reine Geschwisterliebe gemengt — war mir dennoch grade für die Heiligung in Christo so segensreich und anregend, wie nichts anderes in aller äußeren Einwirkung. So hab' ich meine Liebe zu Dir nur in der Liebe zum HErrn gewurzelt und gegründet — mit ihr von Ursprung an verschwistert und verflochten gefunden; und jetzt ist mir klar, daß ich Dich mit einer erlaubten, vom HErrn geheiligten Liebe liebe, und daß ich Dir dieß also auch sagen darf, um zu erfahren, ob der allbarmherzige Heiland mir eine unaussprechliche Gnade zugedacht — oder eine ernste Läuterung durch Entsagung aufgelegt — beides zur Förderung meines inneren Menschen.

Eine durch den Tod plötzlich und schmerzlich gebrochene Liebe in irdischem Sinn, aus der alten Geburt, hatte die weckende Glocke zur Neuen Geburt in mir angeschlagen. Nun fand ich, wie alle Richtungen und Bestrebungen des Geistes sich ja in Christo erneuen und verklären — grade durch den Gegensatz der alten Erfahrungen von Anfang meiner Erweckung an ein hohes Ideal von christlicher Braut- und Eheliebe, das sich immer fester stellte für meine Lebenszukunft. Dieß Ideal eines in Christo geschlossenen Liebesbundes, einer über dem Grabe mit völliger Dahingabe alles Irdischen und Eigenen, nur im Namen des HErrn geschlossenen Verbindung zur gegenseitigen Anfassung in der Heiligung, zur gemeinsamen Vorbereitung auf die selige Ewigkeit — dieß Ideal einer christlichen Liebe, da zwei Herzen nichts anders wollen als die himmlische Liebe gegen einander üben aus Gottes Kraft, so ganz und voll sie können, und in ihrer Liebe nur das abschattende Bild der höheren Liebe finden, mit der jedes dem gemeinsamen Heiland anhangen, bräutlich innig anhangen möchte — einer solchen Verbindung, die ganz im übersinnlichen, für die Ewigkeit besteht, die aber Gott nach Seiner Ordnung in die Hülle einer sinnlichen, auch für die Zeit geschlossenen Gemeinschaft niedergelegt, und so, wie alles Menschliche, das Irdische ins Himmlische verklärt hat — dieß Ideal christlicher Braut- und Eheliebe ist jetzt in mir lebendig beim Gedanken an Dich, Ernestine, und ich fühle daß Du in meinem Leben würdest verwirklichen

können, wonach mich, aus heiligem gewiß vom HErrn nicht verworfnen Herzensbedürfniß verlangt. Ich fühle, und habe es grade im Gebete vor dem HErrn fühlen gelernt — daß eine Verbindung mit Dir meiner Heiligung unendlich segensreich werden, ja daß sie gleichsam erst alle Knospen meines innern Menschen zum Blühen bringen und die begonnene Neue Geburt zur göttlichen Liebe völlig auswickeln kann.

Darum hab' ich nun auch Freudigkeit gewonnen, Dir das ganz so, wie es mir ist, offen zu sagen. Freilich fühle ich meine tiefe eigne Unwürdigkeit viel zu sehr, als daß ich nun noch irgend etwas hinzusetzen könnte; aber ich weiß doch auch, daß ich Dich „mit meinem ganzen armen Herzen" liebe, und daß dieser Zug meines Herzens vom HErrn sein kann, daß es möglich ist, Er der unsre Tage von Ewigkeit vorhergesehn, habe uns für einander bestimmt. Oft ist mein Herz thöricht genug, im Rückblick auf unsre ganze Führung bisher mancherlei zu finden, darin ich des HErrn Wege zu unsrer Vereinigung finde — oft möcht' ich ahnend glauben und hoffen, was ich nicht ausdrücklich zu erbitten wage: daß Du mich lieben könnest wie ich Dich liebe. Doch wer bin ich, daß ich nicht eben so still des HErrn Willen anbeten müßte, wenn ich zu kühn mich geirrt? Ich kann also nichts anderes, als — fragen und harren.

Ernestine! was eignes an mir ist, das ist Elend und Sünde durch und durch — auch was nach außen hin ganz anders aussehen möchte. Viel Sünde, viel Sturm und Unfriede ist schon durch meine arme Seele gezogen. Jetzt aber ist mir ja im Blute des Lammes die neue Unschuld und der himmlische Friede geworden, und ich bin des Werkes Gottes in meiner Seele bei aller Schwachheit selig gewiß. Nun ist mir, als würdest Du es fördern und vollenden. Ist Dir auch so, als ob wir für einander wären, einander ergänzen, tragen, fördern und lieben in dem HErrn? Ich habe Christum in Dir erkannt, Du in mir. Kannst Du es auch als Seinen Willen begreifen, daß wir Ihn in einander lieben sollen, daß Gottes Werk in unsern Seelen sich durch unsre Vereinigung im HErrn völlig gestalten und fortführen will? Willst Du eines armen, aber treu nach Liebe ringenden Jüngers Lebensgefährtin sein, und kannst Du glauben, daß auch in Ihm vielleicht der HErr Dich segnen wolle? Er unser Heiland entscheide selber in Dir, und Sein Wille geschehe in Ewigkeit an allen Seinigen! Amen.

Christenehen, ganz auf Christum nur gebaut im heiligsten Sinne,

sind etwas heiliges, darum etwas gar seltenes. Hat uns der HErr darum einander auf dem Lebenswege begegnen, uns verstehen und finden lassen, um sich einst auch durch uns vor der Welt zu verklären — so geschehe was Sein Rath zuvor bedacht! Ich wünsche alles, was ich wünsche, nur insofern und so lang ichs für Seinen Willen halte. Und ist es Sein Wille, so wird Er auch nach Seiner Allmacht alles lenken und fügen, und zu erreichen wissen was Er beschlossen hat.

Die äußern Verhältnisse, in welche die Sache eingeschlossen ist, und die der ernste Christensinn ja auch ganz prosaisch mit in Rechnung nehmen muß, sind so, daß ich deren für Dich wichtigen Ernst ganz fühle — und daß auch sie mir lange eine abmahnende Stimme gewesen. Du wirst gefragt, gel. Schw., ob Du in fernem Lande eines armen litthauischen Evangelisten zu Trost und Gemeinschaft beigesellte Helferin sein willst? Denke ich daran, so bin ich geneigt, selber gegen den Wunsch meines Lebens zu sprechen — doch ich würde Dir wehe thun, wenn ich Dich hier erst noch um strenge Prüfung bäte. Aber ich würde anderseits auch wieder kleingläubig und unchristlich sein, wenn ich da, wo die Stimme im Innern ruft — nur auf äußeres Nebending blicken wollte. Ich denke, auch darüber verstehn wir uns gewiß vollkommen.

In meiner Seele wirds täglich immer klarer, stiller, heiliger, nur durch den Gedanken an Dich — und Deine Liebe würde einen himmlischen Frühling in mir zum Blühen rufen, wovon der irdische nur ein Schattenbild wäre — ich weine Dir entgegen und lege den innigsten Wunsch, den bis jetzt mein Leben gekannt hat, in Deine Hand. — Ich weiß noch nicht, wie diese Zeilen Dir zukommen werden. Wo kann ich Dich sprechen, ungestört allein? Thu mirs zu wissen, wie Du kannst — und kannst und willst Du in den nächsten Tagen schon früher als die andern — gegen 6 Uhr — im Garten sein: so würde ich dort Deiner warten.

Unser allbarmherziger Heiland sende täglich reichlicher Seinen belebenden Geist in unsere Herzen, und leite uns durch ihn in alle Wahrheit und Weisheit! Seine himmlische Liebe erfülle zum ewigen Leben immer völliger Dich, geliebte Schwester, und Deinen Dich in Christo ewig liebenden Rudolf.

Ernestinen war diese Anfrage von einem an Jahren ihr

nachstehenden Jüngling unerwartet, nachdem sie (wie er wissen mußte) selbst reiferen Männern das Ja zu gewähren keine innere Freudigkeit gefunden; aber sie kannte die besondre Gleichstimmung des Fragers, und konnte nicht glauben, daß sie ihn völlig abweisen, den eben zu ihrem eignen Segen begonnenen regen Austausch abbrechen solle. So gewährte sie ihm nach mehrtägiger innerster Prüfung im Gebet für jetzt das Näherrecht eines christlichen Bruders, in der Hoffnung über die endliche Entscheidung mit der Zeit von Gott volle Gewißheit zu erlangen, und schrieb ihm von da ab, ohnehin durch Krankheitszufälle am Ausgehn verhindert, manches wolthuende Briefchen, denen wir diese Sätze entnehmen:

D. 14. Mai. „So viel der Himmel höher ist als die Erde, sind Seine Wege höher als unsre Wege, das laß uns beugend anbetend und getrost bedenken. Alles was Du jetzt glaubst durch mich empfangen zu können, das kann Er Dir überschwänglich und tausendfältig auch auf andre Weise geben, so Er will, darum möge doch ja all unser Wille in dem seinigen aufhören. — Ich weiß freilich wohl, daß die Liebe im Herrn ja der Liebe des Herrn gleicht, weil sie aus ihr quillt, wo keine Spur von eignem Verdienste gilt.“

D. 29. Mai. „Es liegt etwas unendlich seligeres als wir gewöhnlich denken nur in dem einfachen Gefühl, den Willen Gottes zu thun, und ein tief unendlich Grauen, wenn einem das Gegentheil bewußt wird. In unserm tägl. Thun und Leben empfinden wir das freilich noch nicht so, aber wenn der Herr selbst es einem bei wichtigen Fällen dann so recht vor die Seele rückt, da dringts durch und durch.“

D. 14. Juni. „Ich bin auch Dir selbst viel näher gewesen, nachdem ich äußerlich fern war — wie das so oft bei mir ist — wenn ich allein in der Stille oder doch in Umgebung, die meine Seele unberührt läßt, vor dem Heiland bin, habe ich die in Ihm geliebten fester und sicherer.“

D. 2. Juli. „Ueberhaupt hat mich der Herr so gemacht, daß ich das Entbehren und Leiden (obgleich ichs sehr scheue) wenn es da ist, leichter in Ihm tragen kann, und viel mehr fröhlichen Muth zu allem habe, wobei ich mich leidend verhalten kann, als zum thätigen Eingrei-

fen, zum thätigen Fortgang des täglichen Lebens. — Ach ich hätte Lust Dir viel über den Jammer meines Wesens zu klagen, aber es nützt nichts und kann sogar sündlich werden, wenn es so klingt, als wenn man keinen Heiland hätte, als wenn diesem Arzte könnte eine Krankheit zu schwer sein. — Lieber R., wenn so wird die Pilgerfahrt zu Ende sein, und wir so werden zur ewigen Ruhe kommen, zum Frieden, zur Klarheit, wenn der Bräutigam die Braut nun heimholt und ewiglich nicht wieder läßt: wie werden dann so viele Stimmen in uns schweigen, die jetzt noch hin und her schallen, und wird sich alles lösen in Eins."

D. 4. Juli. — Du warst auch recht bei mir, und ich konnte Dich Ihm recht mit mir zugleich hingeben. Ich dachte: ist es doch im Grunde ganz gleichgültig, wie wir diese Straße weiter gehen, ich meine ob getrennt oder vereint u. s. w., wenn wir nur wirklich auf ihr weitergehen. Wenn man reiset, will man ja weiter nichts als zum Ziele kommen.

Was Ern. that, hießen auch die Ihrigen gut: der Vater in seiner eigenthümlichen Art nahm davon kaum Notiz; bestimmter sahen wol Mutter und Schwester voraus, was auch Stiers Freunde ihm wünschten und weißagten, daß aus dieser schwesterlichen Liebe noch die andre werde geboren werden, wenn Gott nicht ganz besondre Gründe zur Versagung habe.

Da trat eine sechswöchentliche Ferienreise Stiers zu Rennecke nach Gerlachsdorf (Girlsdorf) dazwischen, und diese Zeit weiterer Entfernung rückte die Herzen einander noch näher, nicht ohne eine gewisse Läuterung seiner Leidenschaft, wie er selbst vorempfand, da er ihr beim Abschied an Seelfischs Garten das bewegte Wort zurief „Möge der Herr uns neuer zusammen führen!" Er hatte ihr seine handschriftlich vorhandenen Gedichte aus der jüngsten Zeit mitgetheilt, obgleich er meinte, vieles werde ihr wie Buchstabe ohne volle Erfahrung, wie Redensart über stille heilige Dinge klingen; sie gab ihm ihr Tagebuch auf die Reise mit, „damit er daraus sehe, wie arm und elend die gesuchte Braut sei und wie sie nur von Gnade lebe". Diesen theuern

Schatz im Tornister wanderte er aus, und würde die funfzig Meilen bis an das Eulengebirge zu Fuße gemacht haben, wenn ihm nicht R. mit Gefährt bis Löwenberg (Regb. Liegnitz) entgegengekommen wäre. Unmittelbar vor dem jenseitigen Thore des Städtchens ließ er den Wagen aufstellen und schrieb mit Kreide in Lapidarzügen daran „Stiers Gelegenheit nach Girlsdorf", stellte auch einen Posten daneben, weitere Auskunft zu ertheilen, falls ein Fußgänger aufmerksam werden sollte. Es gelang ihm wirklich ihn aufzufangen, wie in der ersten Jugend und Liebe fast alles glückt, aber wie anders noch fand er ihn jetzt im Vollgefühle der erfahrenen Freude. Aufs freundlichste wurde St. von Frau Geh. Finanzräthin von Zezschwitz aufgenommen, deren zwölfjährigen Sohn Woldemar R. unterrichtete, und bald auch ihrer im benachbarten Hernhuterort Gnadenfrei wohnenden fast achtzigjährigen Mutter Frau v. Seidlitz vorgestellt. Wird uns diese, die noch von Zinzendorf aus persönlicher Erinnerung zu erzählen wußte, als eine „heitere kindliche Frau, eine rechte Mutter in Christo" geschildert, deren hernhutisches Witwenhäubchen schon ihre fortdauernde Angehörigkeit zur Brüdergemeine anzeigte: so war ihre Tochter, eine höchst geistreiche, scharfblickende, zarte und feine Dame, obwol in dieser Gemeinschaft erzogen, später nicht eingetreten — der mönchische Zwang hatte auf ihren klaren Geist nur den Einfluß gehabt, daß sie nun vor nichts in der Welt größere Angst hatte als vor dem geringsten äußern Schein ohne innere Wahrheit, vor der Gesetzlichkeit im Christenthume — ja vor allem was die innere Hauptsache nur in äußerer Form suchte. Männlicher Charakter und weibliches Herz waren auf eigenthümliche Weise in ihr verbunden Für Stier war der Verkehr mit beiden Damen und ihren Freundinnen von besonderer Bedeutung, da er die Brüdergemeinde nur im allgemeinen kannte; aber er ist auch später nie ein warmer Freund ihrer Ein=

richtungen geworden, die ihm doch nur Früchte eines edleren Separatismus waren. Niemand, meinte er, habe eine größere Pflicht in seiner kirchlichen Gemeinschaft zu verharren, als derjenige welcher in dem ererbten Acker den köstlichen Schatz gefunden habe; denn er habe ihn eben darum gefunden, um ihn für seine ganze Kirchengemeinschaft nutzbar zu machen. R. nahm eine unbefangnere Stellung zu den Hernhutern ein, gestützt auf Luthers Ausspruch in der „deutschen Messe", wo er den 3ten, zur Zeit noch nicht einführbaren Gottesdienst bezeichnet als Zusammenkunft derer „welche mit Ernst wollen Christen sein und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, auch zum Sacramentsempfang sich besonders versammeln" u. s. f.

Das traute Zusammenleben der Freunde in jenen Wochen blieb beiden unvergeßlich. Den Vormittag unterrichtete R. seine Zöglinge, nämlich Woldemar und einen ihm zur Gesellschaft angenommenen Waisenknaben, dessen Eltern am Lazaretfieber gestorben waren, und St. arbeitete auf seinem Zimmer; Nachmittags aber wandelten die Freunde im Garten, erzählten sich oder lasen etwas; dann wurde unter der „großen Linde" der Kaffee getrunken, oder St. las auch für sich noch eine Weile. In der Kühle zeigte man ihm irgend eine schöne Partie in der Nähe, und nach dem Thee endlich beschloß man den Tag, indem er den Uebrigen etwas vorlas, aus Hasenkamp, J. Fr. v. Meyer, dem Friedensboten u. a. An einem Abende schlug R. dazu die von Clemens herausgegebenen „Auszüge aus Zinzendorfs Reden" vor, und aus Neugierde ging man darauf ein. R. hatte dieß Buch sehr lieb gewonnen, auch an St. schon davon nach W. geschrieben, war aber von diesem immer auf die allein gesunde Kost des Bibelwortes hingewiesen worden, während er doch glaubte, daß grade die (freilich nicht den Text einfach auslegenden) Silberblicke seines Lieblings ihm das Bibelwort näher gebracht hätten als vieles andre,

und ihn auch der tiefe speculative, eben darum aber Stier nicht ansprechende Geist Zinzendorfs sehr anmuthete. Auch Frau v. Z. war keine besondre Verehrerin Zinzendorfs, den damals nur erst wenige als den geistreichsten Theologen deß 18. J. kennen gelernt hatten; bei den meisten, auch ernsten Christen war er anrüchig, namentlich wegen Abweichung von der lutherischen Kirchenlehre und anderer Gründe, die seine Verbannung aus Sachsen herbeigeführt hatten. Man las die Auszüge der Reden über Anfang und Schluß der Bergpredigt, und fand sich angenehm entteuscht. Das sei ja gar nicht zinzendorfisch, meinte man, d. h. gar nicht wie man ihn schildere und sich gewöhnlich vorstelle, vielmehr voll trocknen Verstandes, eine geschlossene Gedankenverbindung bei nachlässiger Form, und dennoch so lichtgebend, so klar und durchaus rechtgläubig über das Verhältnis zwischen der Liebe am Gesetze des Herrn und der Liebe zu Christo. Es gelang den Freunden, welche wol beim Lesen gleich kirchliche Policei zu treiben und heraus zu bekommen suchten, warum die Kirche diesen Mann habe lassen Spießruthen laufen, nur mit sehr geringem Erfolge — vielmehr erkannten sie, wie „die trockne lutherische Gnadenordnung für manche hier auf einmal flüssig geworden, daß sie sich in den Gnadenstrom aufgenommen fühlten, und, obwol darin fortgezogen, doch auf jedem Punkte eine selige Stellung hatten, wo das Herz fußen konnte“ (Rennecke).

Mehr Interesse von vorn herein hatte St. für ein in Gerlachsdorf bei den Morgenandachten gelesenes Buch, die von Ultsch in Gnadenberg herausgegebenen herlichen „Auszüge aus Luthers sämtlichen Schriften, Neudietendorf 1817.“ Man hatte beim Reformationsjubiläum genug zu hören bekommen von Luthers echtdeutschem Stil und seiner Freimüthigkeit; hier zog die Freunde schon das Motto an „O daß Gott wollte, daß mein und aller „Lehrer Auslegung unterginge, und ein jeglicher Christ selbst

„die bloße Schrift und lautere Gotteswort vor sich nähme!“ u. s. f. Diese Worte Luthers machten damals großen Eindruck auf Stier; sein sonst so beredter Mund konnte sich lange nicht darüber aussprechen, sie waren ihm wie die Entdeckung eines Springquells aus seinem eignen Herzen — dann sagte er „diese Selbstverleugnung habe ich bei Luther nicht vermuthet, und doch scheint es ihm ganz Ernst zu sein damit.“ Wir wissen ja, wie ungescheut damals in der lutherischen Kirche die Kritik über die Schrift ihre Stirn zu erheben anfing; des Reformators Verwerfung der Epistel Jakobi als einer „strohernen“ stellte man mit anderen seiner Urtheile in der Einleitungswissenschaft über die heiligen Schriften zusammen, und benutzte sie die Autorität der Schrift zu vernichten. In diesem Falle war St. aber stets bereit gewesen, eher den Luther fahren zu lassen und sich an die Schrift allein zu hängen — um so überraschender war es ihm nun, den Luther selbst dieses Sinnes zu finden, und die aufmerksamen Leser der Stierschen Schriften wissen, daß er jenen Ausspruch nie vergessen hat. — Ein Zusatz Luthers und eines Wortes Weglassung in der deutschen Bibel bekümmerte ihn damals besonders: die berufene Einschiebung des „allein“ Römer 3, 28, wodurch eine Opposition eines Apostels gegen den andern in die Schrift hineingetragen werde, und die Auslassung der Wörtchen noch jetzt in dem Satze Matth. 26, 53 „Meinest Du, daß ich nicht könnte [noch jetzt] meinen Vater bitten?“ Ausführlich bewies er dem Freunde schon damals, wie wichtig und nothwendig diese Worte seien zur Begründung des Ausspruches Christi, daß er Macht habe das Leben zu erhalten und zu lassen, daß die größte Versuchung jetzt vorhanden gewesen, sich dem zu entziehen, der des Todes Gewalt hat. Die Furcht vor dem Tode werde damit völlig gebrochen und erzeuge die Willigkeit ohne Widerstreben das Leben zu lassen und dem Herrn nachzufolgen in der Wiedergeburt.

Die Gottesdienste, welche St. dort kennen lernte, waren verschiedener Natur. Gleich den ersten Sonntag (14. Juli) wanderten beide früh durch Gottes schönen Morgen nach Gnadenfrei, und wohnten hier zunächst der den Brüdergemeinden eigenthümlichen schönen Litanei bei: allgemeines Gebet, abwechselnd vom Lehrer und einfallend aus Einem Munde von der ganzen Gemeinde gesprochen, hie und da mit kurzem Gesange neu belebt. Stier schrieb darüber:

„Ich konnte, so lange ich dabei war, ganz vergessen, was mir freilich hernach wieder drückend aufs Herz fiel, daß auch das sogar bei vielen dort nur Buchstabe ist — mir wurde es Geist und Leben, und ich stimmte recht von Herzen in das stets wiederkehrende: Erhöre uns, lieber Herre Gott! — Und darauf der eigentliche Hauptgottesdienst, den ich alle Sonntage, die ich hier bin — in Gnadenfrei besuchen werde — war mir sehr gesegnet. Der Prediger, ein würdiger alter Mann, sprach mit herzerschütternder Gewalt — wenigstens für mich dießmal — nach dem gestrigen Evang. (Matth. 5, 20) von der höheren Gesetzgebung des Himmelreichs, die, weit über dieser irdischen äußern Ordnung erhaben, nur reine vollkommne Liebe will — die da versiegelt ist mit dem eignen Blute des Gesetzgebers, der uns aus Seinem Tode die umwandelude Kraft der göttlichen Liebe eingießen kann, die dann den innersten Herzensgrund erneut und durchsüßt, und so im Wandel des Gesetzes Erfüllung wird — bis wir droben ausruhen im heil. Sabbath an der Brust der ewigen Liebe, dessen, der uns bis in den Tod geliebt und Sich erkauft hat. Der HErr machte mir das wieder einmal recht zum Leben des Herzens, und als ich mit meinem herzenslieben R. allein war, da konnten wir uns weinend um den Hals fallen — und selig uns geloben und weihen dem Amte, das diese Liebe verkündiget. Der HErr war bei uns, und unser vereinter Seufzer war: Ueberwältige uns zuvor ganz, Du unendliche Liebe, daß wir selbst in Dir nur leben, und dann aus diesem Geiste mit unserm Zeugniß den Seelen auch Gewalt anthun mögen und sie in Deine Seligkeit ziehen und reißen — eh ihre Sünde noch widersprechen kann! — Dann gingen wir zu den stillen Gräbern."

Am 28. predigte St. dort in einer der wenigen evangelischen

Landgemeinden (Girlsdorf selbst hatte, obwol die Einwohner meist lutherisch waren, nur eine kath. Kirche, die Schule ließ Frau v. Z. erst bauen), und bezeichnete diese ganze Zeit als eine für seine innere Entwicklung sehr wichtige. Er schrieb u. a. an Ernestinen:

„So weit kam ich gestern, liebe Schwester, da mußte ich auf und hinaus — und ausklingen lassen. Da hab' ich in einem herrlichen waldigen Felsenthal in der Nähe, einem wahren Naturtempel, eine Stunde der Hingabe an die ewige Liebe unsers Heilandes gefeiert. — Er gab mir Thränen und heilige Beugung des Seelengrundes, und fachte das Feuer der Sehnsucht, Ihm zu dienen durch Ihn, wieder lebendiger an! — Ich hatte nehmlich vorgestern in einer benachbarten Landgemeinde gepredigt, über das Evangelium „Es werden nicht alle, die zu mir HErr HErr sagen“ u. s. f. Immer näher und lebendiger tritt mir das Bild des Amtes vor die Seele — ich bringe von hier eine große Gabe des Himmels mit. Es ist wunderlich mit dem armen Menschen — der Geist wehet wo Er will. Doch daß er oft nur grade da beikommen kann, wo's am unpassendsten scheint, ist freilich nur der böse Wille, der ihm widerstrebet, Schuld daran. So ist mir die ganze Zeit im Seminar über, wo ich doch weit mehr und näheren Anlaß dazu hätte, die Bedeutung meiner Bestimmung nicht so klar geworden, als hier in der Stille. Von hier bring' ich ein ganz neu erwachtes, nun erst bestimmt der Seele zugewachsnes Gefühl dafür mit, was es heiße: einst Prediger Christi sein! In diesem Blicke vorwärts leb' ich hier täglich — und ich hoffs zum HErrn, er soll mir von nun an bleiben. Du wirst ja diesen Winter es schon hegen und pflegen, auch wenn Du's selber nicht weiter weißt und willst. Es ist mir recht merkwürdig damit, zwei sich ganz widersprechende Richtungen sind doch im Glauben versöhnt: Sehnsucht, die alles dazwischenliegende nur so überspringen möchte, mit der ich mich immer schon an den Ordinationstag denke, und dann doch wieder eine Bangigkeit vor der heiligen Pflicht im tiefen Bewußtsein der eignen Schwäche u. s. f.

— — Ich habe seit gestern mit der „gnädigen Frau“ Merkwürdiges gehabt. Sie war mir Sonntags nach der Predigt so gar still und entfremdet — hernach Abends hatte sie gegen N. geäußert, ich wäre ihr doch gar zu lieblos vorgekommen. Du weißt, daß man mir das

in W. oft vorwirst, sogar mein Sprachton soll lieblos sein — Du weißt auch am besten, inwieweit mit Recht. Ach daß sehr viel daran ist, fühl' ich im allgemeinen tief, und bitte mit immer heißerem Drange den HErrn, mir davon zu helfen und mir alles Eigne zu tilgen. Aber ich fühle doch auch, manches wird grade bei mir so geheißen, was nur erlaubter — ja gebotener Wahrheitsernst ist — ich fühl' es auch, grade meine Gabe und Beruf ist, strenge und ernster als andre zu predigen. Das thut grade jetzt Noth, und ich kann doch nichts anders, als der HErr mir gibt. Grade nach dem dringendsten Gebet gewinnt alles doch, so daß ich fühle es ist gegeben, unwiderstehlich mehr eine solche Gestalt. — Und grade bei dieser Predigt hatte ich mich wahrlich gebeugter und eben dadurch gesalbter gefühlt als sonst. Der Text war nun einmal ernst und streng — ich mußte auslegen, was geschrieben steht — mein Eingang wies auf ‚die enge Pforte! Dann griff ich das kirchliche Namenchristenthum scharf an, stellte des Gesetzes Forderung in der vollen Größe hin, die nun einmal erfüllt werden muß, wenn auch nur durch ein gründlich gebrochenes, so erneuertes, ganz dem Erlöser dahingegebenes Herz. Der Schluß wies zur Quelle, und gab den Trost — ich konnte herzlich dringend beten zuletzt, wie noch nie. Und grade nun dieser Vorwurf — das schmerzte mich sehr. Ich las mit Gebet meine Predigt, konnte nichts finden, davon mir nicht klar blieb: das ist Wahrheit, auch vor einer jetzigen Gemeine dringend nöthige Wahrheit. — Nun kam ich gestern Nachmittag in ein langes Gespräch mit Frau v. Z., und je lieber sie mir darin entgegentrat, je näher wir uns wurden und sie sich aufschloß — desto näher ging mirs, sie so verletzt zu haben. — Nicht wahr, theure Schwester, der liebe HErr nimmts liebreich scharf mit mir, und weist mich sehr zur Prüfung?" — —

Auch nach dieser ernsten Prüfung glaubte St. an der Hauptsache des Gesagten festhalten zu müssen, und faßte es zuletzt in die Regel zusammen: „Für alles noch künftige nur streng nach dem Gesetze leben (den „Willen des Vaters thun"), als müßten wir durch seine Erfüllung allein selig werden — bloß fürs vergangne sich dann der Gnade getrösten, und um Gottes willen keine Vergebungsgnade schon vorausnehmen aufs künftige". Eins aber wagte er, um der neuen Freundin zu zeigen, wie sehr

er ihr Vertrauen und ihre Mahnung zu schätzen wisse: er gab ihr, die nun einmal durch R. sein Geheimnis kannte, Ernestinens Tagebuch zu lesen, und rechtfertigte sich vor dieser im nächsten Briefe: „Nicht wahr, Du bist nicht böse? Du sagtest ja beim Abschiede: wem Du's geben willst, dem geb' ichs auch, nun hab' ich Deine Vollmacht angewandt — es ist ja eine Schwesterseele, auch wahrhaftig dem Heiland gehörig.“ Es war seinerseits ein großer Entschluß. An den Abenden seiner Reise hatte er noch nicht gewagt, in dem Buche zu lesen, sondern es wol nur auf den Tisch gelegt und die Hände darüber gefalten. Aber er hatte ihr versprechen müssen es zu lesen, und in Gerlachsdorf nun damit begonnen; R. fragte ihn wol manchmal, wenn er beim Eintritt des Freundes in sein Zimmer eine besonders feierliche Stimmung an ihm bemerkte „Du kommst gewiß von Ernestinens Tagebuch her“, und St. bejahte es mit frohem Kopfnicken. Ganz besonders tief, wie er es erwartet, wurde auch Frau v. Z. durch diese Einblicke in das innerste Seelenleben der fernen Schwester ergriffen, so wenig sie eingehend darüber sprechen mochte.

Noch sind zwei Seiten hervorzuheben, nach welchen hin für St. jene Ferienzeit wichtig wurde; ich meine zunächst sein Bekanntwerden mit den unverfälschten Liedern. Er lernte hier außer dem Brüdergesangbuch, das er zwar schon vom Baron v. Kottwitz her kannte, aber hier noch lieber gewann, seit ihm Frau B. v. Seidlitz ein eignes Exemplar schenkte, und außer Albertini, den Frau v. Z. „ihren Helden“ nannte, noch andre ältere Sammlungen, z. B. die von Burg, kennen, gebrauchte sie fleißig, und schrieb damals in eins derselben „ich will von jetzt an kein Lied mehr machen, bis ich diese Lieder habe verstehen lernen.“ Seit jener Zeit mag ihn das Unwesen mit den verflachenden Veränderungen der Lieder zu drücken angefangen haben, wovon weiter unten die Rede sein wird.

Das Andre war ein lebhafter Gedankenaustausch mit Frau v. Z. über das Verhältnis des Christenthums zur Kunst und sog. schönen Literatur. Dieselbe schätzte unsre Klassiker sehr hoch, erfreute sich an Schiller, Göthe und Shakespere, insbesondere an Jean Pauls und Fr. H. Jacobis Schriften, und fand nichts verderbliches darin, im Schauspiel Kunstgenuß zu suchen. Ueber solche „Adiaphora" dachte nun St. wie wir wissen im Einklang mit seiner Ernestine ganz anders, weil er an sich selbst das Verderbliche jener Dinge tief empfunden hatte, und es kamen Gelegenheiten, wo er seine Ueberzeugung sehr bestimmt aussprechen zu müssen meinte. Sein Schluß war: was mich Jesu nicht näher bringt, bringt mich ferner und ist darum Sünde; und der Christ muß so im ganzen Wandel bekennen, daß er selbst alles das meidet, woraus andre sich eine Gemeinschaft mit ihrer Sünde entnehmen könnten. Sie kam öfter darauf zurück, fand aber zu ihrem Erstaunen die beiden Freunde auch hierin einig. Um an einem Beispiele ihr den ganzen Ernst des Gegensatzes zu zeigen, wie er ihn empfand, versuchte St. damals die später als Anhang seiner Gedichte veröffentlichten Umdichtungen einiger Schillerschen Sachen, unter denen „An die Freude" (St. „durch Trauer zur Freude"), die Worte des Glaubens, „die Worte des Wahns", Licht und Wärme, Pilgrim, Resignation (St. „dennoch Hoffnung"), Ideal und Leben (St. „die Wahrheit im Leben") wol besondre Beachtung verdienen und zum Theil gefunden haben; schrieb sie den Damen sehr sauber auf Briefpapier und erntete von ihnen reiches Lob dafür, ohne daß ihm vollständig gelang, was er damit beabsichtigt hatte.

Die schöne Zeit des Zusammenseins in G. nahte ihrem Ende, nachdem St. noch die große Freude gehabt, unvermuthet in dem nahen Nimptsch mit Vater Kottwitz, der seinen Sohn dort besuchte, zusammenzutreffen. Er sehnte sich wol auch von

ganzem Herzen zurück zum mündlichen Austausch mit seiner Ernestine; allerdings hatte ihm Rothe einen Brief derselben schicken und dabei allerlei Nachrichten vom Seminar melden dürfen, aber die Post machte damals den Weg von W. nach Girlsdorf nicht unter elf Tagen! Rennecke, unter dessen Adresse jener gekommen war, schrieb darüber an Ernestinen: „Ich sollte meinem und Ihrem St. der erwünschte Bote sein, durch den er Ihren Brief erhalten sollte; aber vergebens. Wir waren vom Spaziergange gekommen und ich hatte den auf dem Tische liegenden Brief noch mit keinem Auge gesehen, als er ihn schon selbst ergriff und damit fort auf seine Stube sprang, und nur im Vorbeigehn erfuhr, daß er von Ihnen sei. Ich wünsche Sie wären selbst Zeuge gewesen von seiner Freude, welche hier einmal ganz ihre Tiefe verließ und sich empor auf die Oberfläche machte."

R. wollte ihn bei der Rückreise noch ein Stück Weges begleiten; um so mehr empfanden sie den Drang, an Ort und Stelle in gemeinsamem Abendmahle dem Gefühle der äußern Trennung zum Voraus zu begegnen. Die Freunde meldeten sich beim Pastor Neumann in Diersdorf, der sie sogleich herzlich lieb gewann. Seine Zuneigung zeigte sich übrigens auf eine etwas heroische Art: man ging nach dem Mittagessen in den Pfarrgarten, dessen Kirschbäume zum Brechen voll hingen; weil aber Stier hier gern seiner Leibeslänge eine Spanne zugesetzt hätte, um nicht stets der Liebesdienste seines großgewachsenen Freundes zu bedürfen, holte der Pfarrer ganz im Stillen ein Beil und legte jenem unversehens mit den Worten „das muß ich Ihnen bequemer machen" den jungen Baum, an dem er grade stand, vollständig zu Füßen. Sie wollten es ihm als Unrecht vorstellen; er aber sagte lachend „Wenn ich mein Lebtag keine größere Sünde gethan hätte, dann wollte ich mich über alle Heiligen im Himmel

und auf Erden rühmen, daß ich frömmer sei als sie; essen Sie getrost, das Beil ist noch scharf, wenn dieser nicht zureicht.“ —

Sie durften daraus schließen, daß sie ihm in jeder Hinsicht angenehme Gäste waren. Am nächsten Sonntage stellten sie sich, ohne ihn erst zu besuchen, unter die Beichtenden, und hörten eine herrliche Beichtrede über die Worte „Kommt her zu mir alle“ u. s. w. Zum Tische des Herrn gingen sie wie vordem Arm in Arm und empfingen beim Kelche den Spruch „Nun ich in Dir und Du in mir, die Liebe Christi dringet uns also!“ Stier mußte um so mehr seiner Ernestine gedenken, als ihr Lieblingspsalm (XXIII) nach dem Abendmahle gebetet wurde; er schrieb dann an sie:

„Das soll unser Amtsspruch sein — ich weiß es gewiß, daß mir in Dir die Liebe Christi allein die zwar in der Gemeinde schweigende, doch in der Studierstube desto kräftiger in die Predigt hineinredende Amtsgenossin geben würde. — Was Dir der HErr sagt, das thue Du, und ich verehre Seinen Willen, und segne Dein seliges Einssein mit dem HErrn. — — Mein lieber N. und meine liebe liebe E., Du mein unaussprechlich geliebtes anderes Herz — das sind die Geschwister, die mir der HErr gegeben hat, mich Elenden recht fest einzuklammern in die Gemeinschaft der Seinigen, mich bei Ihm zu erhalten, und mir die Einheit in Seiner Liebe schon hier unmittelbar ins Herz zu legen. Sonst weiß ich unter allen nähern oder fernern Kindern Gottes, mit denen mich mein Leben zusammen gestellt hat auf kurz oder lang, keinen, den ich hiemit vergleichen könnte — so eng, und doch ach wie unendlich groß ist der stille Liebeskreis meines armen, schon hiedurch so beseligten Herzens!“

Auch die Bekanntschaft des Grafen v. Pfeil, die St. an jenem ihm unvergeßlichen Tage machte, war ihm wichtig; sie fuhren dann mit den Damen zurück, und wenige Tage später wurde die Rückreise in der beabsichtigten Weise, wenigstens von Landshut aus ganz zu Fuß, angetreten. Am 9. August feierten die Freunde einen sehr klaren Sonnenaufgang auf der Schneekoppe; es war dafür gesorgt worden, daß sie nicht etwa aus äußern Gründen den Besuch der vielen andern schönen Punkte

des Riesengebirges unterließen. Am 10. besuchte St. seinen Großonkel Friebe in Giersdorf bei Warmbrunn und predigte für ihn; von ihm, seiner greisen Mutter (Frau Räthin Ludwig) und seiner Tochter Ottilie, von dem liebenswürdigen Grafen Reuß in Honsdorf und seiner Nichte der Fürstin Reuß LXIII, von so vielen werthen Christen, die er noch auf dieser Heimreise kennen lernte, wäre noch manches zu schreiben, wenn es der Raum und die Rücksicht auf andres gestattete. An Leib und Seele erfrischt traf er wieder in Wittenberg ein, und fand hier u. a. von einem alten Hallischen, nunmehr bei Wesel als Pfarrer lebenden Freunde (Klönne) eine Anfrage vor, ob er nicht Prediger in Düsselthal werden möchte, der ehemaligen Trappistenabtei, die der Graf v. d. Recke damals zum Rettungshause umwandelte. Es ward St. um so schwerer, abzuschlagen, als er dann seinem eben von Coswig ins Rheinland versetzten Bruder E. Krummacher, und vor allem dem Wupperthale nahe gekommen wäre, aber er konnte damals die rechte Freudigkeit noch nicht gewinnen. Schwer wurde ihm der Abschied von seinem Gründler, welcher das Seminar im Herbst d. J. verließ, nachdem er noch eine schwere Krankheit durchgemacht. Der tiefste Grund derselben war, daß eine ihm theure Cleophea S. ihm ebenso, nur noch bestimmter als Ernestine gegen Stier und ohne die Erlaubnis einer späteren nochmaligen Frage, erklärt hatte, ihre Neigung müsse eine schwesterliche bleiben. Um so näher traten sich die Freunde noch vor der leiblichen Trennung.

Noch zwei kleinere Reisen machte St. vom Seminar aus, ehe auch er es für immer verließ, am 7. October mit Heubner und v. Hoff über Liebenwerda zu Pastor Pötzschke in Mückenberg, und in den Weihnachtstagen über Plossig bei Torgau ebendahin. P. war früher Seminarlehrer in Bunzlau gewesen, nun mit einer nahen Freundin Ernestinens verheiratet, und allen die ihn

näher kannten, überaus theuer. „Er gehört" schrieb Rothe „nach „meinem Gefühl zu den liebenswürdigsten Jüngern des Heilan„des, die ich kenne; sein ganzes Wesen ist ein stilles Zeugnis, „daß er zur Gemeinde derer gehört, die da Gäste und Fremd„linge auf Erden sind; es hat mir an ihm wieder recht klar in „die Seele geleuchtet, daß es nicht (auch im Dienste des HErrn „stehende) seltnere Gaben sind, die den Kindern Gottes ihre Her„lichkeit im Reiche des Vaters geben, sondern einzig und allein „das Maß des Glaubens und der Liebe, das vom HErrn sich „gëben zu lassen sie bei aller Blödigkeit doch gläubig genug gewe„sen sind." Die Herzen waren einander so nahe gekommen, daß St. mit Verlangen den Weihnachtsferien entgegensah, wo er die Reise mit v. Hoff wiederholen konnte. Dießmal hielt er sich unterwegs bei den Eltern seines Freundes Tauscher in Plossig auf und lernte auch dessen liebenswürdige Braut Sophie Deutschmann in Torgau kennen. Besonders hiedurch kam er diesem, der ihm seinerseits wol manchmal als Briefbote zwischen Kloster und Superintendtur gedient hatte, innerlich näher als je; auch seinem Vater, einem alten würdigen Landschullehrer, wurde er werth durch die am 3. Festtage in der Dorfkirche in gewohnter Vertretungsbereitschaft gehaltene Predigt. Denn so schwer es ihm wurde, dem beim Beginn solcher Reisen wol einmal gefaßten Entschlusse gemäß unterwegs mit Unbekannten Gespräche anzuknüpfen und Schriften auszutheilen — wozu er sich bald nicht geschickt fand: so gern übernahm er die kirchliche Verkündigung des Wortes, wo sie ihm nur übertragen wurde, im steten Blick auf den erwählten Evangelistenberuf.

Er hatte erst kurz zuvor in Wittenberg zwei ihm wichtige Predigten gehalten, am 2. Advent Nachm., zur Vorbereitung für eine Judentaufe, über Hebr. 3, 12 — 19 (Prüfung „ob der Glaube an Christum, den wir bekennen, uns ein lebendiger

Glaube sei") und am 20. Decbr eine Catechismuspredigt über das ewige Leben — wie denn natürlich auch seine Seminarthätigkeit in diesem Jahre in der oben geschilderten Weise fortgegangen war. Aber für seine innere Entwicklung war sie längst nicht mehr so wichtig als im Anfang, weder für ihn damals noch für den rückschauenden Betrachter seines Lebens. Seiner selbständigen Natur war auf die Dauer manche Forderung täglich lästiger geworden, so sehr er auch der einmal als solcher erkannten Pflicht sich unterzuordnen bereit war; er mußte sich durch sein gewissenhaftes Privatstudium im ganzen geförderter fühlen als durch manche Vorlesungen, und empfand schon die durch diese verursachte Unterbrechung in jenem um so schmerzlicher, als in der That der Lectionsplan die Zeit ziemlich auffallend zerriß. Der um Neujahr d. J. erfolgte Eintritt eines neuen Docenten von der bekannten sächsischen Richtung brachte darin keine günstige Aenderung.

Daß Stiers Privatstudien übrigens ganz den Charakter der Schriftstellerei annahmen — wer möchte sich darüber bei ihm wundern, dem jede Anregung einer wichtigen Frage sofort Anlaß wurde, sie in erschöpfender Abhandlung sich zu beantworten! Heft auf Heft erwuchs ihm so unter den Händen zum Staunen der Freunde, und wie die Folgezeit lehren wird, nicht als totes Capital, auch nicht bloß über theologische Dinge. Es mochte ursprünglich halber Scherz sein, wenn er gegen R. in vertrauter Stunde äußerte „Das erste Buch, welches ich jetzt nebenher schreiben werde, soll des Inhalts werden, daß ein jeder Candidat eine Braut haben sollte — ich werde den Segen eines christlichen Brautstandes oder vielmehr Bräutigamsstandes darzustellen suchen. Es wird eine neue Art von Roman werden, aber aus der erfahrnen Wirklichkeit geschöpft — es muß ein Weg gebahnt werden dem seelenverderblichen Romanwesen entgegen" u. s. f. — Aber ein nicht unverwandtes Thema beschäftigte ihn damals und zwar

näher kannten, überaus theuer. „Er gehört" schrieb Rothe „nach „meinem Gefühl zu den liebenswürdigsten Jüngern des Heilan„des, die ich kenne; sein ganzes Wesen ist ein stilles Zeugnis, „daß er zur Gemeinde derer gehört, die da Gäste und Fremd„linge auf Erden sind; es hat mir an ihm wieder recht klar in „die Seele geleuchtet, daß es nicht (auch im Dienste des HErrn „stehende) seltnere Gaben sind, die den Kindern Gottes ihre Her„lichkeit im Reiche des Vaters geben, sondern einzig und allein „das Maß des Glaubens und der Liebe, das vom HErrn sich „gēben zu lassen sie bei aller Blödigkeit doch gläubig genug gewe„sen sind." Die Herzen waren einander so nahe gekommen, daß St. mit Verlangen den Weihnachtsferien entgegensah, wo er die Reise mit v. Hoff wiederholen konnte. Dießmal hielt er sich unterwegs bei den Eltern seines Freundes Tauscher in Plossig auf und lernte auch dessen liebenswürdige Braut Sophie Deutschmann in Torgau kennen. Besonders hiedurch kam er diesem, der ihm seinerseits wol manchmal als Briefbote zwischen Kloster und Superintendtur gedient hatte, innerlich näher als je; auch seinem Vater, einem alten würdigen Landschullehrer, wurde er werth durch die am 3. Festtage in der Dorfkirche in gewohnter Vertretungsbereitschaft gehaltene Predigt. Denn so schwer es ihm wurde, dem beim Beginn solcher Reisen wol einmal gefaßten Entschlusse gemäß unterwegs mit Unbekannten Gespräche anzuknüpfen und Schriften auszutheilen — wozu er sich bald nicht geschickt fand: so gern übernahm er die kirchliche Verkündigung des Wortes, wo sie ihm nur übertragen wurde, im steten Blick auf den erwählten Evangelistenberuf.

Er hatte erst kurz zuvor in Wittenberg zwei ihm wichtige Predigten gehalten, am 2. Advent Nachm., zur Vorbereitung für eine Judentaufe, über Hebr. 3, 12—19 (Prüfung „ob der Glaube an Christum, den wir bekennen, uns ein lebendiger

Glaube sei") und am 20. Decbr eine Catechismuspredigt über das ewige Leben — wie denn natürlich auch seine Seminarthätigkeit in diesem Jahre in der oben geschilderten Weise fortgegangen war. Aber für seine innere Entwicklung war sie längst nicht mehr so wichtig als im Anfang, weder für ihn damals noch für den rückschauenden Betrachter seines Lebens. Seiner selbständigen Natur war auf die Dauer manche Forderung täglich lästiger geworden, so sehr er auch der einmal als solcher erkannten Pflicht sich unterzuordnen bereit war; er mußte sich durch sein gewissenhaftes Privatstudium im ganzen geförderter fühlen als durch manche Vorlesungen, und empfand schon die durch diese verursachte Unterbrechung in jenem um so schmerzlicher, als in der That der Lectionsplan die Zeit ziemlich auffallend zerriß. Der um Neujahr d. J. erfolgte Eintritt eines neuen Docenten von der bekannten sächsischen Richtung brachte darin keine günstige Aenderung.

Daß Stiers Privatstudien übrigens ganz den Charakter der Schriftstellerei annahmen — wer möchte sich darüber bei ihm wundern, dem jede Anregung einer wichtigen Frage sofort Anlaß wurde, sie in erschöpfender Abhandlung sich zu beantworten! Heft auf Heft erwuchs ihm so unter den Händen zum Staunen der Freunde, und wie die Folgezeit lehren wird, nicht als totes Capital, auch nicht bloß über theologische Dinge. Es mochte ursprünglich halber Scherz sein, wenn er gegen R. in vertrauter Stunde äußerte „Das erste Buch, welches ich jetzt nebenher schreiben werde, soll des Inhalts werden, daß ein jeder Candidat eine Braut haben sollte — ich werde den Segen eines christlichen Brautstandes oder vielmehr Bräutigamsstandes darzustellen suchen. Es wird eine neue Art von Roman werden, aber aus der erfahrnen Wirklichkeit geschöpft — es muß ein Weg gebahnt werden dem seelenverderblichen Romanwesen entgegen" u. s. f. — Aber ein nicht unverwandtes Thema beschäftigte ihn damals und zwar

besonders in Schlesien sehr ernstlich: eine öffentliche Zurücknahme dessen was er früher geschrieben, gedichtet, herausgegeben als „Rudolf von Fraustadt." Wie er nun darüber dachte, sagt uns seine vom Juni 1822 herrührende Antwort auf einen Brief, den ihm sein oben S. 44 genannter Vetter Wilhelm Stier aus Paris geschrieben, kurz ehe er die in den „Hesperischen Blättern" so schön geschilderte Fußreise nach Rom antrat, und welcher neben der glühendsten Begeisterung für Kunst und Wahrheit die ganze Wärme der alten Freundschaft athmete. In jener Antwort hieß es u. a. wie folgt:

„Sieh als ich damals von Berlin nach Halle ging, war in mir ein stolzes, wüstes, wildes Treiben. Im Grunde des Herzens ein abscheulicher Sünder — es genüge Dir, wenn ich Dir jetzt mit klarer Ueberzeugung sage, daß ichs war — wurde doch das Gewissen beschwichtigt — ich dichtete viel, das Heilige keck zum Dienste der eignen Eitelkeit entweihend, mißbrauchte die von Gott verliehenen Geistesgaben zu keckem Uebermuth, wollte in der Burschenschaft für ein neues besseres Leben wirken, und wußte doch nicht was ich wollte — ging thöricht genug immer von der Voraussetzung der eignen Güte aus, und stand, mit dem tiefen Elend im Herzen, doch vor mir selbst und der Welt in stolzer Scheinwürde da. Aus dieser Zeit sind die Krokodil-Eier, mir jetzt ein trauriges Gewirre von Halbwahrem und Falschem. Nur Ein stilles Himmelsbild stand damals in meiner Seele, trug und hielt mich noch, und war der Quell alles sanfteren und besseren — Paulinens Bild. — — Niemand wußte darum. Da kam die Nachricht von ihrem Tode — das war ein Donnerschlag mitten in den heitersten Frühling, das war das erste gewaltige Zerbrechen meiner rohen Naturkraft. — Wilhelm, damals ging viel in mir vor — ich that den ersten, großen Blick über die Eitelkeit alles Irdischen hinweg ins ernste Jenseit, das uns alle ruft. Und das denkt und fühlt sich vor so einem Grabe wahrer und anders, als man in allen Büchern und Gedichten Mode halber davon schwatzt. O daß ich treu jener ersten Stimme gehorcht hätte! doch der Schlag überwand noch nicht. Ich fiel nach der ersten Betäubung bald wieder zurück, auch in meinem Schmerze gefiel ich mir und kam mir groß vor, bedichtete ihn — die göttliche Wahrheit ging abermals als Klang vor dem harten

Herzen vorüber. Christus stand nun wohl näher dem Blicke als früher — doch auch ihn mengte ich nur unter mein eitles Dichten und Schreiben — aus dieser Zeit sind die „Mähren und Träume". Ich wollte durchaus nicht das eigne Sündenverderben erkennen, mich verleugnen — ich mußte noch tiefer gebeugt und gebrochen werden. Im Sommer 19 war ich zu Haus in Stolpe, machte meinen Eltern durch Sonderlingereien viel unnützen Kummer, entzog mich wohl der Außenwelt, wie ich wähnte, als Christ, doch eigentlich nur als eigensinniger Thor. In mir war ein schwerer heißer Sündenkampf, davon Niemand etwas erfuhr — —. Ich wußte von Allem zu schwatzen, hatte nichts in wahrhaftigem Wesen — von Demuth und Liebe wußte ich wenig, nur zuweilen in stilleren Sehnsuchtsstunden, wo ich nun aber gleich wieder das Sehnen darnach für das Haben selber hielt. Da kam ich wieder nach Berlin, und das war die Neue Geburt. Eine schwere Krankheit — mir Sündenstrafe — stellte nun mich an die Pforte deß Jenseits, dahin P. gegangen. Nun wurde es Ernst, Ernst bis aufs Blut und Leben, Wilhelm! Da erkannte ich mein Nichts, mein grenzenloses Elend; da wurde alles, was Anspruch machen wollte, wie Schlacken abgeschmolzen im heißen Feuer — Gott wurde mir nahe im Gebet, im dringendsten Gebet aus der tiefsten Leibes- und Seelennoth. Nun erkannte ich die ewige Liebe in Christo, vor der alles eitel ist, und der hinfort allein leben und sterben kann, wer sie erkannt hat" u. s. f.

Der hier gebotene Rückblick Stiers auf sein früheres Leben läßt ahnen, wie herbe ihm der Gedanke sein mußte, daß jetzt noch manche Leser an jenen Schriften sich ergötzten, sie für bleibende Meinung des Verfassers hielten, vielleicht gar erst dadurch auf Irrwege geführt würden. Dem meinte er entgegen arbeiten zu müssen. Das Buch sollte den Titel führen „Freundliche Einladung zum Frieden in Christo" oder auch „das Heil in Christo, mit Beziehung auf mancherlei Abwege der Zeit betrachtet von R. St. (R. v. Fr.)"; es sollte mit durchgreifender feinerer Beziehung auf Belletristen ein Erbauungsbuch werden für Leute wie er gewesen war, selbständig für sich zu gebrauchen, ohne ausdrückliche Beziehung auf die Krokodil-Eier, aber doch mit durch-

gängiger innerster Gegensatzbeziehung für jeden, der jenes Büchlein vergleichen konnte und wollte. Namentlich der 1. ausführlichste Abschnitt „Vom natürlichen Verderben" wurde in Gerlachsdorf geschrieben; die Arbeit war ihm so recht Herzenssache, er wollte, wie er an E. schrieb „dann in der natürlichen Sehnsucht, die sich entweder selbst nicht begreift oder nach falschem sucht, das abgezwungene Zeugnis dieses Verderbens nachweisen — und nun durch alle Teuschungen, Ausflüchte und Abwege hindurch, namentlich alle die seines früheren Strebens — Poesie, Kunst, Schriftstellerei, Reformationssucht, Wissenskram, falsche Liebe — an ihnen allen nachweisen, wie sie sämmtlich das Ziel verfehlen und dem Verderben nicht abhelfen — um sich so zum zusammenfassenden Schlusse des Ganzen, zur Darlegung des einzigen Heils in der einfältigen Nachfolge Jesu den Weg zu bahnen." Die Gespräche mit Frau v. Z. waren ihm hiefür natürlich besonders lehrreich gewesen. Doch wurden nur noch folgende Abschnitte ausgearbeitet: II. Die natürliche Sehnsucht, 1. Leichtsinn, 2. Falsche Duldsamkeit, 3. Entschuldigung, vom Leibe hergenommen, 4. Vom Stolz, 5. Falscher Unsterblichkeitstrost — auch dieß erst in zweiter, vielleicht dritter Umarbeitung nach den Winken und Mahnungen einiger Freunde, denen er die Handschrift zur Durchsicht gegeben. Das Uebrige liegt nur als skizzierter Plan vor. Seine Wittenberger Freunde nämlich meinten, ein solcher öffentlicher Widerruf, der auf jene Jugendarbeiten hinweise, sei im Interesse der Sache, die ihm und ihnen heilig war, nicht zu wünschen, und brachten ihn wirklich von seinem Plane ab, obwol jede neue Anführung eines Streckverses von R. v. Fr. im „Morgenblatt" oder sonst wo seine Gewissensbedenken von neuem aufregte. Aber St. vermochte doch unter solchen Umständen den Willen seines Herrn nicht als mit dem seinen übereinstimmend zu erkennen, und unterließ die Arbeit zuletzt ganz.

Mit Ernestine Nitzsch war er inzwischen durch die stete Mittheilung alles dessen was ihn bewegte, durch den Einblick in ihren innern Entwicklungsgang, durch die Gemeinschaft so vieler theuern Freunde und Freundinnen — denn sie ruhte nicht, die ihrem Herzen am nächsten standen, die mußte auch er brieflich oder von Angesicht kennen lernen — in halbbewußtem Fortschritte noch näher gekommen. Er hatte wiederholt gebeten, ihm die stille Ahnung und Hoffnung zu lassen, daß er nach einiger Zeit wiederfragen dürfe, in der festen Zuversicht, daß sein Herr ihm das von selbst geben werde, wenn es die rechte Zeit sei. Der Abend des 23. Octobers war ihnen durch eine herzliche Aussprache im Garten besonders gesegnet; mit der vollen Dankbarkeit für das, was ihre Worte ihm für seine innre Entwicklung gewesen, konnte er ihr doch mit mannhaftem Troste brieflich zureden, die Aengstlichkeit, die allein sie noch zu hemmen schien, in vollem Gottvertrauen aufzugeben. Er durfte ihr von neuem sagen, daß seine Seele (nach seiner Einsicht, die freilich der Herr übersehen könne) für den erwählten köstlichen Beruf eine liebend und anfrischend begleitende Brautseele brauche, und daß sie, auch wenn sie nach Gottes Rath ihm für die Welt eben nur Schwester bleiben sollte, im Herzen doch auf ewig seine Rahel bleiben werde. Noch feierte er den heiligen Weihnachtsabend einsam auf seiner Stube. Aber auf Ernestinens Tischchen lag ein Büchlein in Goldschnitt, in das er ihr seine liebsten Lieder und Sprüche sauber eingetragen hatte. Als sie dann fast den ganzen Januar (1823) hindurch krank war, durfte er ihr fast täglich ein Blättchen senden, oft mit herlichen Liedern, wie sie ihm grade in die Feder strömten — u. a. stammt aus jenen Tagen das „Herr, was wirds für ein Genesen“ u. s. f. Gedichte II, S. 37, aber auch gar manches, das ungedruckt geblieben ist. Und er blieb nicht immer ohne Antwort. Wenn ja etwas, so schmelzte der Briefwechsel jener

Wochen die Herzen zusammen, und lehrte sie einander verstehen bis ins Kleinste. Nur eine Stelle stehe hier aus unzähligen, die es verdienten daneben zu stehen:

25. Januar: — Du meine liebe, vom HErrn täglich neu und immer seliger mir geschenkte Herzenshälfte — wie haben wir uns doch wiederum so ganz verstanden — in allem, im großen und ganzen so lieblich. Du sagtest mal im Garten des Sommers: Nun das kann ja nicht anders sein, wir holens ja bei Einer Quelle. Aber auch im kleinen haben wir uns doch grade beim „Nicht verstehen" so sehr verstanden; und es ist doch ganz prächtig, daß, wenn Jemand ein Gedicht von uns machte, und darin erzählte „Wenn sie sich schrieben, nahmen sie sichs immer einander aus dem Herzen, und wo ein Wort mal für Semida nicht ganz so war, da wars nur das, wobei Cidli die Hand gezuckt hatte;" — nun so würden die Leute sagen „das ist sehr hübsch ausgesonnen und ein recht zartes Bild" — wir aber freuten uns heimlich, und wüßten ja, daß es wirklich so gewesen.

Aber nun hatten sich auch für Ernestinen mehr und mehr die Zeichen erfüllt, die sie bei dem erwartete, der im vollen Sinne der ihre werden sollte. Und ein theurer Verwandter, der tief in ihr Inneres geschaut hatte, schrieb ihr mit Entschiedenheit: „Auch dünkt mich, ich habe noch einen Umstand bemerkt, wodurch dieser sich von allen denen unterscheidet, die bisher um Deine Person warben; jene alle beherschest Du mit dem Geiste, der in Dir ist, diesem aber bist Du unterthan. Ist das wahr und tief begründet, so kannst Du noch zweifeln und schwanken, aber im Himmel ist es entschieden, wenn sein Herz gewiß und sicher ist." Und darüber wieder bestand bei Ernestinen kein Zweifel. Auf einem Bleistiftblättchen, das sie ihm am 16. Januar vom Krankenbette aus sandte, lautete ein Satz als lieblicher Vorbote:

„Wegen des Vor-Satzes (von mir selber gar nicht, im HErrn aber doch sehr geliebter Rudolf) — muß ich Dir sagen, laß es mir nur immer zu! Mir war es bisher so, daß es mir so sehr unwahr vorkam, wenn ich Dich geliebt nannte, weil ich im Gefühl für mich so gar

nichts von Liebe spürte. Nun weiß ich wohl, daß es am Gefühl nicht hängt, und dachte endlich, es müßte doch wohl, ohne daß ichs fühlte, von und vor dem HErrn etwas davon da sein; da erlaubte es mein Gewissen noch so am ersten. Kindisch mag es sein, aber warum hast Du so ein Kind lieb?“

Bald erlaubte ihr das Gewissen mehr: am 10. Februar erhielt er von ihr bei der treuen Schwester das vollbedachte Ja zum Bunde auch für dieses Leben. Die Stier in diesen Stunden sahen, wenn sie ihn auch ein ganzes Leben hindurch gekannt, versichern, nie an ihm wie überhaupt an keinem einen so voll verklärten Blick innerer Seligkeit wahrgenommen zu haben. Zwei Tage später sandte ihm E. ein Blättchen ins Kloster, darin es hieß:

„Mir ists ganz wie Dir, so still und so ganz anders als ich früher gedacht hatte, wenn ich mir die Möglichkeit vorstellte; so ganz still, ach so wie Er immer hier gewandelt ist, so kommt Er auch jetzt zu uns — menschliche Augen um mich her werden gewiß nicht meinen, daß etwas so Großes in mir vorgeht, und doch, liebes liebes Leben, glaube ich gerade in dieser Stille sein Friedenssiegel so deutlich zu spüren, damit Er sich Seine Braut, Dich und mich als Eine Seele zeichnet. — Ach wie ists ganz Sein Werk, wenn ichs Dir so wie ichs sehe auch aus mir herausbezeugen könnte, wie es ein Sieg Seines Geistes in mir ist, der die Natur zu Boden schlägt, was mich jetzt in Deine Arme legt. In meiner Natur war etwas gegen unsre Vereinigung, was ich erst nach und nach immer deutlicher erkannte, und dann immer dringender bitten konnte, wenn Fleischestriebe Seinem ewigen Liebeswillen im Wege wären, sie doch um seines Blutes willen mit seiner Macht zu tödten, da meine Ohnmacht nichts vermochte, und bat immer so recht, daß Ers von innen heraus überwältigen möchte. Wie Ers nun thut und immer seliger thun will, das dringt in mein Herz, wie Er mir den Blick öffnet auf die völlige Verflechtung und Einheit der Brautschaft mit Ihm, dem ewigen Bräutigam unserer Seele, mit unsrer unter einander. — Wie Dein Leben vor mir liegt, so sehe ich überall keinen menschlich leichten Gang, nicht nur wie alle Ihm angehörige das liebe Kreuz auf sich nehmen müssen, sondern wie besonders seine erwählten Zeugen in seine heiligen Fußtapfen zu treten haben. Ach und sollten wir nicht den

heiligen Boden küssen, wo Sein lieber Fuß gegangen ist, wenn er auch von Blut trieft."

So still vermochte St. seine Freude nicht zu tragen; ihm mochte sie jedes Auge ansehen, wenn ihn der leichtbeschwingte Schritt in die altehrwürdige Superintendtur trug, deren so heimlich gelegenen Garten er nun bald nicht mehr von der luftigen Galerie der Stadtkirchtürme mit Sehnsuchtsblick zu betrachten brauchte, den von epheuberankten alten Mauern umschlossenen stillen Garten seiner Ernestine, den eine vielleicht auch dem Leser bekannte Freundin so traulich besungen („Aus den Papieren einer Verborgenen" II, S. 102). Noch freilich war eine große Frage zu thun. Zwar die Einwilligung seiner eignen Eltern besaß St. längst, denn ihnen gegenüber hatte er natürlich so lange nicht schweigen können und sich das Jawort schon gleichzeitig mit der Hochzeit seiner ältesten Schwester Mathilde (12. Novbr) erbeten. Auch Ernestinens Mutter, so gern sie der Tochter Pflege noch lange genossen hätte, setzte deren Glück nicht über die eigne Bequemlichkeit, und schloß deren Erwählten bald wie den eignen Sohn in ihr Herz. Aber es galt noch die förmliche Werbung bei dem Vater, von dessen Eigenheit die Seinen ein schnelles Ja kaum erwarteten. St. wartete eine für seine weitere Zukunft wichtige, wenn auch noch nicht entscheidende Nachricht aus Gumbinnen ab, und nahte dann am 9. März zum ersten Male nicht in Seminargeschäften dem würdigen Greise, der ihn seiner Gewohnheit gemäß im Fußsack am Arbeitstische sitzend empfing. Mit der ihm eignen gemessenen Ruhe, aber ganz im Sinne der guten alten Zeit erwiderte er ihm dann: die Sache sei ihm so gut wie neu; es sei zwar sein Grundsatz, nie seiner Tochter Wahl zu beschränken, auch habe er gegen des Bewerbers Person gar nichts einzuwenden; ebenso fest aber müsse er an seinem Grundsatze festhalten, vor fester Anstellung „dazu man die Frau brauche" in

keine völlige Verlobung und öffentliche Versprechung mit seiner Tochter zu willigen. So niederschlagend dieser Bescheid auch zunächst klang, so gelang es doch Mutter Nitzsch und insbesondre dem jüngsten Sohne des Hauses, Greg. Wilhelm Nitzsch, damals Conrector am Lyceum, mit welchem St. sehr bald innig vertraut wurde, durch dringende Fürsprache zu erwirken, daß dieser Jedermann sagen dürfe, wie es stehe, daß er bei Gelegenheit eines Familienfestes ohne Zwang in eine größere Verwandtengesellschaft mit zugelassen und überhaupt weder in den Besuchen für jetzt noch im Briefwechsel für die kommende Zeit irgend beschränkt wurde.

Acht Tage darauf, an seinem Geburtstage, hielt er die letzte Predigt in W. über Luc. 23, 27—31, und empfing dann das kurze Entlassungszeugnis aus dem Seminar, $7^1/_2$ Jahre nachdem er Vorlesungen zu hören angefangen, wie er selbst bemerkte. Und nun verlebte er noch sechs köstliche Wochen, zuletzt als Tauschers Stubengast, in der Stadt, die ihm die zweite Heimat geworden war, als der zärtlichste und glücklichste Bräutigam, im täglichen trauten Verkehr mit seiner Ernestine und ihrer ganzen Familie. Freund Rennecke hatte ihm einmal in Schlesien verwundert zugerufen „Nein daß Du auch so sanft sein und reden kannst!" — wie verwundert würde er nun erst dreingeschaut haben. So lange als irgend erlaubt schob St. den Scheidetag hinaus; endlich war er doch da, der Maimorgen, an welchem er von der Braut und den ihrigen eine Strecke begleitet die Reise über Berlin nach dem fernen Lande antrat, das nunmehr für ein Jahr die Stätte seines Wirkens werden sollte. Hievon im nächsten Kapitel.

heiligen Boden küssen, wo Sein lieber Fuß gegangen ist, wenn er auch von Blut trieft."

So still vermochte St. seine Freude nicht zu tragen; ihm mochte sie jedes Auge ansehen, wenn ihn der leichtbeschwingte Schritt in die altehrwürdige Superintendtur trug, deren so heimlich gelegenen Garten er nun bald nicht mehr von der luftigen Galerie der Stadtkirchtürme mit Sehnsuchtsblick zu betrachten brauchte, den von epheuberankten alten Mauern umschlossenen stillen Garten seiner Ernestine, den eine vielleicht auch dem Leser bekannte Freundin so traulich besungen („Aus den Papieren einer Verborgenen" II, S. 102). Noch freilich war eine große Frage zu thun. Zwar die Einwilligung seiner eignen Eltern besaß St. längst, denn ihnen gegenüber hatte er natürlich so lange nicht schweigen können und sich das Jawort schon gleichzeitig mit der Hochzeit seiner ältesten Schwester Mathilde (12. Novbr) erbeten. Auch Ernestinens Mutter, so gern sie der Tochter Pflege noch lange genossen hätte, setzte deren Glück nicht über die eigne Bequemlichkeit, und schloß deren Erwählten bald wie den eignen Sohn in ihr Herz. Aber es galt noch die förmliche Werbung bei dem Vater, von dessen Eigenheit die Seinen ein schnelles Ja kaum erwarteten. St. wartete eine für seine weitere Zukunft wichtige, wenn auch noch nicht entscheidende Nachricht aus Gumbinnen ab, und nahte dann am 9. März zum ersten Male nicht in Seminargeschäften dem würdigen Greise, der ihn seiner Gewohnheit gemäß im Fußsack am Arbeitstische sitzend empfing. Mit der ihm eignen gemessenen Ruhe, aber ganz im Sinne der guten alten Zeit erwiderte er ihm dann: die Sache sei ihm so gut wie neu; es sei zwar sein Grundsatz, nie seiner Tochter Wahl zu beschränken, auch habe er gegen des Bewerbers Person gar nichts einzuwenden; ebenso fest aber müsse er an seinem Grundsatze festhalten, vor fester Anstellung „dazu man die Frau brauche" in

keine völlige Verlobung und öffentliche Versprechung mit seiner Tochter zu willigen. So niederschlagend dieser Bescheid auch zunächst klang, so gelang es doch Mutter Nitzsch und insbesondre dem jüngsten Sohne des Hauses, Greg. Wilhelm Nitzsch, damals Conrector am Lyceum, mit welchem St. sehr bald innig vertraut wurde, durch dringende Fürsprache zu erwirken, daß dieser Jedermann sagen dürfe, wie es stehe, daß er bei Gelegenheit eines Familienfestes ohne Zwang in eine größere Verwandtengesellschaft mit zugelassen und überhaupt weder in den Besuchen für jetzt noch im Briefwechsel für die kommende Zeit irgend beschränkt wurde.

Acht Tage darauf, an seinem Geburtstage, hielt er die letzte Predigt in W. über Luc. 23, 27—31, und empfing dann das kurze Entlassungszeugnis aus dem Seminar, 7½ Jahre nachdem er Vorlesungen zu hören angefangen, wie er selbst bemerkte. Und nun verlebte er noch sechs köstliche Wochen, zuletzt als Tauschers Stubengast, in der Stadt, die ihm die zweite Heimat geworden war, als der zärtlichste und glücklichste Bräutigam, im täglichen trauten Verkehr mit seiner Ernestine und ihrer ganzen Familie. Freund Rennecke hatte ihm einmal in Schlesien verwundert zugerufen „Nein daß Du auch so sanft sein und reden kannst!" — wie verwundert würde er nun erst dreingeschaut haben. So lange als irgend erlaubt schob St. den Scheidetag hinaus; endlich war er doch da, der Maimorgen, an welchem er von der Braut und den ihrigen eine Strecke begleitet die Reise über Berlin nach dem fernen Lande antrat, das nunmehr für ein Jahr die Stätte seines Wirkens werden sollte. Hievon im nächsten Kapitel.

Achtes Kapitel.

Reise zu den Eltern nach Litauen, Lehrerthätigkeit am Seminar zu Karalene, Mai 1823—September 1824.

Am 4. Mai 1823 verließ Stier Wittenberg, um zu den Eltern zu reisen und dann vom 1. Juli ab als dritter Hauptlehrer an dem 1811 neu gegründeten und der Königin Luise zu Ehren Karalene (litauisch = Königin) genannten Schullehrerseminar in Kummetschen bei Insterburg einzutreten. Das war so gekommen. Bereits am 2. October 1822 hatte ihm sein Vater, der den Sohn gern in seinem Regierungsbezirke angestellt gesehn hätte, von zwei vacanten Lehrerstellen am Gumbinner Gymnasium und einer besonders zu beachtenden Vacanz an dem genannten Seminar geschrieben; letztere Stelle würde namentlich auch zur Erlernung des Litauischen förderlich sein, dessen man nicht entrathen könne, wenn man dort später als Landpfarrer angestellt sein wolle. Stiers Antwort lautete dahin: auf die Gymnasiallehrerstellen dürfe er sich wol am wenigsten Hoffnung machen, da dazu gewiß ein Examen nöthig sei und ihm der Mangel philologischer Kenntnisse, die er damals bei seiner kurzen Primanerschaft in Neustettin gewissermaßen übersprungen habe, die Sache sehr unwahrscheinlich mache; im übrigen erkenne er den Wink, nicht in Sachsen (wie er eigentlich längere Zeit gewünscht) sondern in Ostpreußen seine nächste Beschäftigung zu erwarten. Auch andre eine Weile gehegte Hoffnungen glaube er wieder aufgeben zu müssen. Allerdings sei ihm trotz großen Interesses für Landschulen

im ganzen dieß Gebiet, was vorhandene Bücher und Methoden betreffe, noch völlig fremd; „doch das“ fährt er fort „macht mich „nicht grade muthlos; denn theils würde sich das nothwendigste „und allgemeinste, da mir Gott schnelle Auffassungsgabe verliehen, „bald nacharbeiten lassen — theils denk' ich auch nicht zu viel „fremdes zu brauchen, und würde mir — vielleicht noch besser — „aus eigenem Geiste eine neue Bahn brechen, sobald ich erst mit „Leben und Interesse in die Sache hineinkäme. Und das letztere „hoff' ich gewiß, da es jetzt schon der Fall ist.“ Dagegen verlangt er nun, um sich mit gutem Gewissen um das Amt förmlich bewerben zu können, Auskunft über die Verpflichtungen im einzelnen, und sonstige Punkte, darunter zuletzt „wieviel Zeit mein „Amt verlangt, und wieviel es mir übrig läßt? Denn einst „— nach Jahren, so Gott Gesundheit und Segen verleiht — „möcht' ich allerdings mit meinem Pfarramt in einer Universitäts„stadt eine Professur der Exegese verbinden — auch hab' ich „große Arbeiten vor, die ein ganzes Leben ausfüllen, und deren „mich die nächsten Jahre beschäftigende Vorarbeiten ich nicht „unterbrechen darf und will.“

Die Antwort stellte sich durchaus günstig: täglich etwa 4 Stunden Unterricht in Religion, Deutsch und Geschichte, persönliche Beaufsichtigung und Leitung der Seminaristen in ihren Studien gemeinschaftlich mit dem Director; auch hatte die Kgl. Regierung noch vor Ende October St. an erster Stelle dem Ministerium vorgeschlagen. Hier war man nach den vorliegenden Zeugnissen auch durchaus nicht abgeneigt, trug aber Bedenken wegen der politischen Gesinnung, da die Identität des empfohlenen Candidaten mit dem Schriftsteller „Rudolf von Fraustadt“, dem Verfasser des „Freies Wort“, nicht verborgen geblieben war (vgl. S. 127). So erhielt Heubner unter der Hand den Auftrag, eine persönliche Erklärung des Bewerbers darüber zu veranlassen,

wie er jetzt zu seinen früheren Schriften und Schritten stehe. Infolge dessen reichte Stier unterm 5. Januar 1823 folgende Erklärung ein:

„An des Staats- und Ministers der Geistl. Unt. u. Med. Angeleg. Excellenz."

„Ew. Excellenz wollen dem unterzeichneten zur Unterstützung des kürzlich vor Denselben gewagten Amtsgesuches noch folgende aufrichtige Erklärung gütigst genehmigen.

Auf den Fall nehmlich, daß Einem Hohen Ministerio, bei huldreicher Rücksicht auf unterzeichneten für Ertheilung der von ihm nachgesuchten Lehrerstelle zu Karalene, Bedenken blieben wegen mancher in früherer Zeit von demselben bekannt gewordenen Ansichten und Grundsätze: fühlt sich unterzeichneter veranlaßt, nachstehendes, mit Freuden über die ihm dazu gewordne Gelegenheit, unterthänigst zu bemerken:

Allerdings will und kann ich nie irgendwo leugnen, daß während eines gewissen Abschnittes meiner Universitätsjahre eine damals die Gemüther beherschende Richtung, welche, wiewohl in sehr vielfachen, mehr oder minder verwerflichen Modificationen bestehend, doch gewöhnlich mit dem allgemeinen Ausdruck demagogisch bezeichnet wird, auch mich ergriffen hatte, und meine Lebensansicht war, so lange mir gründliche, vorzüglich innere Erfahrung mangelte. Wie das denn den Behörden damals bekannt geworden. Womit jedoch nicht etwa sagen darf, daß je Gedanken an wirklich rechtswidrigen Eingriff in bestehende Ordnungen, auf die Art, wie wenigstens den Meisten der Gleichgesinnten nur ein trauriges allgemeines Mißverständniß sie lieh, in mir gewesen wären. Sondern noch unklar darüber, wie alle wahre Besserung auf christlichem Wege still von innen heraus geschehe, glaubte ich mich, in freilich durch eigne Schuld irrender guter Meinung berufen zu einem einstigen Wirken für Besserung dessen, was nicht recht ist, zunächst mit Rücksicht auf Sitte des Lebens, indeß auch in Manchem auf die bestehende Staatsordnung, und erlaubte mir damals hierüber ein dreisteres Wort.

Indem ich nun hiemit vor Ew. Exc. dieser meiner damaligen Richtung als eines verschwundenen Durchgangspunktes gedenke, glaube ich daran erinnern zu dürfen, wie schon im J. 1820 Aehnliches darüber vor dem Allerhöchst verordneten Regierungsbevollmächtigten an der Berliner Hochschule, Hrn. Geh. Staatsrath Schulze, von mir erklärt worden.

Doch was damals in der ersten Entwickelung vielleicht noch nicht klar und einfach genug gesagt werden und darum noch nicht alles Bedenken heben konnte, freue ich mich nunmehr, nach 3 Jahren still befestigter Ueberzeugung, vor E. E. frei zur Ehre der Wahrheit und Dessen, der sie mich finden ließ, zu bekennen.

Und so bezeuge ich denn von Herzen, daß jene sogenannt demagogische Lebensansicht, welche das Heil des Menschengeschlechtes und der Völker in gewissen äußern Gestaltungen der Sitte und des Volksthums, namentlich im Bestehen gewisser dem Volke mehr Recht gebender Staatsverfassungen sucht, kurz in Dingen, die theils nur Träume ohne wahre Kenntniß der Menschheit und des Völkerlebens, theils wohl an sich gut, wenn sie in ordentlicher Entwickelung dazu kommen, aber doch nie die Hauptsache und der Anfangspunkt wahrer Hilfe sind — daß jene Ansicht mir in meiner nachherigen Lebensführung völlig verschwunden ist vor einer höheren, sie vielleicht allein gründlich zu überwinden fähigen. Indem ich durch Gottes Gnade zur lebendigen Erkenntniß des in unserm HErrn und Heilande JEsu Christo geoffenbarten Heiles geführt wurde, und im einfachen evangelischen Heiligungswege meinen, wie jedes Menschen, einzigen Beruf fand; bin ich für Herz und Verstand gewiß darüber, daß jedes im gebräuchlichen Sinne demagogisch zu nennende Streben ein an der Außenseite der Dinge haftendes Mißverständniß, und ächt christlicher Gesinnung zuwider ist. Ich weiß nun klar, daß auch dieser, wie jeglicher Zeit Heil nur in dem lebendigen Glauben an Christum und der stillen Nachfolge auf dem Wege Seines Kreuzes zu finden ist, als ein in diesem sündigen zeitlichen Leben nur vorzubereitendes, erst in der Ewigkeit aber zu vollendendes himmlisches Heil. Und indem ich in der Predigt dieses Evangelii auf das bestimmteste meinen, das ganze Leben in Anspruch nehmenden Beruf erkannt habe, darf ich natürlich versichern, daß ich in jedem, durch Gottes Lenkung auf ordentlichem Wege mir ertheilten Wirkungskreise nichts Anderes als Förderung christlichen Glaubens und Wandels aus allem Vermögen suchen, also auch nie einem Hauptgebote des Evangelii, das sich aus der Natur christlicher Gesinnung von selber erfüllt — Seid unterthan der Obrigkeit — zuwiderhandeln, oder Andere dazu veranlassen werde.

Hiemit das Nöthige über seine individuelle Ueberzeugung ausgesprochen zu haben glaubend, bittet unterzeichneter um geneigte Aufnahme

seines aufrichtigen Wortes, und empfiehlt sich für alles Künftige in Ew. E. Gewogenheit, als — E. E. — u. D. Rudolf Stier."

Man sieht, wie bei aller Entschiedenheit im Bekenntnis der gewonnenen höheren Wahrheit doch die Gelegenheit nicht unbenutzt bleibt, dem Ministerium gegenüber auf das traurige Misverständnis hinzuweisen, unter welchem die meisten der wegen demagogischer Umtriebe verfolgten gelitten haben; übrigens fürchtete Stiers Vater, daß seine Erklärung noch nicht ganz genügen werde. Diese Furcht erwies sich als eine eitle; am 5. März traf die vom 21. Februar ausgestellte Ministerialverfügung ein, welche gleich mit dem Satze beginnt: „Sie haben durch Ihre Erklärung vom 5. vor. Mon. das günstige Urtheil gerechtfertigt, welches dem Ministerium über Ihre jetzige Gesinnung und Richtung zugekommen war, und dasselbe eröffnet Ihnen hierdurch mit wahrer Genugthuung, daß es nicht allein keinen ferneren Zweifel in die Aufrichtigkeit Ihrer Sinnesänderung setzt, sondern auch kein Bedenken trägt, die erbetene dritte Lehrerstelle am Erziehungs-Institute zu Karalene Ihnen zu übertragen." Allerdings verzögerte eine finanzielle Differenz der Behörden die förmliche Berufung noch etwas, indeß bewilligte das Ministerium noch vor Ausgleichung derselben 50 Thlr. Reisegeld, und Stier verließ wie gesagt Wittenberg, um wo möglich Pfingsten schon in Gumbinnen oder doch in Königsberg zu feiern. Der Weg nach Berlin sollte zu Fuß gemacht werden; in der That begleiteten ihn die Braut mit der ganzen Familie außer Vater Nitzsch ein gut Stück auf der neuen Chaussee hinaus; doch fühlte er sich gleich anfangs nicht ganz wol und benutzte daher von Treuenbriezen aus eine bequeme Extrapostgelegenheit. In Berlin verweilte er vier Tage in dem Hause des Badischen Chargé d'affaires Major von Meyern, dessen Gattin Cäcilie geb. v. Elsner zu den vertrautesten Freundinnen seiner Ernestine gehörte (vgl. S. 230), benutzte aber freilich die Zeit auch zu Besuchen amtlicher und freundschaftlicher

Natur. Von da ab gings ziemlich ununterbrochen über Küstrin, Landsberg, Schlochau bis Conitz; bisweilen wurde nach altem schönem Brauche ein hübscher Waldweg stundenweit vorausgegangen, wenn man sicher war, von der Post wieder eingeholt zu werden, mancher Haltepunkt wie das deutsche Grenzdorf „Hochzeit" u. a. luden insbesondre zu zärtlichen Briefchen und Zwischenberichten an die Braut oder Vorausmeldungen an die Eltern ein. In Conitz trennten sich die Curse nach Königsberg über Marienwerder und Danzig; St. wählte letzteren, um eine in Danzig verheirathete Schwester seiner Ernestine kennen zu lernen. Natürlich wurde er von dieser (Julie) und ihrem Gatten Cons. Rath Gernhard aufs freundlichste willkommen geheißen und zu längerem Verweilen eingeladen, machte auch manche sehr erfreuliche Bekanntschaften wie mit Reg. Rath Jachmann, von Schön (später in Königsberg) und Flottwells, und zog aus dem beobachteten manche wichtige Lehre für sich. So heißt es in einem der von hier an Ernestinen geschriebenen Briefe u. a.:

„Eine Menge neuer Gesichtspunkte gehen mir auf; es ist mir, als würd' ich nun erst das ernste, zarte, heimlichste Verhältnis des Christen zur Welt zu begreifen anfangen — und Demuth und Liebe mitten in voller Wahrheit üben lernen. Bis jetzt seh' ich bloß, daß ich Aermster davon noch unendlich fern bin — aber ein großes Verlangen danach ist mir geweckt und eine tiefe Scheu vor Eigenwillen und Selbstthun. Mein Aufenthalt bei Gernhards ist mir in dieser Hinsicht unendlich interessant; ich lerne hier wirklich das Gute des natürlichen Menschen kennen — schüttle nicht den Kopf, Herzchen — ich meine das Gute desjenigen in der Christenheit lebenden, auch schon angefaßten allgemein frommen, den wir im Gegensatz zum Klar-Erweckten gewöhnlich auch noch einen natürlichen Menschen zu nennen pflegten — und ich seh' es jetzt ein, nicht ganz mit Recht! Ich lerne hier, wie man da durchaus hören und liebhaben und mit dem schon Vorhandnen einstweilen zufrieden sein muß und nicht das verlangen, was jetzt zu schroffer Gegensatz ist, und nur durch allmäh-

liche Entwicklung ausgeglichen wird — weils Gott warlich ebenso macht. Wie man das Wenigste aussprechen darf, was man dazu sagen möchte — und wie das, solang man nur auch nicht das Gegentheil sagt, keine Sünde oder Verleugnung, vielmehr Pflicht der Weisheit und Liebe ist. — Ich bin seitdem mit Julien noch viel näher gerückt in großem Segen .... es versteht sich auch trotz ihrem Widerwillen gegen das Sprechen, gleichsam von selbst, daß wir nur vom Innern reden, sobald wir allein sind — ausgenommen etwa ein Spaziergang über die Berge, den ich gestern Abend mit ihr allein machte, wo sie mir die Gegend zeigte und beschrieb — das war sehr lieblich, Du hättest uns nur sollen wandern sehn! Sie hat mir sehr offen viel erzählt, ihre eigne erste Liebe, die ganze Entwicklung des Verhältnisses zu Gernhard ...... Inneres Leben ist wahrhaftig in Julien, sie steht in Gemeinschaft mit Gott, und bezieht mit redlichem Willen, so viel sie einsieht, ihr Leben auf Ihn — ach die weitere Einsicht gibt nur Er, und wie schwer, was Er geben will, dem alten Menschen zu nehmen wird, wissen wir! Viel über Göthe, Schiller u. a. haben wir verhandelt, jetzt hat Julie meine Parodien (Umdichtungen), die ich durch Fügung grade im Koffer haben mußte. Sie kennt viel, liest tief denkend, liest auch prüfend und religiös prüfend, und behauptete nur immer: das Nichtlesen dürfe man nicht gebieten, vielmehr Alles lesen mit Bedacht mache grade fest, und bilde. Und da konnt' ich am Ende, nachdem ich mir die nöthigen Ausnahmen ausbedungen, im Allgemeinen nicht viel dagegen haben, besonders bei ihrer Stellung im Leben. Und daß diese Behauptung bei ihr nicht wie bei so vielen Ausflucht ohne Wahrheit ist, davon geben ihre Gespräche den Beweis" u. s. w. — „Heute morgen war ich mit G. und ein paar Regierungsherren in Weichselmünde bei Einweihung einer neugebauten Kirche — die erste solche Feier für mich. Es war alles babylonisch, und gab mir tiefen Ernst im Gedanken an meinen einstigen Beruf zur Reinigung des verwüsteten Tempels. Still warten ist jetzt meine Sache — aber dabei brennt mirs wie Feuer im Herzen, wenn ich den Greuel der Verwüstung sehe und höre, und möchte herausspringen und losdonnern. Und dann fällt mir wieder das eigne Elend aufs Herz, daß mir alle Lust zum Predigen vergeht, und ich still weinen möchte über die Blindheit der Christen und Diener Christi. Warlich nur Er kann mich zum Evangelisten salben. Aber ich glaube Er wird es thun

zu Seiner Zeit. Amen, Sein Wille geschehe! .... Ueberhaupt merk' ich jetzt, die größte Weisheit des auf die Welt wirkenden Christen ist: das Meiste ohne Worte zu sagen, und was gesagt wird, in das kürzeste, kräftigste Wort zu concentriren."

Es ist begreiflich, daß St. unter diesen Umständen das Fest noch in Danzig feierte, zumal noch ein Umstand ihn da fesselte. Unerwartet fand er nämlich in dem benachbarten Jenkau in Kawerau einen mit Karalene von früher her wolbekannten Mann, welcher gleich bereit war, den angehenden Seminarlehrer nach allen Seiten aufs freundlichste und genaueste zu instruieren. So reiste er denn am Dinstag nach Pfingsten um manche liebe Erfahrung reicher ab nach Marienburg, wo das verfallene Ordenshaus besehen wurde, und weiter nach Königsberg, wo seiner wieder ein paar herliche Rasttage warteten. Ueber jenes schreibt er an seine Ernestine:

„Ein gewaltiger Eindruck von wirkender Kraft der stillen Beharrlichkeit des sinnenden Glaubens wurde mir — in tiefer Wehmuth beim Contrast mit neugierig ansehenden spaßenden Gesellschaften aus der Neuen Zeit — aber auch in stärkendem Blicke über alle in Grab auf Grab geschichteten Formen hinweg ins Eine Wesen, das in Allen zu jeder Zeit wirket und bauet von innen und außen, was gut und groß ist. Beschreiben läßt sich warlich dergleichen nicht weiter, vielleicht versuch' ichs bei mehr Stille in Gumbinnen noch — und doch fühl' ich hier zuerst einen rechten Schmerz, daß ich etwas gelebt habe, was ich Dir nicht auch ganz geben kann."

Wichtiger noch war ihm natürlich das herzliche Zusammensein mit Freund Olshausen, durch den er bei Hahn eingeführt wurde und die Wittenberger Briefe abgeben konnte, ein sehr freundlicher Empfang bei dem würdigen alten Bischof Borowski, und so manche neue Bekanntschaft, z. B. mit Diestel und Ebel, damals den „Hauptevangelisten" Königsbergs. Bei mancher Verschiedenheit im einzelnen, die ihm freilich namentlich zwischen den

beiden Professoren obzuwalten und ein volles gegenseitiges Verständnis zu erschweren schien, urtheilte er doch schließlich:

„Die Eigenthümlichkeit der Königsberger Gemeine scheint ernstes Dringen auf Heiligung vornehmlich zu sein — ich habe gar keine ersten oberflächlichen Erweckungsblüthen gemerkt — alle waren tief erfahren, und gefielen mir sehr. Nun ist mir Königsberg das ostpreußische Hauptquartier fürs Reich Gottes, und ich stehe in Karalene auf Vorposten — fühle mich natürlich recht gedeckt durch die Mauer im Rücken, an die ich mich gleichsam lehnen kann."

Später mußte er freilich mit Schmerzen durch Freund Olshausen erfahren, wie der hochbegabte Ebel, dem sich dann auch Diestel anschloß, den Weg der Einfalt verließ und in bedenkliche Schwärmereien gerieth.

Am 25. Mai traf er endlich in Gumbinnen im Elternhause ein, früher als man erwartet, da sein letzter Brief aus Königsberg misverstanden worden war. Bei aller Freude des Wiedersehens, nach langer fast vierjähriger Trennung, fühlte er sich doch recht trübe gestimmt durch den sehr bald hervortretenden Gegensatz zwischen den lebendigchristlichen Kreisen, aus denen er kam, in denen er so lange mit ganzer Seele gelebt, und dem im Kreise der Seinigen, so pünktlich man auch die Gottesdienste besuchte, doch im ganzen herschenden mehr weltlichen Geiste, zumal grade damals die Stimmung der viel in Anspruch genommenen Mutter durch manche äußere Verdrießlichkeiten noch mehr getrübt wurde. Aber er erkannte es bald als erste und ernste Aufgabe, „durch alles mögliche Nachgeben und liebende Fügung in alles Aeußere den Eindruck seiner früheren Gezwungenheiten zu verwischen, und mitten in ihrer Unruhe gleichmüthig still und alle gleich liebend dazustehn, mitzuscherzen wenn sies wollten", aber so daß sie doch merkten, er gedachte stets an ein höheres. Und es gelang ihm mit Gottes Hülfe, sie zu erfüllen, so schwer es ihm auch z. B. wurde, dem Vater so oft dieser es wünschte in die Ressource zu folgen.

Auch unter den Geistlichen der Stadt fand er keinen, mit dem er einigermaßen übereinstimmen konnte. Dem einen Consistorialrath mußte er gleich beim ersten Besuche über die von ihm geleugnete Rechtmäßigkeit der Anbetung Jesu widersprechen; auch die erste Predigt, die er (von einem andern, ihn sonst äußerlich ansprechenden) hörte, „redete nur ganz flach und ohne Christus von dem Unglück derer, die sich schon hier selbst von der Gemeinschaft der Besseren ausschließen“ — beiläufig in einem Kirchengebäude, über dessen Portal die Inschrift prangte „dem Allvollkommenen.“ Doch stellte sich auch hier die Sache später anders, er sah tiefer und fand in dem genannten Prediger bei längerem Besuche „eine suchende, zwar noch zu viel denkende und keineswegs schon in einfacher Erfahrungsdemuth stehenden Mann, aber doch auch keinen verschlossenen und widrigen.“ Am 8. Juni predigte er selbst in einer der Kirchen Gumbinnens, nicht ohne Zagen wegen der von allen Seiten vorher sich aussprechenden Neugier, und doch in muthiger Zuversicht, daß der Herr ihm das rechte Wort geben und ihn leiten werde. Er schreibt u. a. an Ernestinen:

„Ja der Herr hat mir gestern neu versiegelt, daß Er trotz meines unbeschreiblichen Elendes wahrhaftig mit mir sein will im Zeugenberuf: ach Herr ... starken, festen, siegenden Glauben gib nun nur auch durch und durch, daß ich Dir hinfort lebe und kann mich ganz in Dich und Deinen Dienst hineinvergessen! — Die große Kirche war gestern übervoll, mein Kind; die Herren von der Regierung hatten eine Stunde vorher Diener hingeschickt, Plätze zu bewahren, und nachher nannte der Vater immer noch wieder den oder den, den er noch nie in der Kirche gesehen. Es haben wol schon öfter Candidaten hier gepredigt, und nicht so — der Vater nimmts für Theilnahme an unsrer Familie allein — bei den Einzelnen mags als Neugier sich zeigen — ich aber weiß es doch ganz still am besten, woher es kommt: der HErr hat sie hineingeschickt, Sein Evangelium zu hören. — Ich kann sagen der HErr war mit mir wie noch nie. Ich hab' lange überlegt, ob ich Dir wirklich die ganze Predigt schicken sollte, liebste Seele, aber ich denke, diese erste

bin ich Dir doch, auch über die große Weite herüber, schuldig. — Du wirst sehen, rein heraus, daß Jeder verstehen kann, auch wenn diese Predigt ihm die einzige wäre — das ist Franckes Grundsatz für eine jede. Du wirst auch die Beziehung auf unser Haus hier fühlen, besonders am Schluß, wo ich fast Anstand nahm, doch bald frisch heraus in Seinem Namen es aussprach. — Mutter und Schwester kamen gleich in die Sacristei — schienen alle geweint zu haben, besonders die Mutter — auch der Vater küßte und umarmte mich sehr gerührt, sagte aber kein Wort. — Der HErr weiß nun um das stille Aufgehn dieses Samens — Er wisse es allein! Doch hie und da habe ich gestern schon von der Wirkung Erfreuliches erfahren; und ich schreibe Dir das alles, meine E., dabei an Deine Worte über des Christen Bescheidenheit gedenkend, in stiller Freude über unsers lieben HErrn Macht und in süßer Liebesfreude darüber, wie Dir, süßestes Herz, das auch alles sein wird. Bald nach der Kirche kam ein Medicinalrath zu uns ins Haus — er müsse doch Glück wünschen und mir danken — sprach sehr viel von völligem Mitgegangensein, daß er mich nie versäumen werde, es sei in seine Seele gesprochen u. s. fort. Erzählte dann vom Director F. (der sich vor meinem Mysticismus gefürchtet hatte), er habe beim Gespräch im Herausgehn geäußert: 55 Jahr alt könne er zwar wohl nicht noch seine Ansichten ändern, allein so ausgesprochen habe er alle Achtung vor meiner Ueberzeugung, wünsche dem Vater Glück, daß ich so ganz sei was ich sei u. s. f. In der Nachmittagskirche kam ein alter barscher Major, der mir in der Ressource bisher eben nicht gefallen, durch die ganze Kirche zu mir: er müsse mir danken, könne wenig sagen, aber sein Herz sage mehr. Wie das nun Alles von diesen Leuten zu nehmen, verstehe und sehe ich nun freilich noch nicht ganz, und erwarte lieber nicht gleich zu viel davon — aber wenigstens augenblicklich abgewonnenes Zeugniß ist es, das nachklingen und nachwirken kann. Der Vater, der hernach noch zu manchen Andern darüber sprach, wo ich so hinhorchte, sagte auch einmal: das wenigstens sei ihm gewiß — Jeder habe fühlen müssen, daß ich ganz von Herzen gesprochen. Gegen mich hat er bloß das „Rein-Aussprechen meiner Ueberzeugung" gelobt. Und auch unsre Wirthsfrau, eine „nichtgebildete", sagte zurückkommend: Ach Sie haben uns viel Gutes gesagt, wenn wirs nun nur thäten! — Nicht wahr, liebstes süßestes Herz, Du erlaubst mirs, Dir diese

kleinen Freudenblümchen vom HErrn, die mich hier grade so stärkten, auch alle zu schicken?"

Freilich erfüllten sich die gehegten Hoffnungen nur zum geringsten Theile, namentlich für die nächste Nähe. Bald schreibt er:

„Meine E., es ist bei meinem sonstigen Vorwitz gewiß vom HErrn, daß mir der Mund jetzt so zugethan ist; ich fürchte mich unbeschreiblich vor jedem eignen Worte. Gibts der HErr meiner Schwachheit nicht, hat Er tausend andre Wege. Sagte ich doch schon in Wittenberg: Erst ein halb Jahr schweigen und bloß lieben, und nun sinds 3 Wochen. — So viel weiß ich gewiß, und darauf bezieh' ich auch Alles: daß mir dieser Stand hier sehr lehrreich und heilsam ist, ich lerne die Noth und den Ernst fühlen, habe einen neuen großen Blick über meinen Beruf bekommen — man lernt doch so beobachtend immer genauer die Haken kennen, an denen es hängt bei dem natürlichen Menschen, bekommt auch in solchem Feuer immer mehr Lammsnatur von Ihm, unbeschadet der schärfsten Wahrheit. Schmieders Tagebuch hat mich sehr angeregt, und ich führe nun auch eins bloß über meine Bereitung zum Prediger — dieser Blick hält und trägt mich in Allem, und begleitet mich mit innerster Weihe."

Und an Schmieder selbst, der als Ernestinens Freund natürlich nun auch der seinige war, bald nachher nach Rom:

„Wie wohl ich des Herrn wunderbare Gnade über mein Leben mit Glauben umfasse, so ists für den eignen Zustand, über den dann der Glaube erst wieder weg muß, oft sehr schwach und arm mit mir, daß ich ohne Hoffnung auf Gottes Kraftweihe verloren wäre und eher Einsiedler werden möchte als Prediger des Evangelii zur jetzigen Zeit. — Meine Verpflanzung nach Litauen hat mir die große Frucht gebracht, daß ich hell einsehe: es müsse im Amt noch ganz anders mit mir werden. Und das muß ich denn jetzt mehr als sonst recht ausdrücklich von meiner Ordination erwarten — eine scharfe und kräftige Scheidung des eigentlich wirkenden, zeugenden Lebens von der Vorbereitung. Es kann in Deinem katholischen Italien nicht christusloser aussehn als hier in Litauen. — Der größte Beweis, wie schlecht es stehn müsse, ist die Aufmerksamkeit, die mir Armen, der ich jedesmal meine tiefe Schwäche dabei empfand und wie noch ganz anders müsse im Geiste gezeugt werden, bei drei in Gumbinnen gehaltenen Predig-

ten geworden — schon lebendige Rede, als wär' es wirklich Ernst, ist ihnen so wunderneu."

Es war Mitte Juli als er zum 3. Mal (in derselben Kirche) predigte, über Römer 8, 12 — 17, aber zu einer Zeit, wo mit Ausnahme der ältesten Schwester nebst ihrem Manne die ganze Familie verreist war; er empfand grade bei diesem Texte großen Segen von der Predigt für sich selbst.

Inzwischen hatte er Anfang des Monats bereits seine Lehrerstelle in Karalene wirklich angetreten, die nunmehr mit 480 Thlr Gehalt fixiert war, wiewol die amtlichen Bestätigungen erst nach und nach eintrafen, die ministerielle Genehmigung sogar erst am 8. December. Er war nächst dem Director Patzig und dem Inspector Preuß der dritte studierte Lehrer, außer diesen noch zwei Hülfslehrer Hoppe und Menzel, ehemalige Seminaristen; daher jenen drei außer den wichtigeren Unterrichtsgegenständen wochenweise abwechselnd die Abhaltung der Morgenandachten zufiel. In der Sonntagspredigt wechselten sie ebenfalls mit einander ab, eine Zeitlang nur Stier mit dem Director. Diese beiden wohnten im Hauptgebäude, und zwar jener zwischen dem Musiklehrer Hoppe und der Seminaristenstube, Inspector Preuß mit den andern im Nebenhaus. Der Seminaristen waren zur Zeit 25, sämtlich zum Abgange reif; an ihre Stelle sollten im September 25 neue treten, in der Zwischenzeit aber mit einer Anzahl schon angestellter Schullehrer ein achtwöchentlicher Nachhülfecursus durchgemacht werden. Neben dem eigentlichen Seminar bestand nun eine Erziehungsanstalt, ebenfalls mit 25 Zöglingen, die ganz frei unterhalten wurden und nach der Einsegnung theils ins bürgerliche Leben, theils bei guten Fähigkeiten und gehörigem Alter ins Seminar eintraten.

Die Einrichtung der 1811 vom Oberschulrath Zeller organisierten und dann vom Director Unverdorben bis 1817, seit=

dem vom damaligen Dir. Patzig geleiteten Anstalt war im ganzen eine zweckmäßige und dem vorgesteckten Ziele wie den Verhältnissen entsprechende. Für Stier als dritten Lehrer ergab sich im besondern folgende Tagesordnung.

Noch vor 5 Uhr wurde aufgestanden, dann um halbsechs Morgenandacht, wie gesagt abwechselnd von dem Director, Inspector und Oberlehrer gehalten, von letzterem zuerst 20.—27. Juli. Dann von 6—7 Mittwoch und Sonnabend Welt-Geschichte, an den übrigen Tagen biblische; 8—9 Mittwoch und Sonnabend deutsche Aufsätze, sonst Bibelkenntnis, 10—11 sechsmal lateinischen Elementarunterricht. In den Zwischenstunden wurde gearbeitet, namentlich an der Vorbereitung zu den Lectionen, der Nachmittag dagegen, nachdem bis 2 im Garten spazieren gegangen worden, meist der Theologie gewidmet, etwa bis 6 Uhr. Nur Dinstag und Donnerstag 3—4 Uhr waren Gedichtsstunden in der ersten Classe der Seminarschule (Präparanden) zu ertheilen. Um 6 Uhr ein größerer Spaziergang, auch wol ein Bad im Flusse, nach dem Abendbrot wurde noch im Garten gesessen, ein College besucht, gelesen, geschrieben, wie es kam. Der Sonntag war stets, so weit er nicht vom Gottesdienste beansprucht war, der Bibelarbeit gewidmet, so weit es nur eben die Kraft erlaubte; freilich fehlte es auch nicht an Störungen, z. B. wenn einmal ein recht schöner Tag besonders viel Besuch aus Insterburg und Gumbinnen herausgelockt hatte und eine Kutsche nach der andern beim Director vorfuhr.

Stier ging mit dem lebhaftesten Interesse und dem wärmsten Eifer an seine Arbeit, fand aber bald, daß die Thätigkeit von so früh ab ihm doch ungewohnt sei, daß die Vorbereitung für die Vorträge doch viel zu thun gebe, namentlich um recht auszuwählen und für die Kürze zusammenzudrängen — für die Weltgeschichte wol auch, daß es ihm schwer werde, so viele an

sich gleichgültige Geschichten von Krieg und Streit zu lernen, um sie Tags drauf lehren zu können. „Mein Amt giebt mir Freude „und Segen in dem Theile, wo ich vom HErrn lehren kann“ — „so schrieb er am 7. Oktober an seinen Freund Focke — und „ich gewinne meine Knaben und Jünglinge täglich lieber. Aber „es drückt mich etwas in dem andern Theile, wo ich bloß irdische „Dinge schulen muß, und stört mich im Ganzen doch so sehr im „Einen Berufe, daß ich jetzt, es kennend, es nicht nähme. Das „ist aber vom HErrn, und ich diene und harre im Grunde „mit Freuden. Das kann ich sagen, daß mich der HErr nach „Karalene gesandt, um in mir das Wort mehr zur Kraft zu „wenden, und still unter der größten Sündenlast von außen, „ohne Vorwitz des Etwas=sein=wollens nur nach der eigenen „Heiligung zu fragen. Das wolle Er gründlich helfen.“ Und so wurde er denn immer treuer auch in dem, was seiner Natur nicht so zusagte. Je mehr er namentlich in den Geschichtsunterricht hineinkam, desto dringender wards ihm: entweder gründlich oder gar nicht! Der Tag vorher wurde größtentheils der Vorbereitung gewidmet, indem er sehr speciell durchstudierte, um den Schülern dann mit sicherer Gewißheit die Resultate geben zu können. Er erblickte bald darin den Willen des Herrn, diesen Zweig des nun einmal vom Gelehrten auch verlangten menschlichen Wissens hier selbst nachzuholen, und seine Trägheit und Gleichgültigkeit darin zu überwinden — „es geht auch schon immer besser“ schreibt er nach einem Vierteljahr, „und mein Geschichtsgedächtnis ist schon so geübt, wie ichs bei mir nie möglich glaubte, daß ich ganze lange Geschichten einmal lesen und dann erzählen kann. So geht Alles mit dem HErrn.“ — Natürlich wurden manche Lectionen, wie das Lesen deutscher Gedichte, unter seiner Hand etwas ganz anders, zumal seit er sich die Auswahl zur Declamation selbst vorbehielt — es wurde ihm Grundsatz, in

jede Stunde so weit möglich eine mehr oder weniger deutliche Hinweisung auf den Religionsunterricht hineinzulegen, aber auch wo dieß nun einmal nicht ging wie bei den lateinischen Declinationsübungen, scherzte er wol, daß er auch diese deutlich um des Herrn willen zu thun fühle. Die Zöglinge gefielen ihm sehr; er fand die meisten so willig und offen, „ganz anders wie in der Wittenberger Quarta", überhaupt einen wolthuenden Geist der vertrauenden stillen Achtung gegen die Lehrer neben offener Munterkeit, daß er sie alle recht lieb haben zu können empfand. Daß er aus Grundsatz mit den Schullehrern nicht zur Probe katechesieren könne und wolle, mochte der Director schwer verstehen; dagegen sah dieser bald, namentlich auch an den Andachten und Predigten, wie ernst und treu der neue Lehrer seine Pflichten durchweg nahm und mit welch außerordentlichen Gaben er ausgerüstet war. Schon das Aeußere der Andachten heimelte Stier von vornherein sehr an, so daß er sich lange vorher darauf freute sie selbst halten zu dürfen. Er äußert dann: er habe sich dabei etwas mehr als früher in Heubners Standpunkt setzen können und nun manches an ihm anders beurtheilen lernen, was ihm früher nicht recht zugesagt — namentlich wegen des frei heraustretens. „Gott lehrt mich hiebei" schreibt er „nun auch nicht zu sehr drüber herzufahren, sondern zu locken, sobald ich doch einmal nicht ihr ganzes Leben zu klarer Gewißheit unter mir habe." Freilich eine Abendandacht um 9 Uhr nach einem angestrengten Tage wurde ihm schwer, weil alles freisprechen immer eine Bewegung seines ganzen Wesens verlangte; er fühlte wie ers dem trägen und matten Fleische abringen und abdringen mußte.

Was den geistigen Verkehr betrifft, so wiesen ihn die Verhältnisse natürlich von vorn herein auf den Director und den Inspector hin. Ersteren beurtheilte er bald als einen flachen Verstandesjünger des im Grunde nicht verstandenen Pestalozzi, bei

dem derselbe eine Zeitlang in Ifferten gearbeitet hatte. Seine Vorträge und Andachten genügten ihm wenig, außerdem stand ihm derselbe als Schwiegersohn eines ganz weltlich gesinnten Landraths in der Nähe zu viel mit unchristlichen Leuten in Gesellschaftsverkehr. Anders stellte sich das Verhältnis zu dem erst kürzlich verheiratheten Inspector Pr., zumal auch dessen Gattin (eine sehr gebildete Göttingerin) ein tieferes Interesse wie eine tiefere Erkenntnis verrieth. Die bibelkräftige Sprache seiner Vorträge zeigte ihm von vornherein die innere Geistesverwandtschaft, wenn auch noch manche Verschiedenheiten hervortraten; Stiers herzliche Theilnahme an allen Familienangelegenheiten, seine Zärtlichkeit für das wenig über ein Jahr alte Clärchen des jungen Ehepaars trug auch dazu bei, die Herzen näher zu bringen und die namentlich auf Seiten des Aelteren von beiden herschende Abneigung vor eingehenden Gesprächen zu überwinden. Es machte sich bald seinen Wünschen entsprechend, daß er seinen Mittags= und Abendtisch dort erhielt und nun auch bisweilen von seinem Brautleben erzählen konnte; das gab denn bei dem Gefühle der Gleichstimmung Veranlassung, daß Frau Pr. gelegentlich einmal ein herzliches Blättchen an Ernestinen mit einlegte und eben so herzliche Antwort empfing. „Grade solche Geschwister" schreibt er einmal „gehörten mir jetzt, die so wenig mit W o r t e n und doch so sehr mit der L i e b e Jesum bekennen. Preuß war schon bei Gründung der Anstalt eingetreten und für den Fall, daß Dir. P. einen grade an ihn ergangenen Ruf zur Direction des Königsberger Waisenhauses annähme, bereits zum Nachfolger desselben designiert. Zur Freude Stiers sprachen sich Regierungsmitglieder bald nach seiner Anstellung dahin aus, daß man ihn dann jedenfalls zum Inspector erheben werde; und dieß war ihm besonders aus dem Grunde wichtig, weil er dann seine Ernestine so bald wie möglich heimführen könnte, ohne welche zu leben ihm in Karalene immer

schwerer wurde. Zwar erschien es ihm, bloß das Amt angesehn, als Pflicht, auch nur als Oberlehrer mindestens den dreijährigen Cursus auszuhalten; aber weil diese Stelle (namentlich um der Wohnungsräume willen) keine verheiratheten Inhaber duldete und er so lange doch unmöglich ohne jene leben zu können glaubte, wurde es ihm bald wieder zweifelhaft. Eher noch hätte er sich hineingefunden, auf die gehoffte Muße, wie er es in der That mußte, zum Theil zu verzichten, ja auch seine Universitätsgedanken und Buchpläne als eine Eingebung seiner Eitelkeit aufzugeben — mit Ausnahme der Bibelarbeit, die ihm fürs Leben feststand. Und eben so fest versiegelte sich ihm der künftige Predigerberuf, namentlich als er am 4. October mit dem Preußschen Ehepaare zusammen in dem benachbarten Ischdaggen zum Tische des Herrn ging. Er schreibt über seine Stimmung dabei folgendes:

„Ich konnte mich zermalmt Ihm hingeben — ich konnte Ihn tief bitten nur um Heiligung zum Zeugniß an die versunkene Kirche — um gründliches Brechen des alten Uebermuthes, um ganz erneuerte Stille — ja um Leiden und Schmerzen viel viel mehr als bisher, wenn ichs zum Heil bedürfe — ich konnte, ich mußte Ihn bitten, uns eher einander zu nehmen für hienieden, mich Dir oder Dich mir, eher als daß wir nicht ganz Ih'n nur heiligten! — Aber Er gab süße tröstende Antwort zurück. Und wenn ich nur dieß stille Jahr (die noch übrigen Dreiviertel) noch recht stille werde, wird Alles seliger werden, als wir es fassen können. Ach übers Jahr bin ich vielleicht selbst schon geweiht, Sein Mahl auszutheilen. — Meine Ernestine — ich muß Prediger werden — es ist nicht anders möglich, und wenn ich noch so elend bin — Er will es ja allein sein, aber in mein Leben kommt nicht eher Friede, und Er, der diesen Ruf nun hell gegeben hat, wird für Alles sorgen, und unsre Gemeine aussuchen. Amen!"

In der Anstalt erlebte er bald manche durchgreifenden Neuerungen, namentlich die Gründung einer eigentlichen Seminarschule durch Ueberweisung der Schulsocietät Povelischken nach Karalene, wobei freilich der zur Regenzeit oft kaum passierbare Fluß den

regelmäßigen Schulbesuch sehr hinderte. Die Seminaristen erhielten die Lehrstunden in jener Uebungsschule einzeln je nach ihren Fähigkeiten zugetheilt und gaben sie meist unter Aufsicht eines der Lehrer. Alle acht Wochen wurde besondre Prüfung gehalten, aber allwöchentlich der Unterricht in einer Conferenz besprochen, und in aller Weise darauf hingewirkt, in jener Schule das Bild einer guten Volksschule aufzustellen, um so mit der theoretischen Vorbereitung für den Beruf so viel möglich eine gesunde Praxis zu verbinden. Weniger zweckmäßig und daher auch mehrfachem Widerspruch der andern Lehrer ausgesetzt war die vom Director getroffene Einrichtung der sogenannten „Schulkirche"; sämmtliche Kinder versammelten sich Sonntag Vormittag in der Seminarschule, bisweilen von ihren Eltern begleitet; ein Lied wurde gesungen, von einem Seminaristen eine Betrachtung über das Evangelium vorgelesen und die Feier mit Gebet und Gesang geschlossen. Man urtheilte nicht mit Unrecht, daß namentlich die Erwachsenen zu ihrem Schaden dadurch der eigentlichen Kirche entzogen würden.

Hatte Stier schon vorher durch die Pflicht, den Privatfleiß der Seminaristen zu überwachen und zu leiten eine Aufgabe übernommen, die bei nur einigermaßen gewissenhafter Erfüllung die wenige sonst gebliebene Muße stark in Anspruch nahm: so blieb nunmehr, seit er auch unterrichtende Seminaristen regelmäßig zu beobachten und über sie Bericht zu erstatten hatte, so gut wie nichts übrig. Dennoch that ers mit Freuden, und nur selten verwickelte ihn die Fürsorge für einen schwach vorbereiteten, zu Ungehorsam gegen die Anstaltsordnungen geneigten Zögling, auf dessen Entfernung dann schließlich angetragen werden mußte, in langwierigen und unerquicklichen Briefwechsel mit den Angehörigen desselben. Anderntheils hatte er wieder manche Freude, wenn auch nur im stillen und darum nur zur vertrautesten Mittheilung

geeignet. Aus einem Brief an E. vom 24. Febr. 1824 entnehme ich folgendes:

„Meine Amtsfreuden mehren sich auch, Geliebte. Von dreien weiß ich nun gewiß, daß sie um ihre Sünden weinen, und viele Andre sehen mich sehr freundlich an. Ich bleibe beim stillen Warten, und fange selbst bei Keinem persönlicher an als Gelegenheit in Stunden und Vorfällen ist — daß ich verstanden werde, beweisen die bis jetzt gekommenen. Kr. bleibt in seiner völligen Stille, fast Schüchternheit, aber desto gewisser ist er mir. Aber ein Anderer aus der 2. Abtheilung Gr. kam vorgestern weinend und beichtend, daß ihm nun die Augen über sich aufgegangen, und bat um „recht rührende" Bücher zur Nahrung. Auf einem Spaziergange hätte ihm Schl. ans Herz geredet. — Ach wenn wir sie erst an unserm Sonntag-Abend-Tisch haben werden, Liebchen! Das Herz bebt mir in diesen ersten Freuden der Seelenpflege! Ach wie gut ist mirs, hier erst noch im Kleineren Treue lernen, ehe das Größere kommt. — Auf den Sonntag gedenke ich, so Ers gibt, einmal recht nah und persönlich herauszureden an sie, über die rechte Prüfung des Herzens."

War dieß nun freilich eine Thätigkeit so recht im stillen, von der sich kaum in den Conferenzen ordentlich reden ließ: so fehlte es anderseits auch nicht ganz an Gelegenheiten, wo das Seminar recht eigentlich vor das große Publicum trat, und bald durch diesen bald durch jenen Lehrer als Leiter der Feier vorzugsweise vertreten erschien. So bei der Feier des Königlichen Geburtstages (3. August), beim Erntefest, den 18. October. Namentlich des letzteren Feier verdient hier hervorgehoben zu werden, da St. wesentlich an derselben Theil hatte. Er hielt nämlich, dem Wunsche des Directors gemäß, vor Schule, Seminar und nicht wenigen Gästen die übliche Rede bei dem von den Seminaristen mit besonderer Lust hergestellten Octoberfeuer, und zwar in sogenannten, wenn auch veredelten, Knittelversen. Die dichterischen Beilagen am Ende des Buches geben den vollständigen Text, wie er damals auf allgemeines Verlangen im „Intelligenzblatt für

Litthauen Nr. 43" abgedruckt wurde; hier genüge die Bemerkung, daß die damals gehaltene Rede uns als eine praktische und echt-pädagogische Illustration gelten darf zu jener am 5. Januar d. J. abgegebenen Erklärung, daß ihm nunmehr nach gewonnener tieferer Einsicht nicht mehr die äußere Befreiung Deutschlands von Fremdherren und welschem Wesen überhaupt, nicht mehr Rückkehr zum alten ideal geträumten Vaterlande als die höchste Aufgabe erscheine, sondern der einfache evangelische Heiligungsweg, der Kampf des einzelnen gegen die Sünde überhaupt, insbesondere gegen seine besonderen Lieblingssünden, und die Pilgerschaft nach dem großen himmlischen Vaterlande.

Indessen kam der Schluß des Halbjahrs Ostern 1824 heran, und zugleich ein wesentlich veränderter Blick in die Zukunft. Zwei wichtige Punkte hatten sich für St. im Laufe der letzten Monate entschieden, Aufschub — wenn nicht Aufgebung des zur Ordination erforderlichen Examens pro ministerio, und die Aussicht, eine Familienwohnung zu gewinnen und dadurch ein Haupthindernis baldiger Vereinigung mit seiner Ernestine wegzuräumen. Mit jenem Examen aber verhielt sich die Sache so:

Wie oben erwähnt hatte Stier eine Prüfung pro licentia concionandi in der gewöhnlichen Form nicht bestanden, sondern nach einjähriger Mitgliedschaft im Seminar Ostern 1822 vom Directorium desselben das Candidatenzeugnis erhalten; so hatte er sich behufs der Ordination nur noch dem zweiten Examen zu unterwerfen. An sich schien es ihm hiermit um so weniger zu eilen, als er ja das kanonische Alter noch nicht erreicht hatte, auch den Seminarcursus jedenfalls bis Michaelis 1826 durchzumachen und erst dann ein Predigtamt zu suchen gedachte. Aber so lange mochte er unmöglich einsam bleiben, darum trat ihm zu Zeiten der Wunsch recht lebendig nahe, so bald wie möglich ein geistliches Amt anzutreten und seine Braut in das gar lieblich

geträumte Pfarrhaus einzuführen. Inzwischen hatte ihn auch der von den Freunden in Königsberg beim Buchhändler Unzer vermittelte Druck seiner in Wittenberg ausgearbeiteten „Andeutungen für gläubiges Schriftverständnis. Erste Sammlung" ungesucht wieder mit dem ehrwürdigen Bischof Borowski in Berührung gebracht. Derselbe schrieb ihm unterm 18. Oct. 1823 folgendermaßen:

„Das Amt eines Censors der theologischen Schriften, die auf preußischem Boden erzeugt werden, hat mir oft trübe Stunden — dießmal aber, da ich Ihre Andeutungen, zuerst aus Pflicht — weiterhin mit Vergnügen las, viel frohe Stunden gemacht. Da Sie, mein theurer Freund! gleich im Vorwort — den herrlichen A. H. Francke reden lassen, ward ich wie natürlich in eine gute Stimmung für alles Folgende versetzt — und so las ich immer weiter, bis ich dahin kam, mein Imprimatur gleich an die letzte Reihe Ihrer Handschrift anknüpfen zu können. Bloß bei dem Abschnitte „Erlösung" konnt' ich nicht gleich mit dem lieben Autor ganz fertig werden. Danke Ihnen für die Lectüre; sie wird gewiß auch Andern und Vielen recht wohl thun! Mit des guten Nitzsch Promulgation habe ich auch nie zufrieden sein können. — Gut daß Sie unsers Kantzlers Buch mit dem anstößigen Titel kennen; sein Philopathos ist Ihnen doch auch wohl bekannt. — Schriften aus Ihrer Feder, welche Sie jetzt ungedruckt wünschen, möchte ich doch gern einmal lesen z. B. die Crocodill-Eyer und das Wort, dessen Sie am Schluß des Vorworts gedenken*). Lassen Sie mir diese Sachen gelegentlich zukommen. Ich werde immer Ihren Geist drin finden und mich der Modificationen erfreuen, die dieser Geist nach und nach erfuhr, daß er das ward was er jetzt ist. Ich wünschte, daß das zweite Bändchen der Andeutungen bald zur Censur käme. — Heil Ihnen in Karalene! Auch da werden Sie Gutes stiften. Sagen Sie mir gelegentlich Ihr Urtheil über Karalene, wo Sie jetzt sind und auch über das Wittenbergsche Seminar, in welchem Sie waren. Unser J. R., der am 3. Nov. d. J. hier pro ministerio examiniert wird, ist mit dem letzteren nicht ganz zufrieden. So lange Heubner da lebt und wirkt, kann ich mir die Anstalt

---

*) St. wies dort darauf hin, daß der besonders beabsichtigte „Widerruf seiner früheren Drucksünden" nun vorläufig schon in gegenwärtigem Buche enthalten sei.

Litthauen Nr. 43" abgedruckt wurde; hier genüge die Bemerkung, daß die damals gehaltene Rede uns als eine praktische und echt-pädagogische Illustration gelten darf zu jener am 5. Januar d. J. abgegebenen Erklärung, daß ihm nunmehr nach gewonnener tieferer Einsicht nicht mehr die äußere Befreiung Deutschlands von Fremdherren und welschem Wesen überhaupt, nicht mehr Rückkehr zum alten ideal geträumten Vaterlande als die höchste Aufgabe erscheine, sondern der einfache evangelische Heiligungsweg, der Kampf des einzelnen gegen die Sünde überhaupt, insbesondere gegen seine besonderen Lieblingssünden, und die Pilgerschaft nach dem großen himmlischen Vaterlande.

Indessen kam der Schluß des Halbjahrs Ostern 1824 heran, und zugleich ein wesentlich veränderter Blick in die Zukunft. Zwei wichtige Punkte hatten sich für St. im Laufe der letzten Monate entschieden, Aufschub — wenn nicht Aufgebung des zur Ordination erforderlichen Examens pro ministerio, und die Aussicht, eine Familienwohnung zu gewinnen und dadurch ein Haupthindernis baldiger Vereinigung mit seiner Ernestine wegzuräumen. Mit jenem Examen aber verhielt sich die Sache so:

Wie oben erwähnt hatte Stier eine Prüfung pro licentia concionandi in der gewöhnlichen Form nicht bestanden, sondern nach einjähriger Mitgliedschaft im Seminar Ostern 1822 vom Directorium desselben das Candidatenzeugnis erhalten; so hatte er sich behufs der Ordination nur noch dem zweiten Examen zu unterwerfen. An sich schien es ihm hiermit um so weniger zu eilen, als er ja das kanonische Alter noch nicht erreicht hatte, auch den Seminarcursus jedenfalls bis Michaelis 1826 durchzumachen und erst dann ein Predigtamt zu suchen gedachte. Aber so lange mochte er unmöglich einsam bleiben, darum trat ihm zu Zeiten der Wunsch recht lebendig nahe, so bald wie möglich ein geistliches Amt anzutreten und seine Braut in das gar lieblich

geträumte Pfarrhaus einzuführen. Inzwischen hatte ihn auch der von den Freunden in Königsberg beim Buchhändler Unzer vermittelte Druck seiner in Wittenberg ausgearbeiteten „Andeutungen für gläubiges Schriftverständnis. Erste Sammlung" ungesucht wieder mit dem ehrwürdigen Bischof Borowski in Berührung gebracht. Derselbe schrieb ihm unterm 18. Oct. 1823 folgendermaßen:

„Das Amt eines Censors der theologischen Schriften, die auf preußischem Boden erzeugt werden, hat mir oft trübe Stunden — dießmal aber, da ich Ihre Andeutungen, zuerst aus Pflicht — weiterhin mit Vergnügen las, viel frohe Stunden gemacht. Da Sie, mein theurer Freund! gleich im Vorwort — den herrlichen A. H. Francke reden lassen, ward ich wie natürlich in eine gute Stimmung für alles Folgende versetzt — und so las ich immer weiter, bis ich dahin kam, mein Imprimatur gleich an die letzte Reihe Ihrer Handschrift anknüpfen zu können. Bloß bei dem Abschnitte „Erlösung" konnt' ich nicht gleich mit dem lieben Autor ganz fertig werden. Danke Ihnen für die Lectüre; sie wird gewiß auch Andern und Vielen recht wohl thun! Mit des guten Nitzsch Promulgation habe ich auch nie zufrieden sein können. — Gut daß Sie unsers Kantzlers Buch mit dem anstößigen Titel kennen; sein Philopathos ist Ihnen doch auch wohl bekannt. — Schriften aus Ihrer Feder, welche Sie jetzt ungedruckt wünschen, möchte ich doch gern einmal lesen z. B. die Crocodill-Eyer und das Wort, dessen Sie am Schluß des Vorworts gedenken*). Lassen Sie mir diese Sachen gelegentlich zukommen. Ich werde immer Ihren Geist drin finden und mich der Modificationen erfreuen, die dieser Geist nach und nach erfuhr, daß er das ward was er jetzt ist. Ich wünschte, daß das zweite Bändchen der Andeutungen bald zur Censur käme. — Heil Ihnen in Karalene! Auch da werden Sie Gutes stiften. Sagen Sie mir gelegentlich Ihr Urtheil über Karalene, wo Sie jetzt sind und auch über das Wittenbergsche Seminar, in welchem Sie waren. Unser J. R., der am 3. Nov. d. J. hier pro ministerio examiniert wird, ist mit dem letzteren nicht ganz zufrieden. So lange Heubner da lebt und wirkt, kann ich mir die Anstalt

---

*) St. wies dort darauf hin, daß der besonders beabsichtigte „Widerruf seiner früheren Drucksünden" nun vorläufig schon in gegenwärtigem Buche enthalten sei.

Litthauen Nr. 43" abgedruckt wurde; hier genüge die Bemerkung, daß die damals gehaltene Rede uns als eine praktische und echt-pädagogische Illustration gelten darf zu jener am 5. Januar d. J. abgegebenen Erklärung, daß ihm nunmehr nach gewonnener tieferer Einsicht nicht mehr die äußere Befreiung Deutschlands von Fremdherren und welschem Wesen überhaupt, nicht mehr Rückkehr zum alten ideal geträumten Vaterlande als die höchste Aufgabe erscheine, sondern der einfache evangelische Heiligungsweg, der Kampf des einzelnen gegen die Sünde überhaupt, insbesondere gegen seine besonderen Lieblingssünden, und die Pilgerschaft nach dem großen himmlischen Vaterlande.

Indessen kam der Schluß des Halbjahrs Ostern 1824 heran, und zugleich ein wesentlich veränderter Blick in die Zukunft. Zwei wichtige Punkte hatten sich für St. im Laufe der letzten Monate entschieden, Aufschub — wenn nicht Aufgebung des zur Ordination erforderlichen Examens pro ministerio, und die Aussicht, eine Familienwohnung zu gewinnen und dadurch ein Haupthindernis baldiger Vereinigung mit seiner Ernestine wegzuräumen. Mit jenem Examen aber verhielt sich die Sache so:

Wie oben erwähnt hatte Stier eine Prüfung pro licentia concionandi in der gewöhnlichen Form nicht bestanden, sondern nach einjähriger Mitgliedschaft im Seminar Ostern 1822 vom Directorium desselben das Candidatenzeugnis erhalten; so hatte er sich behufs der Ordination nur noch dem zweiten Examen zu unterwerfen. An sich schien es ihm hiermit um so weniger zu eilen, als er ja das kanonische Alter noch nicht erreicht hatte, auch den Seminarcursus jedenfalls bis Michaelis 1826 durchzumachen und erst dann ein Predigtamt zu suchen gedachte. Aber so lange mochte er unmöglich einsam bleiben, darum trat ihm zu Zeiten der Wunsch recht lebendig nahe, so bald wie möglich ein geistliches Amt anzutreten und seine Braut in das gar lieblich

geträumte Pfarrhaus einzuführen. Inzwischen hatte ihn auch der von den Freunden in Königsberg beim Buchhändler Unzer vermittelte Druck seiner in Wittenberg ausgearbeiteten „Andeutungen für gläubiges Schriftverständnis. Erste Sammlung" ungesucht wieder mit dem ehrwürdigen Bischof Borowski in Berührung gebracht. Derselbe schrieb ihm unterm 18. Oct. 1823 folgendermaßen:

„Das Amt eines Censors der theologischen Schriften, die auf preußischem Boden erzeugt werden, hat mir oft trübe Stunden — dießmal aber, da ich Ihre Andeutungen, zuerst aus Pflicht — weiterhin mit Vergnügen las, viel frohe Stunden gemacht. Da Sie, mein theurer Freund! gleich im Vorwort — den herrlichen A. H. Francke reden lassen, ward ich wie natürlich in eine gute Stimmung für alles Folgende versetzt — und so las ich immer weiter, bis ich dahin kam, mein Imprimatur gleich an die letzte Reihe Ihrer Handschrift anknüpfen zu können. Bloß bei dem Abschnitte „Erlösung" konnt' ich nicht gleich mit dem lieben Autor ganz fertig werden. Danke Ihnen für die Lectüre; sie wird gewiß auch Andern und Vielen recht wohl thun! Mit des guten Nitzsch Promulgation habe ich auch nie zufrieden sein können. — Gut daß Sie unsers Kantzlers Buch mit dem anstößigen Titel kennen; sein Philopathos ist Ihnen doch auch wohl bekannt. — Schriften aus Ihrer Feder, welche Sie jetzt ungedruckt wünschen, möchte ich doch gern einmal lesen z. B. die Crocodill-Eyer und das Wort, dessen Sie am Schluß des Vorworts gedenken*). Lassen Sie mir diese Sachen gelegentlich zukommen. Ich werde immer Ihren Geist drin finden und mich der Modificationen erfreuen, die dieser Geist nach und nach erfuhr, daß er das ward was er jetzt ist. Ich wünschte, daß das zweite Bändchen der Andeutungen bald zur Censur käme. — Heil Ihnen in Karalene! Auch da werden Sie Gutes stiften. Sagen Sie mir gelegentlich Ihr Urtheil über Karalene, wo Sie jetzt sind und auch über das Wittenbergsche Seminar, in welchem Sie waren. Unser J. N., der am 3. Nov. d. J. hier pro ministerio examiniert wird, ist mit dem letzteren nicht ganz zufrieden. So lange Heubner da lebt und wirkt, kann ich mir die Anstalt

*) St. wies dort darauf hin, daß der besonders beabsichtigte „Widerruf seiner früheren Drucksünden" nun vorläufig schon in gegenwärtigem Buche enthalten sei.

Litthauen Nr. 43" abgedruckt wurde; hier genüge die Bemerkung, daß die damals gehaltene Rede uns als eine praktische und echt-pädagogische Illustration gelten darf zu jener am 5. Januar d. J. abgegebenen Erklärung, daß ihm nunmehr nach gewonnener tieferer Einsicht nicht mehr die äußere Befreiung Deutschlands von Fremdherren und welschem Wesen überhaupt, nicht mehr Rückkehr zum alten ideal geträumten Vaterlande als die höchste Aufgabe erscheine, sondern der einfache evangelische Heiligungsweg, der Kampf des einzelnen gegen die Sünde überhaupt, insbesondere gegen seine besonderen Lieblingssünden, und die Pilgerschaft nach dem großen himmlischen Vaterlande.

Indessen kam der Schluß des Halbjahrs Ostern 1824 heran, und zugleich ein wesentlich veränderter Blick in die Zukunft. Zwei wichtige Punkte hatten sich für St. im Laufe der letzten Monate entschieden, Aufschub — wenn nicht Aufgebung des zur Ordination erforderlichen Examens pro ministerio, und die Aussicht, eine Familienwohnung zu gewinnen und dadurch ein Haupthindernis baldiger Vereinigung mit seiner Ernestine wegzuräumen. Mit jenem Examen aber verhielt sich die Sache so:

Wie oben erwähnt hatte Stier eine Prüfung pro licentia concionandi in der gewöhnlichen Form nicht bestanden, sondern nach einjähriger Mitgliedschaft im Seminar Ostern 1822 vom Directorium desselben das Candidatenzeugnis erhalten; so hatte er sich behufs der Ordination nur noch dem zweiten Examen zu unterwerfen. An sich schien es ihm hiermit um so weniger zu eilen, als er ja das kanonische Alter noch nicht erreicht hatte, auch den Seminarcursus jedenfalls bis Michaelis 1826 durchzumachen und erst dann ein Predigtamt zu suchen gedachte. Aber so lange mochte er unmöglich einsam bleiben, darum trat ihm zu Zeiten der Wunsch recht lebendig nahe, so bald wie möglich ein geistliches Amt anzutreten und seine Braut in das gar lieblich

geträumte Pfarrhaus einzuführen. Inzwischen hatte ihn auch der von den Freunden in Königsberg beim Buchhändler Unzer vermittelte Druck seiner in Wittenberg ausgearbeiteten „Andeutungen für gläubiges Schriftverständnis. Erste Sammlung" ungesucht wieder mit dem ehrwürdigen Bischof Borowski in Berührung gebracht. Derselbe schrieb ihm unterm 18. Oct. 1823 folgendermaßen:

„Das Amt eines Censors der theologischen Schriften, die auf preußischem Boden erzeugt werden, hat mir oft trübe Stunden — dießmal aber, da ich Ihre Andeutungen, zuerst aus Pflicht — weiterhin mit Vergnügen las, viel frohe Stunden gemacht. Da Sie, mein theurer Freund! gleich im Vorwort — den herrlichen A. H. Francke reden lassen, ward ich wie natürlich in eine gute Stimmung für alles Folgende versetzt — und so las ich immer weiter, bis ich dahin kam, mein Imprimatur gleich an die letzte Reihe Ihrer Handschrift anknüpfen zu können. Bloß bei dem Abschnitte „Erlösung" konnt' ich nicht gleich mit dem lieben Autor ganz fertig werden. Danke Ihnen für die Lectüre; sie wird gewiß auch Andern und Vielen recht wohl thun! Mit des guten Nitzsch Promulgation habe ich auch nie zufrieden sein können. — Gut daß Sie unsers Kantzlers Buch mit dem anstößigen Titel kennen; sein Philopathos ist Ihnen doch auch wohl bekannt. — Schriften aus Ihrer Feder, welche Sie jetzt ungedruckt wünschen, möchte ich doch gern einmal lesen z. B. die Crocodill-Eyer und das Wort, dessen Sie am Schluß des Vorworts gedenken*). Lassen Sie mir diese Sachen gelegentlich zukommen. Ich werde immer Ihren Geist drin finden und mich der Modificationen erfreuen, die dieser Geist nach und nach erfuhr, daß er das ward was er jetzt ist. Ich wünschte, daß das zweite Bändchen der Andeutungen bald zur Censur käme. — Heil Ihnen in Karalene! Auch da werden Sie Gutes stiften. Sagen Sie mir gelegentlich Ihr Urtheil über Karalene, wo Sie jetzt sind und auch über das Wittenbergsche Seminar, in welchem Sie waren. Unser J. R., der am 3. Nov. d. J. hier pro ministerio examiniert wird, ist mit dem letzteren nicht ganz zufrieden. So lange Heubner da lebt und wirkt, kann ich mir die Anstalt

---

*) St. wies dort darauf hin, daß der besonders beabsichtigte „Widerruf seiner früheren Drucksünden" nun vorläufig schon in gegenwärtigem Buche enthalten sei.

nicht anders als gut und zweckmäßig denken. — Ich drücke Sie mit Vaterliebe an mein Herz. Borowski."

So wol dieser als gleichzeitige Briefe der ihm näher stehenden Königsberger Freunde mochten in St. den Wunsch rege machen, das Weihnachtsfest dort im gleich gestimmten Kreise zu feiern, und nicht, wie es anfangs beabsichtigt worden, im Elternhause. Eingehende Berathung mit jenen hatten denn auch den sofortigen Entschluß zu Folge, sich zum Examen zu melden; noch am heiligen Abend wurde die Meldung aufgesetzt und eingereicht, nur mit der durch die Amtsgeschäfte begründeten Bitte, ihm die Themata der schriftlichen Arbeiten vor dem gewöhnlichen Termin von sechs Wochen zukommen zu lassen. Das Consistorium antwortete unterm 14. Januar, bestimmte den 27. April zum Termin der mündlichen Prüfung und stellte folgende Aufgaben für die schriftliche:

1. Aus Dogmatik und Moral: a. De fide historica narrationis S. Scripturae de Christo in coelum sublato, hujusque euentus necessitate. b. De vitandis his vel illis licitis, ob viciniam illiciti.
2. Zur Exegese: a. Latine vertatur et notulis philologicis ac exegeticis illustretur Maleachi III, v. 1. sq. de Joanne Judaeorum Sacra emendaturo. — b. Vsus hermeneuticus locorum parallelorum nonnullis e nouo Testamento petitis exemplis probetur et illustretur.
3. Zur Kirchen- und Dogmen-Geschichte: a. Vom religiösen Zustande Deutschlands während dem 30jährigen Kriege. b. Vergleichung der Verdienste Luthers und Zwinglis in Hinsicht der Reformation.
4. Zur Homiletik und Pastoralwissenschaft: a. Wie hat der Prediger in Ansehung der Abergläubigen und Schwärmer sich zu verhalten? welche Weisheit zu beobachten? b. Wie hat der christliche Prediger sich zu benehmen, wenn gebildete Layen ihm einwenden, daß selbst Theologen die Aechtheit mancher biblischen Bücher bestreiten?
5. Predigt über 2. Korinther 4, 3—5.

Diese neun Arbeiten sollten sämtlich unter Angabe der benutzten Hülfsmittel zu Hause ausgearbeitet und die Reinschriften davon, jede auf

einen besondern Bogen in folio 4 Wochen vor der Prüfung eingereicht werden, examinandus selbst aber zehn Tage vorher bei der theol. Facultät sich melden, um tentiert zu werden.

So gern und freudig sich St. nun auch sofort zur Bearbeitung dieser Themata hinsetzte, so kamen ihm doch bald einige Bedenken über die äußere Form des Examens und namentlich der Predigt, worüber er sich von Freund Hahn Auskunft erbat. Ob das Examen öffentlich sei, wie zur Zeit noch in Dresden, ob unter loci paralleli sowol Real= als Verbalparallelen zu verstehen seien u. dgl. war ihm dabei freilich weniger wichtig, als der Hauptpunkt, ob er wirklich genöthigt sein werde, in leerer Kirche bloß vor den Examinatoren seine Predigt, beziehentlich auf Verlangen dieser bloß ein Stück derselben zur Probe zu halten. Einer solchen Zumuthung widerstrebte (wie wir wissen) Stiers Anschauung von der Würde einer Predigt ganz und gar; er konnte sich nur bereit erklären, in einer Königsberger Kirche vor einer wirklichen Gemeinde eine vollständige Predigt zu halten, der dann so viele Consistorialräthe zuhören möchten als da wollten. H. gab ihm zu, daß der herschende Modus für den predigenden Candidaten etwas höchst unangenehmes habe, wie ihn selbst grade dabei (und nur dabei) in Dresden Gedanken und Gedächtnis verlassen hätten; suchte die Einrichtung aber im ganzen doch zu rechtfertigen und rieth entschieden, sich „den Anordnungen der Obrigkeit zu unterwerfen, besonders da dieß doch weniger Aufopferung kosten kann, als der Schade seyn würde, den eine solche Weigerung hervorbringen dürfte." Für St., welcher schon im Wittenberger Seminar und neuerdings wieder in seinem Karalener Amte gegen jede der Kritik preisgegebene, nur um der Kritik willen angestellte Verkündigung des Wortes als eine Entweihung sich ausgesprochen hatte, war Hahns Antwort freilich keine Beruhigung, geschweige eine Widerlegung; und da er ohnehin sich nicht verbergen konnte, daß ihm das Lehramt augenblicklich näher lag als das Predigt=

amt, so versuchte er vorläufig einen andern Weg, den Zweck zu erreichen, der ihn zunächst zur Examenmeldung bestimmt hatte: die Vereinigung mit seiner Braut.

Unterm 7. Februar schrieb er an den Regierungsrath W. und legte ihm u. a. den dringenden Wunsch vor, durch Ueberweisung einer Familienwohnung von der vorläufig auf der 3. Lehrerstelle ruhenden Cölibatspflicht entbunden zu werden — wo dann für ihn jeder Grund wegfalle, sich vor Vollendung des dreijährigen Cursus nach einem andern Amte umzusehen. Da die sehr freundliche Antwort möglichste Unterstützung der geäußerten Wünsche verhieß, so reichte St. nun unterm 23. Febr. ein förmliches Gesuch bei der Regierung um Erweiterung seiner Amtswohnung ein, glaubte sich aber nun auch berechtigt, drei Tage später das Consistorium um Abberaumung des Prüfungstermins zu bitten. Die ostensible Begründung war kurz folgende: seit eingereichter Meldung hätten sich seine jetzigen Verhältnisse so geändert, daß er nun der, auch früher gefühlten, doch überstimmten Verpflichtung, das in K. angefangene Werk erst zu vollenden und wenigstens einen Cursus daselbst zu bleiben, nach seinem Wunsche folgen könne. Da also bei seiner in K. eingegangenen Verbindlichkeit, vor einigen Jahren kein Predigtamt anzunehmen, keine Nothwendigkeit vorliege, sein ohnedieß bei beschränkter Zeit für die Aufgaben nur unvollkommen zu leisten mögliches Examen jetzt schon zu machen, und einige andre Verhältnisse und Pläne ihn ebenfalls bestimmten, dasselbe nun wieder hinauszuschieben: so nehme er seinen Antrag zurück u. s. fort. An Hahn schrieb er ausführlich und sehr bestimmt, warum er seine Gegenbeweise durchaus nicht anerkennen könne. Gleichzeitig aber empfand er die Verpflichtung, seinem väterlich theilnehmenden Freunde Bischof Borowski sämmtliche Gründe im einzelnen vorzulegen. Er gibt zunächst außer der Aussicht auf eine Familienwohnung ein Familien=

fest zur Zeit des Termins an (Hochzeit seiner Schwester Pauline, 20. April), ferner den Wunsch, die nächste Zeit ganz noch der erklärenden Umschreibung eines oder zweier Evangelien zu widmen und damit ein beabsichtigtes, die ganze Bibel umfassendes, also den frühesten Anfang verlangendes Werk zu beginnen, endlich den Plan, so Gott wolle, mit dem Ende jenes Cursus zur Licentiatur zu promovieren, wobei dann ebenfalls das jetzige Examen überflüssig wäre. Dann aber fährt er folgendermaßen fort.

„Was meinen durch Herrn Dr Hahn an Ew. V. H. gelangten Wunsch, von einer gewissen üblichen Form befreit zu werden, anlangt: so bitte ich nur E. H. sehr, mich darin nicht auch so mißzuverstehen, als es Hr Dr H. nach seinem Briefe gethan zu haben scheint — was mir natürlich höchst schmerzlich sein müßte. Nicht einer mir unangenehmen Sache will ich mich weigern, indem ich Anstand nehme, zur Probe zu predigen nach hergebrachter Weise — was ein sehr unchristlicher Uebermuth wäre. Noch weniger würde mir die Haltung einer ganzen Predigt annehmlicher sein, gleich als ob etwas stolzhaftes in mir durch die Abkürzung derselben beleidigt würde. Sondern der einzige Grund meiner Bedenklichkeiten ist eine seit langer Zeit mir fest und klar gewordene und schon im Witt. Seminar gegen meine geachtetsten Vorgesetzten behauptete Gewissensüberzeugung, deren ich mich ohne Gottes Zustimmung von mir selbst nicht entschlagen kann, darf und will. Daß nehmlich jede bloß förmliche Behandlung dessen was des heiligen Amtes ist und jedes Zur-Probe-Ausüben dessen was nur in lebendiger Anregung des wirklichen Falles recht und von Gott gesalbt sein kann, der Würde des Gegenstandes zuwider — und auch für den Zweck der Uebung oder Prüfung doch nicht geeignet sei. Ich enthalte mich vor E. V. H. billig jeder weiteren Ausführung meiner nur angedeuteten Ueberzeugung, und glaube der Zuversicht sein zu dürfen, daß Dieselben gewiß wenigstens offne Festigkeit in der Ueberzeugung lieber an mir sehen als das Gegentheil, und also meines Gewissens, sei es auch ein schwaches und irrendes, in Güte schonen werden, so lange es sich selbst noch nicht von seinem Irrthume überzeugt hat. Ohne Gemeine so zu reden wie zu einer Gemeine, wäre mir doch unmöglich, und schon dadurch die Probepredigt ihrem Zwecke nicht entsprechend; sodann könnte doch wohl die münd-

liche Haltung dem, was Ein H. C. durch die schriftlich eingereichte Predigt weiß, nichts weiter hinzufügen, als eine Bekanntschaft mit Stimme und äußerer Manier, dem Allergeringsten bei dem, der nur sonst im Glauben vom Herrn zu zeugen wüßte. Da also ohnedieß viel andre Umstände mir die Zurücknahme des Ex. anrathen, so freue ich mich, auf solche Art zunächst einer mir so bedenklichen Sache überhoben zu sein — bis Gott weiter fügen wird. Entziehen mir Ew. B. H. um dieses reiflich überlegten Schrittes willen nicht Ihre theure Gewogenheit, in die ich mich ferner empfehle" u. s. fort.

Natürlich erschraken viele seiner Freunde über Stiers raschen, anscheinend so unklugen Schritt; namentlich konnte sich sein Vater gar nicht hineinfinden, wies wiederholt darauf, was die Leute dazu sagen würden, wie er sich alle Gönner zu Feinden machen — die ganze Carrière verderben könne; und der Sohn hatte ihm gegenüber in der That einen schweren Stand, blieb aber fest und handelte (zum ersten Male, wie er schreibt) nur nach seinen eignen Gründen, wenn er auch um der Form willen sich durch einen Freund nach den Modalitäten des Berliner Examens erkundigte. Was ihm einzig Unruhe machte, wie nämlich der Bischof die Sache aufnehmen werde, löste sich ganz zu seiner Zufriedenheit. Es hieß in Borowskis Antwort vom 27. März unter anderm:

„Es thut mir leid, sehr geehrter Herr und lieber Freund, daß Tage oder doch Stunden, auf die ich mich wirklich recht herzlich gefreut habe, mir nun nicht zu Theil werden können. Aber, mein Theuerster, ich ehre die Ueberzeugungen eines Jeden, von dem ich versichert bin, daß er alles mit Gewissenhaftigkeit überlegt — und Ihre freundschaftliche Zuschrift zeigt es mir ja, daß Sie dieß gethan haben. — Wegen Ihrer Ansicht der Art, wie hier und an andern Orten die Probepredigten zum Candidatenexamen gehalten werden, will ich mit Ihnen nicht schriftlich hadern. Es wird sich doch zu seiner Zeit Gelegenheit darbieten, darüber ausführlich mit einander zu sprechen. Ich umarme Sie, mit einem Herzen voll wahrhaftiger Vaterliebe zu Ihnen."

Auch die amtliche Antwort des Consistoriums war kurz und ohne alle Vorwürfe; und Freunde wie Olshausen und Ebel ließen

ihm sagen: es sei ganz köstlich, daß er sich berufen fühle, das abscheuliche pharisäische Wesen anzugreifen*). So fühlte sich St. vollkommen über den gethanen Schritt beruhigt und hat ihn auch später nie bereut, obgleich er (wie wir sehen werden) auf diese Art überhaupt der Ehre verlustig gegangen ist, jemals sich einem Examen zu unterwerfen. Vielmehr hat er sechs Jahre später in einem Aufsatze in Brandt's homiletisch-liturgischem Correspondenzblatte „Etwas gegen Kunst und Künstelei beim Predigen" sich ausführlicher in demselben Sinne ausgesprochen (wieder abgedruckt in „Gesammeltes aus der Zerstreuung", S. 136 ff. vgl. S. 144 f.). Leider wie bekannt ohne besondern Erfolg für die Examenpraxis in Preußen bis auf den heutigen Tag.

Um so lebhafter dachte er sich nun in eine Fortdauer seines Karalener Amtes, aber mit eigenem Herde, hinein. Wohl hatte Olshausen gehofft, es werde ihm gelingen, ihn nach Königsberg zu ziehen. „Ich kann Dir nicht sagen" — so hatte er gleich Anfangs ihm geschrieben — „wie ich mich freue, daß wir Dich hieher bekommen haben in unser liebes Preußenland. Ich hoffe, Du wirst hier lesen, und hier ein Leben anrichten unter unseren Studenten, das mächtig sein wird." Und nach dem Besuche in Königsberg berichtete er ihm mit Freuden von einem Plane des Bischofs, ihm und Preuß eine Anstellung an dem Königsberger Waisenhause zu geben. Allein St. machte sich grade jetzt immer heimischer in seinem einmal übernommenen Amte. „Grade seit meiner Königsberger Reise" schreibt er „ist der Drang und Trieb meines Herzens gewachsen, vorzüglich die religiöse und in Beziehung darauf jede

*) Doch schrieb ersterer nachher: „Die Sache selbst (mit dem Probepredigen) ist mir lange sehr widerlich gewesen. Daß ich sie aber nicht für so tiefgreifend halte, um etwas anderes, wesentliches deshalb zurückzuschieben, das hängt mit meinen allgemeinen Ansichten vom Verhältnis der wahren und der äußeren Kirche zusammen."

mir mögliche Bildung der mir Uebergebenen hinausführen zu können. Das Verlangen, hierin erst noch die letzte gründlichste Vorbereitung zum heiligsten Berufe umfassender Seelsorge genießen zu dürfen, der Wunsch, das mir hier von Gott übertragene Werk an den Herzen so vieler künftiger Lehrer mit Seiner Hülfe vollenden zu können, ist so lebhaft, daß ich gern verleugne was ich darf, damit dieß geschehe; eine mir dargebotene Abberufung würde ich nicht aus Verkennung meiner gegenwärtigen Pflichten, sondern nur aus nothgedrungener Anerkennung noch höherer annehmen."

Mit ganz besonderer Lust aber verfolgte er die Pläne, sich selbst ein eigenes trautes Heim zu schaffen, in das er seine geliebte Braut als Hausfrau einführen könnte; unmöglich konnte er die Sorge dafür nur den Baucommissionen und Räthen der Regierung überlassen. Anfangs hatte er das „Hornsche Häuschen" dazu auserkoren, und wie er an E. schreibt, sich gründlich „rund herum" darauf angesehen.

„Es hat ein Strohdach, Liebchen, sieht aber übrigens recht hellweiß aus, Zaun und Einfassung vor der Vorderseite, mit Eingang und Bänken, rund herum ein Hof mit Stall u. s. f., dahinter ein ziemlicher Garten mit eben so jungen Bäumen und einem Mittelgarten wie der Brautgarten [in Wittenberg]. Dahin kämen dann die verabredeten Blumensamen aus dem Brautgarten. Vor der Hausthür ist die Straße nach Gumbinnen, und gleich hinter dieser ein grüner, bäumiger Abhang zum tief fließenden Strome, den man in einem langgedehnten Thale grade aus in weiter Aussicht vor sich hat aus den Vorderfenstern. Drinnen mögen etwa 4—5 Stuben sein, für uns eine Superintendtur, nicht wahr?"

Freilich erwies sich dieser Gedanke bald als unpraktisch und es sollte nun am Hauptgebäude angebaut werden. Sofort wurden neue Pläne gezeichnet und in duplo an den Regierungsrath und an die Braut eingesandt; nur daß letztere noch weitere Winke über künftige Vertheilung der Stuben und ein Paar Ansich-

ten des Gebäudes als Zugabe erhielt. Und wie schön das war, wenn der Director und der Baurath bei all den amtlichen Berathungen immer ganz ernst von „seiner lieben Frau" sprachen! Je mehr aber davon die Rede war, je näher der auf Ende Juni etwa angesetzte Beginn des zur Hochzeitreise zu erbittenden vierteljährigen Urlaubes herankam, desto mehr empfand er auch die noch vorhandene Einsamkeit, die Sehnsucht nach dem Wiedersehn. Er schrieb am 7. März:

„Ein besonders lebendiges Vorgefühl habe ich davon, wie uns beim Wiederhaben — ach gäbs doch dafür ein eignes Wort! — die vorigen Zeiten unsers Beisammenseins wieder nahrücken, und Abschied und Wiederkehr so zusammenfallen werden, als wäre ein schwerer, doch heilsamer, und wunderbar erneuernder Traum nur dazwischen gewesen — und wie uns grade darin die erleichternde Ermahnung zur Stille vom Herrn wird gegeben werden. Ich wollte, der Herr schenkte es uns dann so, daß Alle, die uns sähen und den Maßstab gewöhnlicher Menschenbrautschaft anlegen wollten, nicht aus uns klug würden; daß sie einmal beim so gesetzten und vernünftigen Wiedersehn so lang und weit getrennter Brautleute fast die Liebesstärke bezweifelten, dann aber doch wieder die tiefste Liebesgewalt und größte Erquickung grade in der sanft verklärenden Wirkung uns abmerkten — kurz daß wir vor allen Zeugen bei unserm Wiederhaben unserm Herrn einmal recht Ehre machten, und sie uns dabei etwas anfühlten von jenem Blicke, der mit Ihm schon jetzt über das ganze Leben und dessen kleine Jahre hinwegsieht. Du verstehst mich und merkst, wie ich mir absichtlich das hohe Ziel aufstelle, weil ich gar zu sehr noch die Anlage zum Gegentheil verspüre. Nun so viel ist ja gewiß, daß wir uns vor Ihm wieder umarmen werden, und dann wird Er Alles schon geben oder nicht geben, was unsrer Schwachheit und Seiner Ehre gut ist."

Und doch hatte er von Ernestinens Vater, wie wir oben sahen, eigentlich nur die stillschweigende Einwilligung erlangt. Jetzt schien die Zeit da, jene formelle Werbung zu erneuern. So schrieb er denn an seinem Geburtstage, eben durch die erhaltenen Briefe so recht im Innersten erregt und in den theuren Witten=

berger Kreis im Geiste versetzt, an Ernestinens Eltern, mit voller Wärme an die Mutter, deren Hauptbedenken wie er wußte eben ja nur darin lag, daß sie die Tochter so weit weggeben sollte, mit klarer ins Herz dringender Hervorhebung aller Gründe, welche für eine baldige Heimholung der geliebten, für Herz und Amt unentbehrlichen Braut sprachen; — gemessener, wie es sich ziemte und doch auch darin kindlich, an den würdigen Vater, dem er auf wissenschaftlich theologischem Gebiete eben erst als Gegner in seiner neuesten Schrift gegenüber getreten war. Der Brief lautete:

„Hochwürdiger Herr General-Superintendent! Mit inniger Verehrung und dem Wunsche der kindlichsten Liebe, daß dieß Blatt Ew. Hochwürden bei soviel Gott will wiederhergestellter Gesundheit finden möge, wage ich heute, nachdem fast ein Jahr seit meinem Abschiede von Wittenberg verflossen, an Ew. Hochwürden die erneuerte Bitte um die Hand Ihrer — in froher Hoffnung auch schon meiner Ernestine. O daß ich sie auch mündlich thun könnte, wie zum ersten Male! Doch nehmen Ew. Hochw. auch mein schriftliches Wort, mit dem ich Ihnen nun, da die Zeit genaht ist, meine Wünsche nur aussprechen darf, ehe sie erfüllt werden können, gütig auf; nehmen Sie es mit väterlicher Huld auf, wenn ich in dazu vorbereiteten Verhältnissen nun nicht länger anstehen zu dürfen glaube, die geliebte Tochter aus Heimath und Elternhaus nach Gottes Ordnung mir Einsamen zur Hausfrau zu werben.

Mein hiesiges Amt verspricht mir viel Segen und Freude an offenen jungen Herzen und giebt eine ermunternde Aussicht durch die Bildung wieder zum Bilden bestimmter, es wird mir immer theurer; aber es fordert auch, da ich ja bei dem allen in der Theologie nicht feiern, vielmehr grade hier, vor dem Seelsorgeramte, zugleich noch gewisse Arbeiten beendigen will, eine so angestrengte Thätigkeit, daß, zur Stärkung hierin, mein Herz nun sehr nach den Freuden und Tröstungen der ehelichen Gemeinschaft verlangt. Ew. Hochw. werden in solchen Verhältnissen es sehr natürlich finden, daß ich an eine, noch dritthalb Jahr dauernde Verlängerung der mir jetzt schon so schweren weiten Trennung von Ihrer Tochter, meiner im Namen des Herrn Nächstverbundenen, nicht

denken kann. Ich habe also auch die Möglichkeit meiner Verheirathung der Gumbinner Regierung zur Bedingung meines Hierbleibens gemacht, und darauf die gewissesten Zusagen empfangen. Mein Gehalt u. s. f. Daher ich, obwohl durch unvorhergesehene Umstände allerdings noch Verzögerung möglich wäre, doch, wenn irgend Wahrscheinlichkeit gilt, hinreichende Gewißheit zu haben glaube, um mir jetzt schon Ew. Hochw. väterlichen Segen zu unserer Verbindung zu erflehen. Indem ich einerseits ganz fühle, welche Tochter ich aus Ihrem Hause in so weite Ferne rufe, so muß ich doch dem Willen Gottes gehorsamen, der alles so gefügt hat, und kann nichts anders, als Vollendung deß Bundes auch für das äußere Leben dringend wünschen, mit dem Er unsre Herzen längst für die Ewigkeit zusammengeschlossen hat. Daß Ihre Tochter in mir einem Manne gegeben wird, der, in ihrer Liebe sehr begnadigt, mit seiner ganzen Seele an sie gefesselt ist, und darin immerdar das Glück und den Segen seines Lebens finden wird — darf ich Ew. Hochwürden nicht erst mit vielen Worten versichern; und meine Ernestine weiß es. Und ob sie auch für jetzt Vater und Mutter verließe und der Liebespflege der noch bleibenden Kinder übergäbe, so könnten uns doch spätere Fügungen auch leicht wieder nach Deutschland zurückführen. —

Doch ich schweige lieber von der Zukunft in Ergebung, und spreche nur noch bestimmter meine kindlichste Bitte für die Gegenwart aus: Sprechen Ew. Hochw. Ihren Vatersegen über unsre Verbindung, und erlauben Sie, daß ich mit Anfang Juli nach Wittenberg komme, ihn feierlich vorm Altare zu empfangen! Denn später darf ich, da ein Vierteljahr Urlaub nöthig sein wird, der Jahreszeit wegen wohl nicht abreisen. — Ich küsse im Geiste mit Ernestinen Ihre Hand, und harre in Zuversicht Ihrer Gewährung. Meine Eltern, mit meinem Vorhaben ganz einverstanden, empfehlen sich Ihnen hochachtungsvoll. Mir aber erlauben Sie, daß ich mich, in tiefer Sehnsucht nach der Zeit, wo ich ganz in Ihre Familie aufgenommen es mündlich werde sagen können, jetzt schon nenne Ew. Hochw. in Liebe und Verehrung ergebenen Sohn R. Stier."

Die trotz aller scheinbaren Zuversicht im Hinblick auf die früher angedeutete Eigenthümlichkeit des würdigen Greises etwas ängstlich erharrte Antwort traf bald ein und lautete beiderseits vollkommen gewährend. Dennoch trafen mehrere Umstände zusam=

berger Kreis im Geiste versetzt, an Ernestinens Eltern, mit voller Wärme an die Mutter, deren Hauptbedenken wie er wußte eben ja nur darin lag, daß sie die Tochter so weit weggeben sollte, mit klarer ins Herz dringender Hervorhebung aller Gründe, welche für eine baldige Heimholung der geliebten, für Herz und Amt unentbehrlichen Braut sprachen; — gemessener, wie es sich ziemte und doch auch darin kindlich, an den würdigen Vater, dem er auf wissenschaftlich theologischem Gebiete eben erst als Gegner in seiner neuesten Schrift gegenüber getreten war. Der Brief lautete:

„Hochwürdiger Herr General-Superintendent! Mit inniger Verehrung und dem Wunsche der kindlichsten Liebe, daß dieß Blatt Ew. Hochwürden bei soviel Gott will wiederhergestellter Gesundheit finden möge, wage ich heute, nachdem fast ein Jahr seit meinem Abschiede von Wittenberg verflossen, an Ew. Hochwürden die erneuerte Bitte um die Hand Ihrer — in froher Hoffnung auch schon meiner Ernestine. O daß ich sie auch mündlich thun könnte, wie zum ersten Male! Doch nehmen Ew. Hochw. auch mein schriftliches Wort, mit dem ich Ihnen nun, da die Zeit genaht ist, meine Wünsche nur aussprechen darf, ehe sie erfüllt werden können, gütig auf; nehmen Sie es mit väterlicher Huld auf, wenn ich in dazu vorbereiteten Verhältnissen nun nicht länger anstehen zu dürfen glaube, die geliebte Tochter aus Heimath und Elternhaus nach Gottes Ordnung mir Einsamen zur Hausfrau zu werben.

Mein hiesiges Amt verspricht mir viel Segen und Freude an offenen jungen Herzen und giebt eine ermunternde Aussicht durch die Bildung wieder zum Bilden bestimmter, es wird mir immer theurer; aber es fordert auch, da ich ja bei dem allen in der Theologie nicht feiern, vielmehr grade hier, vor dem Seelsorgeramte, zugleich noch gewisse Arbeiten beendigen will, eine so angestrengte Thätigkeit, daß, zur Stärkung hierin, mein Herz nun sehr nach den Freuden und Tröstungen der ehelichen Gemeinschaft verlangt. Ew. Hochw. werden in solchen Verhältnissen es sehr natürlich finden, daß ich an eine, noch dritthalb Jahr dauernde Verlängerung der mir jetzt schon so schweren weiten Trennung von Ihrer Tochter, meiner im Namen des Herrn Nächstverbundenen, nicht

denken kann. Ich habe also auch die Möglichkeit meiner Verheirathung der Gumbinner Regierung zur Bedingung meines Hierbleibens gemacht, und darauf die gewissesten Zusagen empfangen. Mein Gehalt u. s. f. Daher ich, obwohl durch unvorhergesehene Umstände allerdings noch Verzögerung möglich wäre, doch, wenn irgend Wahrscheinlichkeit gilt, hinreichende Gewißheit zu haben glaube, um mir jetzt schon Ew. Hochw. väterlichen Segen zu unserer Verbindung zu erflehen. Indem ich einerseits ganz fühle, welche Tochter ich aus Ihrem Hause in so weite Ferne rufe, so muß ich doch dem Willen Gottes gehorsamen, der alles so gefügt hat, und kann nichts anders, als Vollendung deß Bundes auch für das äußere Leben dringend wünschen, mit dem Er unsre Herzen längst für die Ewigkeit zusammengeschlossen hat. Daß Ihre Tochter in mir einem Manne gegeben wird, der, in ihrer Liebe sehr begnadigt, mit seiner ganzen Seele an sie gefesselt ist, und darin immerdar das Glück und den Segen seines Lebens finden wird — darf ich Ew. Hochwürden nicht erst mit vielen Worten versichern; und meine Ernestine weiß es. Und ob sie auch für jetzt Vater und Mutter verließe und der Liebespflege der noch bleibenden Kinder übergäbe, so könnten uns doch spätere Fügungen auch leicht wieder nach Deutschland zurückführen. —

Doch ich schweige lieber von der Zukunft in Ergebung, und spreche nur noch bestimmter meine kindlichste Bitte für die Gegenwart aus: Sprechen Ew. Hochw. Ihren Vatersegen über unsre Verbindung, und erlauben Sie, daß ich mit Anfang Juli nach Wittenberg komme, ihn feierlich vorm Altare zu empfangen! Denn später darf ich, da ein Vierteljahr Urlaub nöthig sein wird, der Jahreszeit wegen wohl nicht abreisen. — Ich küsse im Geiste mit Ernestinen Ihre Hand, und harre in Zuversicht Ihrer Gewährung. Meine Eltern, mit meinem Vorhaben ganz einverstanden, empfehlen sich Ihnen hochachtungsvoll. Mir aber erlauben Sie, daß ich mich, in tiefer Sehnsucht nach der Zeit, wo ich ganz in Ihre Familie aufgenommen es mündlich werde sagen können, jetzt schon nenne Ew. Hochw. in Liebe und Verehrung ergebenen Sohn R. Stier."

Die trotz aller scheinbaren Zuversicht im Hinblick auf die früher angedeutete Eigenthümlichkeit des würdigen Greises etwas ängstlich erharrte Antwort traf bald ein und lautete beiderseits vollkommen gewährend. Dennoch trafen mehrere Umstände zusam=

men, darunter namentlich die Ernestinens andauernde Pflege erheischende Krankheit der Schwester Luise, um zu ernstlicher Prüfung zu veranlassen, ob der Termin der Hochzeit nicht doch noch hinauszuschieben sei. Grade des Vaters so ganz gewährende Güte schien ihm um so beschämender und dringender die Pflicht aufzulegen, jene nicht „als einen Raub" hinzunehmen, vielmehr schien es für beide Brautleute gut zu sein, aus Liebespflicht der Trennungszeit noch etwas zuzugeben. Ernestine empfand dasselbe und wies zuerst nachdrücklich darauf hin, und so entschlossen sie sich denn im Vertrauen auf den Herrn und dessen Stärkung, die Hochzeit noch bis zum Frühjahr 1825 auszusetzen. Die Wohnung, deren Plan am 28. April von einer Regierungscommission unter Vorsitz des Director Fernow selbst gründlich und vollständig entworfen worden, konnte so mit erforderlicher Langsamkeit und Gründlichkeit gebaut und durch Austrocknen vollkommen wohnlich gemacht werden; auch die mancherlei Besorgungen und Vorbereitungen in Wittenberg brauchte man nun nicht so zu beeilen — vor allem aber konnte Ernestine ihre lieben alten Eltern noch einen Winter pflegen, und dann holte der Bräutigam sich die Hausfrau zur schönen Jahreszeit statt grade für den litauischen Winter. Aber freilich einen Besuch im Sommer zu der bereits bestimmten Zeit bedurfte er als Stärkung für den letzten einsamen Winter, den konnte er unmöglich aufgeben, sah auch durchaus keinen zwingenden Grund dazu. Eigne Führung des Herrn! Im Februar hatte St. an seine Braut geschrieben „Es ist gewiß, wie alles menschlich Gewisse, wobei sich der Herr ja immer noch das Dreinreden vorbehält, und wirs Ihm lassen in Demuth — ebenso gewiß ist es: daß ich dieß Jahr Dich nach Karalene hieher heimhohlen kann", und diese süße Gewißheit war Monate lang das Grundthema aller Brautbriefe und Gedanken gewesen. In echtkindlichem Sinne hatten sie dann das Dreinreden des Herrn zu

erkennen geglaubt, und aus freien Stücken das Opfer gebracht, die Vereinigung noch sechs Monate aufzuschieben. — Da plötzlich belohnt sie der treue Gott wieder für diese schwere Selbstverleugnung: nicht in Karalene im östlichen Litauen sondern an der südwestlichen Grenze Deutschlands in Basel weist er dem jungen rüstigen Arbeiter sein Weinbergsplätzchen an, und lenkt es nun doch alles so, daß er dennoch zu der ursprünglich gehofften Octoberzeit seine Ernestine für immer die seine nennen darf. Wir werden weiter unten den ersten aus dem Missionshause so unerwartet ergehenden Ruf näher ins Auge fassen und die weitere wunderbare Entwicklung dieser Sache betrachten — für jetzt müssen wir uns noch einmal nach dem bisherigen Leben Stiers in der Familiengemeinschaft und im Amte, wie nach seiner schriftstellerischen Thätigkeit umsehen.

Das Verhältnis zum Elternhause war trotz der häufigen Gelegenheiten sich zu sprechen, noch immer nicht so innig wie er wünschte: er fühlte sich nirgend so ganz verstanden; auch den beiden Schwägern Obersteuercontroleur Küstermann in Ragnit und Steuerc. Hitzigrath in Heidekrug (Gatte der zweiten Schwester P. seit Ostern d. J.) stand er innerlich nicht nahe genug. In Gumbinnen zu predigen fehlte es nicht an Gelegenheit, wenigstens nicht an Aufforderungen, obwol mehrere Prediger dem berüchtigten „Mystiker" die Kanzel verweigerten oder doch nur mit Verwahrung einräumten. Von einem tieferen Eindruck seiner Predigten spürte er immer weniger, tröstete sich aber wie billig mit dem Blick auf den Tag der Ernte in der Ewigkeit, der alles offenbar machen wird.

Um so wohler fühlte er sich in Karalene, namentlich in dem eigentlich geistlichen Theile seines Amtes. Die Lehrstunden waren so ziemlich die früheren geblieben, nur lehrte er jetzt mehr Religion und Deutsch, weniger Latein, und in der äußern

Anordnung genoß er seit Ostern einer größern Zahl freier Vormittagsstunden, wofür er gern an einigen Tagen zwischen 4 und 6 unterrichtete. Besonders werth war ihm aber stets die Woche, in welcher er die Andachten zu halten hatte, z. B. von Palmsonntag ab, wo er die Geschichte der Karwoche zu Grunde legte. Am Karfreitage selbst redete er über Gerhards „O Haupt voll Blut und Wunden", wie die Betrachtung des Herrn am Kreuz sein müsse 1) nah und lebhaft, 2) nachdenkend, mit Bekenntnis unsrer Schuld, 3) wirksam, Buße und Liebe im Leben fortan erzeugend, und gedachte lebhaft des gesegneten Tages von 1821. „Ach daß der Erstlingsegen vor drei Jahren vermehrt über uns käme (schreibt er vorher an seine Braut)! An dem Tage werden unsre Engel viel zu bestellen haben." Ein großer Trost für ihn war es, daß er neben der aus den Brautbriefen gewonnenen innern Stärkung auch in den Gesprächen und dem ganzen Verkehr mit Preuß und dessen Frau mehr und mehr in die Tiefe des Herzens gehn, sich geschwisterlich mit ihnen im Herrn zusammenfinden konnte. Doch hatte sich die äußere Gelegenheit zum aussprechen eher gemindert, seit er nicht mehr alleiniger Mittagsgast war und die Theilnahme am Abendbrote aufgehört hatte. Zuweilen, doch selten, erfreute ihn der Besuch eines Universitäts-Freundes aus „der altdeutschen Zeit" z. B. des seit fünf Jahren nicht gesehnen Liebetrut, der (damals Hauslehrer an der Memel in russisch Litauen) mit zwei Zöglingen eine Reise ins Preußische machte. Er war — wie St. bald merkte — seitdem auch aus einem alten Deutschen ein neuer Christ geworden, wiewol eben erst durch Schleiermacher durchgegangen und noch etwas unklar über ihn. Sein Besuch mit Nachrichten über Neander, Strauß, sehr viele damalige Deutschheitsgenossen und deren mannigfach wunderbare Richtungen und Schickungen bis dahin, sowie mit offenen vertraulichen Mittheilungen aus dem eignen Herzen

— war St. sehr wichtig und theuer, obgleich seine Anwesenheit nur einige Stunden dauerte.

Dabei rückte seine Bibelarbeit zu Zeiten recht erfreulich vor. Ein fortlaufender Commentar zur ganzen Heiligen Schrift sollte es werden, in Form einer Umschreibung, jede Ostermesse ein Bändchen mit dem N. T. angefangen, und auf das ganze Leben, so Gott Gnade schenkte, berechnet und vertheilt. Matthäus rückte allmählich vor; von den anfangs für unnöthig zu lesen erachteten gelehrten Erklärungen früherer Theologen, durch deren eingehende Berücksichtigung er nur abgezogen und gehemmt zu werden fürchtete (vgl. S. 177), wurden doch nach und nach manche angeschafft und studiert, damit er „fürs Auflesen einzelner vor ihm gefundner Sprach- und Erklärungsbemerkungen seine Schuldigkeit gethan hätte." Die Bibliothek fing an, gewaltig sich zu mehren durch „allerlei Kraftsachen, die schon lange auf der Hoffnungsliste gestanden hatten", wie Pfenningers Jüdische Briefe nebst andern Schriften von ihm, Schuberts Symbolik des Traumes, vor allem aber Joh. Frd. von Meyers Lichtbote (1806), zu dem er sich immer wieder durch besondre Geistesverwandtschaft hingezogen fühlte. „Er muß" schrieb er über ihn an Ernestinen „tiefe schwere Wege des Heiligen Geistes durchgemacht haben — und jedes neue Wort von ihm zeigt mir klarer, sowol daß er ein ganz besonders von Gottes Geist erweckter Prophet unsrer Zeit ist, als auch daß mir der Herr sein Wort durchdringend macht über alles andre Menschenwort. Meine E., solche geheime Freuden, wie die, wenn ich bei den Probebogen der Andeutungen fühlen darf, es sei wol im ganzen so, wie M. es sagen würde — sage ich nur Dir. Sobald das Buch fertig ist, schreibe ich ihm den ersten Brief zur Begleitung eines Exemplars, und nach seiner Antwort zittert meine ganze Seele wie nach dem Anfange einer neuen Weihezeit."

Das Buch erschien (vgl. Anhang), und am 30. April schickte

St. in der That ein Exemplar an Meyer mit einem Begleitbriefe, der uns leider nicht erhalten, dessen Hauptinhalt aber aus der Antwort zu ersehen ist. Sie lautete:

„Geliebter Bruder in dem Herrn! Indem ich unsern gemeinschaftlichen Herrn und Heiland preise, daß seine Gnade an mir Ihnen so viel Segen gebracht hat, so freue ich mich zugleich, daß Sie dennoch auch unabhängig von mir die Wege des Geistes gehen, und also den Meister suchen und gefunden haben, zu dem ich gern Jedermann führen möchte, und dem dieser Name, seinen eigenen Worten nach, allein im wahren Sinne gebührt. Ich bekenne ferner, daß es lange mein Wunsch war, es möchte der heilige Geist Männer erwecken, die meine kurz ausgesprochenen Wahrnehmungen, wofern sie von ihm seyen, weiter verarbeiteten, als wozu es mir an Zeit und Kräften gebricht. Würde ich von ihnen übertroffen und oft belehrt, so konnte ich das nur für einen Gewinn achten, da ich nicht die Ehre meiner eigenen Weisheit, sondern die Weisheit und Ehre dessen suche, der mich in mein wunderliches Amt gesetzt hat, auch überaus gern von Jedem lerne, welcher den Geist Jesu Christi besitzt. Wir sind wie die Kerzen, deren eine die andre anzündet, welche dann, von der allgemeinen Luft genährt, für sich weiter fortbrennen muß. Ferner daß mein Wort Ihnen nicht bloß nütze war zur Weisheit oder deren Verstand, sondern auch zur praktischen Erkenntniß, die von Sünden reinigt und das Herz verneut, ist mir überaus wichtig und preiswürdig, in der Maaße als eigentlich nur die Heiligung selig macht, und die Mutter der Erleuchtung ist. Ersehen Sie aus dem Allen, wie große Freude Ihre Sendung mir verursacht hat" u. s. w.

Freilich fuhr er dann, nachdem er die einzelnen Aufsätze einer näheren Kritik unterzogen und gemeldet hatte, daß er durch den einen (über die seufzende Creatur) zum sofortigen Niederschreiben eines eigenen Aufsatzes darüber angeregt worden sei, folgendermaßen fort:

„Ich habe mich daselbst auch beiläufig über Nr. 16, nämlich den Wunsch ausgesprochen, daß Sie die Erlösungslehre ganz einfach annehmen möchten, wie sie von den Gläubigen insgemein verstanden wird. In diesem höchst wichtigen Stück scheinen Sie mir (der hier schriftlich

nach Ihrem Verlangen einmal „„Meisterrecht üben““ will) noch zur Hälfte im Ungehorsam der Vernunft befangen zu seyn“ u. s. w.

Das Buch erregte ziemlich allgemeines Aufsehen, wurde von Vielen wie erwartet mit unverhohlenem Widerspruch aufgenommen, von den gleichgesinnten Brüdern größtentheils mit der herzlichsten Freude begrüßt, fand aber doch auch bei manchen der Letzteren Anstoß — namentlich in dem von Meyer sofort hervorgehobenen Punkte der Versöhnungslehre. Stiers alter Freund Rennecke versuchte in mehreren sehr ausführlich eingehenden Briefen vergebens mit ihm sich über diesen und andre Punkte zu verständigen; tief erregt schrieb er darauf kurz und kühn an Meyer, legte die trennende Verschiedenheit vor, und daß sie beide ihn jeder auf seiner Seite glaubten, und verlangte Erklärung. Die wurde sogleich gegeben und fing übereinstimmend mit jenem Briefe an St. also an:

„— erwidere ich, daß ich über die Versöhnungslehre Ihrer und nicht Rud. Stiers Meinung bin. — Die 6te Sammlung Blätter für höh. Wahrheit ist unter der Presse; darin habe ich einen Aufsatz über die seufzende Creatur zur Beleuchtung und Berichtigung des Stierischen über denselben Gegenstand abdrucken lassen, und unter dem schuldigen Lobe, welches dem trefflichen Buche unsers gemeinschaftlichen Freundes gebührt, in Betreff der Erlösung den Wunsch und die Hoffnung geäußert, Hr St. werde sie noch in dem einfachen biblischen Sinne erkennen und annehmen, worin ich sie mit so vielen andern Gläubigen auffasse.“

Es folgten dann genauere Auseinandersetzungen, die aber unsern St. noch keineswegs befriedigten oder überzeugten. Derselbe glaubte, so schwer es ihm wurde, fest gegen M. bleiben zu müssen, und setzte sofort einen ausführlichen widersprechenden Brief auf, welcher der gehofften persönlichen Begegnung vorangehn und den Weg bahnen sollte. — Wir werden später sehen, wie St. in dem zweiten Bande der „Andeutungen“ allerdings den in Rede stehenden Aufsatz in wesentlichen Punkten widerrief und eine sehr

gründliche Entwickelung der ganzen Frage gab. Interessant ist uns das erste Urtheil der Braut über das genannte Buch ihres Rudolf. Ernestine schreibt unterm 5. Juli an ihren Schwager Schmieder:

„Es ist doch ein recht unaussprechliches Gefühl zum erstenmale auf diese Weise in einer Seele zu lesen, wo man bisher gewohnt ist, nur in verborgenster Stille das unmittelbarste Lesen zu haben; schon der gedruckte Buchstabe macht gleich das öffentlich Ausgesprochene so fühlbar, — die in schulgerechter Form gefaßte Sprache, wie das doch um der Schwachheit der armen Gelehrten willen sein muß, ist mir auch so wunderlich, doch bin ich mit Leib und Seele dabei gewesen, und alle gelehrte Wirthschaft drin hat mich nicht abhalten können; wenn ich auch stellenweise nichts verstand, kam doch immer wieder etwas, wo ich ganz mit drin leben konnte, und das hat mich innig angetrieben es dem lieben Herrn immer wieder in die Hände zu geben, Er kanns ja doch allein beleben und an den rechten Fleck bringen. Ganz besonders habe ich beim Lesen dieses Werks meiner nächsten mir verschmolznen Seele die Vorahnung und Freude empfunden, wie es ihm künftig wird gegeben werden zu schreiben, grade weil ich den Grund seines Herzensverlangens für den Herrn zu arbeiten in seiner inwendigsten Gestalt kenne wie vielleicht sonst niemand, und sein Wort nun doch mehr von außen und aus Augen andrer betrachten kann, als er selbst es im Stande ist, da es aus ihm gekommen; — so fühle ich auch besonders, wo ein andrer Geist kann verstanden werden als den er mittheilen möchte, und sehne und freue mich wenn er künftig immer mehr wird die erkannten Wahrheiten in immer stillerem Geiste mit immer weniger Worten mittheilen können, — dazu helfe der ihn berufen hat, und segne auch diese erste Blüthe, wobei doch Sein lebendiger Geist auch wahrhaftig geholfen hat.“

Es ist natürlich, daß die innerlich gereifte, drei Jahr ältere Braut einen so richtigen Blick für die jugendliche Entwicklung Stiers hatte, welche sie einige Zeit früher (11. Sept. 1823) an denselben Schm. in folgender Weise charakterisiert hatte:

„Bei Deiner Aeußerung über seine Ansichten in meinem Briefe wars mir so, als dächtest Du Dir etwas mehr jugendlichen Geistesrausch in

ihm als noch da ist, wiewohl er und ich wissen, daß da die Seite in ihm ist, wo er am meisten zu lernen hatte und hat; auch ist in seiner Erkenntniß ein sichtbarer beständiger Stufengang, seit ich ihn kenne. Mehrmals sagte er mir von vor kurzem noch ergriffenen Gedanken „das war noch sehr kindisch", und fast jede Woche wird seine lebendige immer ins ganze gehende Seele von neuen Ueberblicken ergriffen; dabei bleibt aber sein Inneres von früher Zeit her für seinen eigenthümlichen Stand und Beruf ein sich gleichbleibendes fortwachsendes Ganze, das in immer neuen Bekehrungsstunden auch immer neue Erfahrung und Belehrung für das was Gott durch ihn will empfängt. Das ist nun wohl bei jedem ders lebendig in Gott treibt, der Fall, aber Du verstehst schon wie ichs hier meine. Ich habe hier wieder so gesprochen als verstände ichs, aber ich bitte Dich zu glauben, daß ich weiß, wie ich nichts verstehe. Ach lieber Schm., den mehrsten Kummer bereite ich mir oft dadurch, daß ich mit dem Aussprechen zu vorweg bin, doch vergibts mir der Herr immer wieder, und wird je mehr und mehr zur festen gediegenen Stille in Ihm verhelfen."

Ein Nachklang dieser Urtheile klingt uns nun aus Schmieders Antwort auf jenen Brief entgegen. Er schreibt unterm 27. Juli an Ernestinen:

„Durch die Andeutungen habe ich in diesen letzten Tagen recht in Deiner Nähe gelebt, Du liebes Seelenpaar, und daraus viel Freude und Gewinn im Geiste gehabt. In der Hauptsache bin ich ganz eins und bin freudig überrascht worden, vieles trefflich deduciert zu sehen, was ich nur in innerer, also nicht in Klarheit menschlicher Worte wiederzugebender Untersuchung gewonnen hatte, manches auch in ganz neuem Lichte. Noch mehr: ich habe erkannt, daß ein Feuer des Herrn dieses edle Metall geschmolzen und bereitet hat, und ich hoffe nach einer solchen frühen Blüthe viele herrliche gesegnete Früchte, die zur Arznei für viele Seelen dienen sollen. Für die Gläubigen aber ist es eine hohe Freude und selige Erbauung, sich so nachgewiesen zu sehen, was man weiß, und vorgehalten was man hat, da man sonst so oft in guten Büchern frommer Leute nur Andeutung ohne Erkenntnißfülle oder ein Caput mortuum der in ihnen lebenden Wahrheit findet. Das Feuer und Licht, das in diesem Geiste ist, wird gewiß sich nicht vermindern, sondern nur noch heller und reiner brennen, wenn das jugendlich leb-

hafte, das dazwischen flackert, verschwunden sein wird: ich meine damit eine behende Beweglichkeit, wo ein gesetzteres Wesen mehr Vertrauen einflößen würde, und ein entschiedenes Absprechen bei Dingen, die doch vielleicht mit ebensoviel Wahrscheinlichkeit — ja mit mehr Grund von einer andern Seite angesehen werden können, und wo nur dieß, daß eben die ganze Kraft der Seele in dieser Ansicht steht, dieser Ansicht für jetzt in ihr ein so entscheidendes Uebergewicht gibt. Deine Striche an dem Rande und im Texte habe ich stets mit gelesen und auch daraus Nutzen gezogen: ich wurde dadurch immer an die Hauptsache, die für das Herz in den Worten war, wie bei der Hand hingeführt — und las stellenweise das Buch in Deine Seele."

Die volle Einheit in der Hauptsache that beiden sehr wol; die sich nun, seit Schmieder mit Anfang 1824 in Pforta als geistlicher Inspector angestellt worden, auch sonst brieflich näher traten und aussprachen, natürlich auch manche wissenschaftliche Differenzen auszugleichen hatten oder doch auszugleichen suchten. So z. B. über den von Schm. herausgegebenen Katechismus, an welchem St. im ganzen eine große Freude hatte, wurde sehr eingehend zwischen beiden verhandelt, doch in mehreren Punkten ohne Einigung. Auch in der Versöhnungslehre der „Andeutungen" stimmten sie nicht überein, weitmehr in Schmieders Schrift „über die Einheit der Kirche." Gleiche Freude hatte St. auch an Olshausens Büchlein „über tieferen Schriftsinn"; manche Stellen trafen so auffallend und fast buchstäblich mit den Andeutungen zusammen, daß es ihm eine Lust war. „Die Sonne vom Herrn" ruft er aus „geht wirklich auf über Theologie und Kirche — und ich Armer soll wirklich auch ein Aemtchen dabei haben!" —

So lebte Stier in seinem Karalene, dem übernommenen Amte in voller Treue vorstehend, das er vor Beendigung des dreijährigen Cursus (Michaelis 1826) mit einem andern geistlichen Amte (voraussichtlich ebenfalls in Litauen) nicht meinte vertauschen zu dürfen, in trautem brieflichem Verkehre mit wenigen gleichgestimm-

ten theologischen Freunden, selbst mit einer weitaussehenden zur Lebensaufgabe ausersehenen Bibelarbeit beschäftigt — dabei voll innigster Sehnsucht nach der unbeschreiblich geliebten Braut, die er zwar nach Jahrestrennung wieder sehen, aber wie er in des Herrn Willen gelesen zu haben meinte, um der Eltern willen erst im kommenden Frühjahr heimholen zu dürfen glaubte. Da traf kurz nachdem er einen vorläufigen Ruf zur Direction des in Bromberg zu gründenden Schullehrerseminars bestimmt von der Hand gewiesen, Ende Mai ein Brief vom Missionsinspector Blumhardt in Basel an ihn ein. Schon im Januar des Jahres, seit dem Ausscheiden des bis dahin am dortigen Missionshause segensreich wirkenden Candidat Schlatter, hatte man in der Committee der Anstalt sich ernstlich mit dem Gedanken beschäftigt, zwei neue Lehrer, einen praktischen Theologen und Pädagogen, anzustellen, um den vermehrten Ansprüchen der Anstalt gerecht zu werden. Was die Gewinnung des ersteren betrifft, so wandte man sich[1], nachdem man mit Hülfe von Steudel u. a. in Württemberg vergeblich gesucht, an den als entschiedenen Missionsfreund bekannten Professor Olshausen in Königsberg. Dieser glaubte für sich ablehnen zu müssen, wies statt seiner aber auf den Verfasser der eben erscheinenden Andeutungen hin. Nachdem er dessen Lebensgang kurz bezeichnet, seiner Gelehrsamkeit, seiner Predigtweise, seiner Vertrautheit mit dem Schulfache gedacht, fährt er in seinem Schreiben fort:

„Vor allen Dingen aber ist er ein Freund des Herrn, nicht etwa nur ein, wie deren jetzt so viele sind, so halb und halb erweckter, sondern ein gründlich wach gewordener, der den schweren Kampf der Selbstverleugnung nicht gescheut hat und alles Ernstes nach der einigen schönen Perle ringt — ein in jeder Beziehung ganz ausgezeichneter Mann, den der Herr in Seinem Garten auf jeden Fall stark brauchen wird, er sei wo er wolle. Ich habe eine ausgedehnte christliche Bekanntschaft im nördlichen Deutschland; allein mir ist niemand bekannt, der einem sol-

chen Posten, der solche Vielseitigkeit, Tüchtigkeit, Gründlichkeit fordert, so gewachsen wäre als eben dieser Stier. Das Ihnen zu schreiben war ich meinem Gewissen schuldig — ich hätte mir es nicht vergeben können, Ihre Blicke ungerichtet zu lassen auf eine solche Möglichkeit.

Die Committee glaubte zwar zunächst an Olshausen festhalten und den Versuch machen zu müssen, dessen Widerstand zu besiegen. Dieser schrieb unaufgefordert an Stier, und erhielt die erwartete Antwort:

„Der angedeutete Wirkungskreis in Basel ist grade ein solcher aufs vollkommenste und zuvorkommendste, wie ich mir ihn längst still gewünscht und erwartet habe aus Bewußtsein meiner Bestimmung dazu. Es kann also nicht die Frage sein, ob ich nicht einen solchen Ruf als den des Herrn erkennen und freudig und getrost hinziehen würde."

Zwei Bedenklichkeiten empfand er allerdings in seiner Gewissenhaftigkeit, einmal daß man in Karalene eben die äußeren Verhältnisse ganz seinen Wünschen entsprechend zu ändern beschlossen, sodann daß er sich durch Annahme und Genuß des Wittenberger Seminarstipendiums indirect zum steten Dienst in Preußen verpflichtet habe. Beide Bedenken wußte Olshausen vollständig zu heben, als ohne jedes innere Gewicht gegenüber dem Bewußtsein von einem Rufe des Herrn, zumal auch der gewöhnlichen Auffassung nach ein Ruf in allen Beziehungen ändere. Er sprach es als seine innigste Ueberzeugung aus, daß der Herr ihn in dieser großen Zeit berufen werde als ein vorzügliches Rüstzeug, die reine volle schlichte Bibelweisheit wieder geltend zu machen — nicht in Worten, sondern in der Kraft; und daß die Verpflanzung nach Basel wesentlich dazu beitragen solle, ihn für diesen Lebensberuf auszureifen.

So richtete denn Blumhardt im Auftrage der freudigzustimmenden Committee folgendes Schreiben unmittelbar an Stier nach Karalene:

„Basel den 14. Mai 1824. Innig verehrter Freund und Bruder im Herrn! Wie wunderseltsam sind doch die Wege unsers Gottes und Heilandes mit seinen Kindern auf Erden. Sie kennen mich und uns Alle nicht, die wir hier in Armuth um das Werk des Herrn als Handlanger herumstehn, und wir hatten bis jetzt nicht das Glück, Sie zu kennen, und dennoch fühlen wir uns freudig angetrieben, gleich als hätten wir seit 20 Jahren Sie brüderlich erkannt, mit einer inhaltsschweren Frage zutrauensvoll uns an Sie zu wenden, und den Abrahamitischen Glauben in Demuth zu ehren, an welchen Sie mit uns und wir mit Ihnen bei der ersten Beantwortung derselben als Knechte Christi gebunden sind. Unser theurer Freund und Bruder, Hr Prof. Olshausen, hat bereits den zutrauensvollen Weg zu dieser Frage angebahnt, die wir Ihrer brüderlichen Berathung vor dem Herrn mit desto größerer Freudigkeit nunmehr im Namen unsers Herrn Jesu Christi vorzulegen wagen, da wir zu glauben Ursache haben, daß die überschwängliche Gnade Gottes Ihrem Herzen die folgenreiche Beantwortung derselben durch Seine heilige Fügung erleichtert hat. — Sie erlauben gütigst, innig verehrter Freund, daß ich mich auf den Inhalt meines letzten an unsern theuern Freund O. geschriebenen Briefes für Sie berufen darf, der, soweit der todte Buchstabe es gestatten mag, das Bedürfniß und die geistigen Erfordernisse einer theologischen Lehrstelle schildert, welche in unserm evangelischen Missionsseminar besetzt werden soll. Die Augen und Herzen unserer Committee waren bei der Bestellung derselben auf unsern theuern Br. Olshausen hingerichtet. Wir ehren den innern Ruf unsers theuern Freundes, unsre ernste Anfrage von sich abzulenken, und dieß um so mehr, da wir selbst bedenklich waren, denselben aus seiner fruchtbaren Stellung in Königsberg herauszureißen. Schon in seinem frühern Schreiben und noch mehr in seinem letzten hatte dieser theure Bruder die Liebe, mit der freudigsten Zuversicht unsre forschende Aufmerksamkeit auf Sie hinzulenken. Unsern Herzen hatte es der Herr schon zuvor klar gemacht, daß uns der Weg von Königsberg nach Karalene und zu Ihrem brüderlichen Herzen führe, wenn Freund O. nicht der vom Herrn berufene sein sollte. Unter der Voraussetzung nun, daß Sie meinen letzten Brief an unsern theuern O. erwogen haben, kommen wir mit der Zuversicht des kindlichen Glaubens, den der Herr in unsere Seele niedergelegt hat, zu Ihnen und fragen Sie im Namen unsers Herrn Jesu, ob Sie die freudige Bereitwilligkeit in sich empfinden, einen Ruf

chen Posten, der solche Vielseitigkeit, Tüchtigkeit, Gründlichkeit fordert, so gewachsen wäre als eben dieser Stier. Das Ihnen zu schreiben war ich meinem Gewissen schuldig — ich hätte mir es nicht vergeben können, Ihre Blicke ungerichtet zu lassen auf eine solche Möglichkeit.

Die Committee glaubte zwar zunächst an Olshausen festhalten und den Versuch machen zu müssen, dessen Widerstand zu besiegen. Dieser schrieb unaufgefordert an Stier, und erhielt die erwartete Antwort:

„Der angedeutete Wirkungskreis in Basel ist grade ein solcher aufs vollkommenste und zuvorkommendste, wie ich mir ihn längst still gewünscht und erwartet habe aus Bewußtsein meiner Bestimmung dazu. Es kann also nicht die Frage sein, ob ich nicht einen solchen Ruf als den des Herrn erkennen und freudig und getrost hinziehen würde.“

Zwei Bedenklichkeiten empfand er allerdings in seiner Gewissenhaftigkeit, einmal daß man in Karalene eben die äußeren Verhältnisse ganz seinen Wünschen entsprechend zu ändern beschlossen, sodann daß er sich durch Annahme und Genuß des Wittenberger Seminarstipendiums indirect zum steten Dienst in Preußen verpflichtet habe. Beide Bedenken wußte Olshausen vollständig zu heben, als ohne jedes innere Gewicht gegenüber dem Bewußtsein von einem Rufe des Herrn, zumal auch der gewöhnlichen Auffassung nach ein Ruf in allen Beziehungen ändere. Er sprach es als seine innigste Ueberzeugung aus, daß der Herr ihn in dieser großen Zeit berufen werde als ein vorzügliches Rüstzeug, die reine volle schlichte Bibelweisheit wieder geltend zu machen — nicht in Worten, sondern in der Kraft; und daß die Verpflanzung nach Basel wesentlich dazu beitragen solle, ihn für diesen Lebensberuf auszureifen.

So richtete denn Blumhardt im Auftrage der freudigzustimmenden Committee folgendes Schreiben unmittelbar an Stier nach Karalene:

„Basel den 14. Mai 1824. Innig verehrter Freund und Bruder im Herrn! Wie wunderseltsam sind doch die Wege unsers Gottes und Heilandes mit seinen Kindern auf Erden. Sie kennen mich und uns Alle nicht, die wir hier in Armuth um das Werk des Herrn als Handlanger herumstehn, und wir hatten bis jetzt nicht das Glück, Sie zu kennen, und dennoch fühlen wir uns freudig angetrieben, gleich als hätten wir seit 20 Jahren Sie brüderlich erkannt, mit einer inhaltsschweren Frage zutrauensvoll uns an Sie zu wenden, und den Abrahamitischen Glauben in Demuth zu ehren, an welchen Sie mit uns und wir mit Ihnen bei der ersten Beantwortung derselben als Knechte Christi gebunden sind. Unser theurer Freund und Bruder, Hr Prof. Olshausen, hat bereits den zutrauensvollen Weg zu dieser Frage angebahnt, die wir Ihrer brüderlichen Berathung vor dem Herrn mit desto größerer Freudigkeit nunmehr im Namen unsers Herrn Jesu Christi vorzulegen wagen, da wir zu glauben Ursache haben, daß die überschwängliche Gnade Gottes Ihrem Herzen die folgenreiche Beantwortung derselben durch Seine heilige Fügung erleichtert hat. — Sie erlauben gütigst, innig verehrter Freund, daß ich mich auf den Inhalt meines letzten an unsern theuern Freund O. geschriebenen Briefes für Sie berufen darf, der, soweit der todte Buchstabe es gestatten mag, das Bedürfniß und die geistigen Erfordernisse einer theologischen Lehrstelle schildert, welche in unserm evangelischen Missionsseminar besetzt werden soll. Die Augen und Herzen unserer Committee waren bei der Bestellung derselben auf unsern theuern Br. Olshausen hingerichtet. Wir ehren den innern Ruf unsers theuern Freundes, unsre ernste Anfrage von sich abzulenken, und dieß um so mehr, da wir selbst bedenklich waren, denselben aus seiner fruchtbaren Stellung in Königsberg herauszureißen. Schon in seinem frühern Schreiben und noch mehr in seinem letzten hatte dieser theure Bruder die Liebe, mit der freudigsten Zuversicht unsre forschende Aufmerksamkeit auf Sie hinzulenken. Unsern Herzen hatte es der Herr schon zuvor klar gemacht, daß uns der Weg von Königsberg nach Karalene und zu Ihrem brüderlichen Herzen führe, wenn Freund O. nicht der vom Herrn berufene sein sollte. Unter der Voraussetzung nun, daß Sie meinen letzten Brief an unsern theuern O. erwogen haben, kommen wir mit der Zuversicht des kindlichen Glaubens, den der Herr in unsere Seele niedergelegt hat, zu Ihnen und fragen Sie im Namen unsers Herrn Jesu, ob Sie die freudige Bereitwilligkeit in sich empfinden, einen Ruf

an die vacante Lehrstelle unsers Seminars in Empfang zu nehmen, und ob wir Ihnen denselben zusenden dürfen?

„Wir fühlen es tief, theurer Bruder, daß auch Sie mit dieser Frage im Glauben und nicht im Schauen wandeln. Aber ist Ihnen diese ernste Frage als des Herrn Stimme mit derselben Klarheit aufgegangen, wie es einst bei Vater Abraham der Fall gewesen war (Gen. 12, 1), so sind Sie der Mann und kein Andrer, den der Herr erwählt hat. Dieses freudige Bewußtseyn ist um so nöthiger, da das Hinzutretten zur Missionssache nicht blos ein moralisches Uebernehmen von Pflichten, sondern eine geistige Vermählung an ihre Arbeit erfordert, welche dieselbe Liebe zu der Sache erzeugt, wie sie die Braut zu ihrem Bräutigam empfindet. Können Sie sich im Namen des Herrn entschließen, durch diese Pforte hereinzutretten, so ist der Beruf Ihr eigenstes Eigenthum geworden, und diesem Schatze Ihres Herzens können Sie sodann den letzten Augenblick der Zeit und den letzten Funken der Kraft um des Herrn willen nicht versagen. Auf diesem Gebiete ist keine Forderung von Aussen sondern freudiger Wille von Innen, keine Pflicht sondern Lust und Liebe anzutreffen. — Wohl haben Sie schon gehört, theurer Freund und Bruder, daß die „gläubige" Schrifterklärung des Alten und N. Testamentes nach den Grundsprachen so wie die Heilige und die Weltgeschichte die Hauptfächer sind, die einen brüderlichen Gehülfen in unserer Anstalt erwarten. Daneben gilt es auch noch von andern Seiten her das volle Netz zu ziehen, und wenn es brechen will, so ruft die Liebe den Gehülfen die im Schiflein sind. — Die Besoldung ist von unserer Committee auf eine freie Wohnung und 900 Gulden Rheinisch (514 Thlr.) als Gesammtbetrag gestellt worden. Wahrlich nicht glänzend, damit dem Missionssinne noch etwas zu opfern übrig bleibe, weil Jeder der hier die Hand an den Pflug legt, Missionar seyn soll, und unsere theueren Pfleglinge sich gerne nach unserm Vorbilde umsehen.

„Aber nun noch eine wichtige Frage. Sie haben eine liebe Braut, wie unser Freund O. schreibt. Diese hat nun eine bedeutungsvolle Stimme, wenn ein solcher Ruf an Sie kommt, theurer Freund. Was wird Sie, die wir ungekannt brüderlichst grüßen, dazu sagen? Daß sie den Herrn Jesum erkannt und liebgewonnen hat und um Seinetwillen auch seine Kinder liebt, dürfen wir getrost voraussezen. Aber will sie auch Mutter, Mutter unsrer theuern Pfleglinge werden, wie Sie Vater

würden? Will sie 40 geliebte Kinder um des Herrn willen auf- und annehmen? Will auch sie mit ihren Schwestern ziehen helfen am großen Schiflein der Liebe? Nicht war, Sie fragen dieselbe und sagen Ihr unsern recht herzlichen und achtungsvollen Brudergruß. Unsre ganze Committee und meine beiden theuern Gehülfen, Herr Handel und Hänsel, senden Ihnen ihren brüderlichen Liebesgruß. Der Herr leite Ihre Berathungen nach Seinem Sinne und Wolgefallen. Schreiben Sie uns rechtbald. In aufrichtiger herzlicher Liebe Ihr Bruder Inspector Blumhardt."

Man wird sich leicht vorstellen, wie Stiers ganzes Herz dem so unerwartet gezeigten Berufe entgegenjauchzte, wie bald er mit seiner Ernestine eins war, daß es vom Herrn sei. Die Aussicht für Beide, aus einem Kreise wo die Mehrzahl sie nicht recht verstand herausgerissen in eine große gläubige Gemeinschaft verpflanzt zu werden, welche ihr ganzes Leben der Verkündigung des Wortes vom Kreuze widmete, in einen Mittelpunkt der Missionsthätigkeit, wo fast von allen Theilen der Erde Nachrichten einliefen über den Fortgang des Reiches Gottes auf Erden — sie hatte an sich etwas ungemein liebliches für beide, so daß die freilich unbedeutende Verbesserung des Gehalts und die ein klein wenig geringere Entfernung zwischen Wittenberg und Basel kaum in Betracht kam. Mehr schon das für Ernestinens schwache Gesundheit unstreitig angemessnere milde Klima und namentlich die Erwartung herzerfreuenden Umgangs mit vielen gleichgesinnten Freunden in den benachbarten Theilen der Schweiz, Badens und auch wol Würtenbergs. Kurz die ganze in ihrer Art einzig eigenthümliche Stellung erfüllte so nach allen Seiten seine innigsten Wünsche, daß er darin die göttliche Bestimmung erkennen und sich seines Karalener Amtes, dessen Verhältnisse einen großen Gegensatz mit dem dortigen für ihn bildeten, entbunden halten mußte. Auch daß er den preußischen Staat verlassen sollte, war ihm allmählich ganz unbedenklich ge-

worden, nicht bloß weil die Kirche Christi und der Beruf für sie über alle Staaten der Erde erhaben sei, sondern es erschien ihm im Hinblick auf die neuesten, bedenklichen, Unruhe drohenden Schritte der Regierung nur um so mehr als Fügung Gottes, daß er aus der preußischen Kirche ausscheide, wo er vielleicht widersprechen und Gehorsam versagen, in Kampf heraustreten müßte, ehe er dazu reif wäre. Wogegen er nun die ausgesuchteste Stellung zur stillen Fortsetzung seiner Bibelarbeiten zu haben glaubte. So gewann St. bald volle Freudigkeit, gleich am 2. Pfingsttage nach Basel zu antworten, daß er die angetragene Lehrerstelle in Seinem Namen freudig annehmen, und unter Beseitigung aller Nebenrücksichten zu erklären, daß er dem Herrn an Seinem Werke in der Mission mit allen Kräften Leibes und der Seele von ganzem Herzen zu dienen entschlossen sei.

U. a. schreibt er folgendes:

„Nur Eine Instanz war nun noch zu hören, indem nach des Herrn Rath Matth. 10, 34—37 sehr buchstäblich an mir in Erfüllung geht. Doch auch das ist überwunden, und Er hat Kraft verliehen. Nun gehört mein Leben fortan und zunächst und vor allem Ihrer Missions-Anstalt — und in dieser festen Ueberzeugung, es sei so der Wille des allweisen und allmächtigen Herrn Seiner Gemeinde finde ich die Zuversicht, daß Er meine Schwachheit ausrüsten werde mit Gaben aus der Höhe und das Ihnen gegebene Vertrauen zu mir nicht beschämen. Der heiligen Schrift stillgläubige Auslegung ohne die jetzt auf Universitäten traurige Nothwendigkeit eines weitläufigen Wegräumungs-Apparats ist wenigstens durch Seine Gnade meines Herzens Lust und Wonne, in der sich jede andere vereinigt, und der Neuen Geburt lebendiger Grundtrieb, so viel ich mich erkenne. Er wird helfen je mehr und mehr, und wenn Ihr Brudergebet das meinige arme verstärkt, von Segen zu Segen geleiten nach Seiner Heilandsart" u. s. f.

Ungefähr gleichzeitig theilte er Vater Nitzsch in Wittenberg die plötzlich veränderte Sachlage mit, und bat nunmehr, da es Gottes Wille sicherlich so sei, doch noch in die dießjährige

Vereinigung mit Ernestinen zu willigen. Endlich drittens reichte er, der vocationsmäßigen Verpflichtung zu dreimonatlicher Kündigung entsprechend, bei der Kgl. Regierung die Erklärung seiner Amtsniederlegung ein, mit dem Gesuche, ihn eine Woche vor Michaelis· am 19. Sept. aus dem Amte entlassen zu wollen.

Olshausen freute sich ungemein über die geschehene Entscheidung. „Je mehr und mehr", so schrieb er, „wird mir die Ueberzeugung gewiß, daß Du ein mangelndes Element dort ersetzen sollst. Das scheint mir nämlich die schlichte einfache Kraft zu sein. Ich finde ungemein viel Mildes, Sanftes, Gutes in allem, was ich von da her höre; aber es grenzt oft an Schlaffheit, Losgelöstheit und spielt bisweilen in ein wortreiches Schwelgen hinein; ein Spangenberg-artiges Einfalts-Kraftwesen wird da seine Wirkung thun."

Auch in Basel erregte die am 19. Juni eingegangene Zusage die größte Freude; Alles bezeichnete ihn der Committee ganz als den vom Herrn geschenkten Mann, welcher für die Befriedigung der Bedürfnisse der Missionsanstalt geeignet sein würde, und mit Einem Herzen und Munde stimmte die Versammlung in dem Wunsche zusammen, daß unverweilt eine einfache Vocation im Namen des Herrn an den Erwählten erlassen werden möchte. Inzwischen hatte auch O. noch einmal seine besondre Freude über die getroffene Wahl ausgesprochen, und dabei über Stiers Braut sich so geäußert: „Ich kenne sie selbst von Person; sie ist ein ausgezeichnetes Mädchen, entbrannt von glühender Liebe zum Herrn, die ihre Treue bewährt hat in jahrelangem Kampfe in Anfechtungen von allen Seiten, selbst von Vater und Mutter. Sie wird eine rechte Mutter aller lieben Zöglinge werden, das ist gewiß." Auch die „Andeutungen" waren nun nach Basel gelangt und bestätigten die gehegten Erwartungen zum Voraus;

eine von einem auswärtigen Missionsfreund eingegangene warnende Hinweisung auf des Verfassers eigenthümliche Versöhnungslehre war nicht im Stande, die Committee irre zu machen; Blumhardt seinerseits fand die Ausdrücke des 16. Abschnittes zu stark, aber die Mängel eben mehr in den Worten als in der Sache selbst. So richtete denn unterm 20. Juni die Direction des Missionsseminars, vertreten durch Insp. Blumhardt und Pfarrer Nikolaus von Brunn, die amtliche Einladung an Stier, das Amt zu übernehmen, und machte ihn dabei vorläufig im allgemeinen mit der Stellung im Hause so wie dessen Einrichtung bekannt; gleichzeitig drückte Blumhardt noch privatim seine außerordentliche Freude darüber aus, daß Gott es so gefügt habe. „Wir haben" schreibt er unter anderem „Ihre herrlichen Andeutungen gelesen und auf jeder Seite den lebendigen Geist und Sinn unserer Missionsschule angetroffen. O wie floß meine ganze Seele beim Lesen derselben in Ihre Seele über, und wie fühlte ich mich gedrungen, dem Herrn in tiefer Demuth zu danken, daß Er nach seiner großen Gnade Sie uns von weiter Ferne her in unsern brüderlichen Arm führt, um Herz an Herz und Hand in Hand das herliche Werk zu treiben, das Er uns Armen in die Hände legte." Man wünschte seinen Eintritt im October oder doch Anfang November mit Beginn des neuen Cursus, alle andern nähern Bestimmungen über Lectionen, Titel u. s. f. wurden bis nach Anhörung seiner eignen zum Theil erst mündlich zu äußernden Wünsche vertagt. Noch mancher herzliche Brief wurde zwischen beiden gewechselt, ehe jene Festsetzungen erfolgten, auf die wir dann am Anfange des nächsten Kapitels genauer werden einzugehen haben.

Was die Wittenberger Eltern betrifft, so liebten sie ihr Tinchen viel zu sehr, als daß sie nicht trotz vieler anfänglichen Bedenken um ihretwillen in die Aenderung der Zukunftsaussichten

sich gefunden und insbesondre darein gewilligt hätten, daß die Hochzeit noch im October desselben Jahres stattfinde — zumal die Geschwister sehr zuredeten und möglichst baldige Trennung der Tochter von den Eltern für besser erklärten, als wenn sie — namentlich die Mutter — noch einen ganzen Winter den Trennungsschmerz als einen künftigen vor sich sähe. Doch erhielt Stier die Einwilligung nur mittelbar durch Ernestine mitgetheilt; die Mutter hatte nun alle Hände voll zu thun mit den nöthigen Vorbereitungen der Ausstattung, und Vater Nitzsch war grade um diese Zeit amtlich sehr in Anspruch genommen durch die damaligen Werbereisen des Generalsuperintendt Westermeier in Sachen der Agende; es griff sein Gemüth so an, daß er an Schwindelanfällen zu leiden anfing und die Familie recht besorgt wurde. Heftigen Widerspruch aber, wie er ihn sich doch kaum vorgestellt, hatte Stier von seinen eignen Eltern zu erfahren. Von jeher hatte sein Vater gern mit dem ältesten Sohne, dessen ausgezeichneten Gaben und Leistungen geprunkt; er hatte ihn in seiner nächsten Nähe glücklich angestellt gesehen, sich fast täglich im Regierungs-Collegium und sonst überzeugen können, wie hoch die Behörden von seiner Geschicklichkeit und Amtstreue dachten, auch wol bemerkt, wie er das Zeug in sich hatte, als Prediger den andern älteren den Rang abzulaufen. Als alter Beamter mochte er sich nun, im Vertrauen auf allerlei Menschengunst und Connexionen, ein rasches Avancement zum Inspector, zum Director u. s. f. in der einmal eingeschlagenen Branche für diesen seinen Sohn erträumt haben — wobei es ihm schon als Unglück erschienen wäre, wenn er die Provinz oder auch nur den Regierungsbezirk wechselte. Und nun der plötzliche Entschluß, trotz alles dessen was die Regierung eben für seine Wünsche gethan, nicht nur dieß Amt sondern diese ganze Richtung der Thätigkeit aufzugeben, ja den preußischen Staat überhaupt zu verlassen!

Es war ihm ein entsetzlicher Querstrich durch seine Hoffnungen, und nicht ohne schwere Ausbrüche des väterlichen Zornes erlangte St. endlich leidlichen Frieden im Elternhause. Aber wie damals als er zur Theologie überging, wie kurz zuvor als er das Examen aufgab: so blieb er auch jetzt fest in seiner unerschütterlichen Ueberzeugung von Gottes Willen. So behielt auch die Elternliebe ihr Recht; allmählich fügte der Vater sich in das unvermeidliche und konnte ruhiger von der Zukunft sprechen; nur daß er nun (vielleicht auf viele Jahre hin) seine Schwiegertochter nicht einmal sehen sollte, betrübte ihn oft noch besonders. Anfangs hatte ihn wol auch das scharfe Urtheil seiner Collegen von der Regierung bittrer erregt, deren manche ihm ins Gesicht sagten, sein Sohn müsse den Verstand verloren haben, sein schönes Amt mit den besten Aussichten so mir nichts dir nichts aufzugeben. In den amtlichen Bescheiden der Regierung und des Consistoriums übrigens wurde ihm kein Vorwurf dieser oder andrer Art gemacht, sondern die ausgesprochene Kündigung einfach wenn gleich mit Bedauern angenommen, sogar noch im Juli ein vierzehntägiger Urlaub (um die Geschwister in Ragnit bez. Haidekrug zu besuchen) bewilligt. Anders das Ministerium, in dessen Bescheide es u. a. hieß: man habe von seiner Wirksamkeit in Karalene eine vortheilhafte Meinung und verspreche sich von derselben für die Zukunft noch größeren und ausgebreiteteren Nutzen. Man werde ihn zwar wider seinen Wunsch nicht zurückhalten, gebe ihm jedoch abermalige ernstliche Erwägung seines Entschlusses vorher anheim. Er werde selbst die Verpflichtung, dem preußischen Vaterlande zunächst seine Thätigkeit zu widmen, erkennen; eine Verpflichtung, welche durch den ihm gewährten Aufenthalt im Predigerseminar zu Wittenberg noch verstärkt worden. Er werde doch wol auch seinen gegenwärtigen Beruf als eine Bestimmung betrachten, in welcher er im Stande sei auf gesegnete Weise

zu wirken; endlich aber möge er auch darauf Rücksicht nehmen, daß bei Fortsetzung seines „löblichen Betragens" sich dereinst und vielleicht in nicht langer Zeit sein Wirkungskreis noch erweitern und damit zugleich sein äußeres Verhältnis verbessern könne. Das Ministerium wünsche als Frucht dieser nochmaligen Erwägungen eine Erwiderung, daß er sich entschlossen habe, im Vaterlande zu bleiben und zu wirken. — Die moralische Verpflichtung wegen des Wittenberger Stipendiums hatte St. ja selbst anfangs lebhaft empfunden, bis Olshausen dieß Bedenken beseitigt; dagegen konnte er sich kaum hineinfinden, daß das Min. ihm zutraue, er werde durch Aussichten auf Ascension und höheres Gehalt sich zum bleiben bestimmen lassen. Mit der größten Bescheidenheit dankte er dem Ministerium nochmals für alles was ihm zu theil geworden, berief sich auf seine der Kgl. Regierung bis kurz vor dem Baseler Rufe bestimmt wiederholten Erklärungen, daß er mindestens einen dreijährigen Cursus in Karalene aushalten werde, schilderte aber dann mit Begeisterung den durchaus einzigen Charakter der wie für ihn gemachten Stellung in Basel, wohin sicher Gottes Wille ihn rufe, und wie nach seiner festen Ueberzeugung grade das Hauptfach der dort vacanten Stelle, Bearbeitung der Heiligen Schrift, ihm vornehmlich als Lebensberuf vorgezeichnet sei. Daß höhere Rücksichten als irgend vom äußern Wolstande hergenommene ihn bestimmten, glaube er bereits hinreichend angedeutet zu haben. Hierauf erfolgte denn unterm 3. August d. J. die definitive Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste mit dem Wunsche, daß es ihm auch in seinem neuen Wirkungskreise stets wolergehen möge, und bald darauf die von der Regierung in Gumbinnen ausgefertigte Erlaubnis, sich zunächst vier Jahre lang (die Dauer eines Basler Cursus) im Auslande, insbesondre der Schweiz aufhalten zu dürfen.

So war denn Klarheit in seine Zukunftspläne und Aus=

sichten gekommen: er sollte ein Amt, das bei vielem Köstlichen doch auch mancherlei nicht zu seiner eigentlichen Lebensaufgabe gehöriges von ihm verlangte, mit einem andern durchaus zusagenden, mit seinem innersten Herzensberufe übereinstimmenden vertauschen, in welchem er zugleich neben der eigentlichen Amtsthätigkeit auch noch Muße für die begonnenen Bibel-Umschreibungen zu finden hoffte, für ein Werk, das ihm schon als Aufgabe eines ganzen Lebens auszureichen schien. In diesen letzteren Hoffnungen lag freilich noch eine wesentliche Täuschung, und es war Gottes Wille, daß auch sie noch, wenigstens was das Thema betraf, vor Antritt des neuen Amtes ihm hinweggeräumt werden sollte. Schon seine Ernestine hatte nach dem was sie von dem Plane erfahren mancherlei Bedenken ausgesprochen, die aber nur ins unbestimmte geäußert noch nicht durchgeschlagen hatten. Nun war ein guter Theil des Matthäus (oder schon der ganze?) fertig, und St. hatte den glücklichen Gedanken, die Handschrift seinem Freunde Ebel in Königsberg, vor dessen gereiftem Urtheil er sich bereits beugen gelernt, zur Beurtheilung zu überschicken. Die ziemlich eingehende Antwort (vom 20. August) wurde nun in einer Weise entscheidend, wie Schreiber derselben vielleicht selbst nicht gleich vermuthet. Wir heben eine Anzahl der wichtigeren Stellen heraus. Nach einem recht liebevollen Eingange heißt es weiter:

„Mir scheint ein solches Unternehmen an sich und unter Umständen ungerathen [nicht gerathen]; unter Umständen, welche die Verhältnisse überhaupt und unsre eigenthümlichen Verhältnisse betreffen. Im allgemeinen nämlich scheint mir ein Buch zur Erklärung der evangelischen Geschichte nicht wesentliches Bedürfnis, denn dem Laien jede Einzelheit darin verständigen zu wollen, möchte unzweckmäßig sein, da sich die Erbauung ihre Nahrung selbst suchen muß und durch so vielerlei Anmerkung gestört werden könnte, der Studierende aber findet schon Bücher vorräthig, um darüber nachzulesen. Seit unser lieber Past. Uhle in Helbra uns „die Lebensgeschichte Jesu nach Harmonie der Evangelisten"

in 3 Thl. geliefert hat, findet der Erbauung suchende Leser Aufschluß genug über alle schwierigen Stellen der Evangelien, und jedem andern wird doch schon seine in eigener Art sich kundgegebene Forschbegier nach eigener Art zu befriedigen überlassen bleiben müssen. Sie zumal scheinen überhaupt mehr zur Ergründung — wenigstens gründlichern Erörterung der Wahrheit in der Tiefe als zu einer abgezogenen Benutzung und Ausstellung derselben in leichter Art berufen zu seyn, würden dadurch vielleicht zu einer gewissen Oberflächlichkeit, Abgeschlossenheit in Ihren Meinungen oder Vielschreiberey versucht werden; denn wenn Sie sich recht über sich selbst besinnen, so glaube ich wird solche Gefahr Ihnen nicht allein nicht unmöglich dünken, sondern wol gar die Anlage zu einem Buche über das N. T. in erklärenden Anmerkungen, Ihnen, unternommen in Ihrem Alter, nach so junger Erfahrung, als ein unwiderleglicher Beweis erscheinen müssen, daß jene Feinde Sie bereits bedrohen. Lassen Sie mich daher Ihnen als Bruder — treuherzig erklären, daß ich ein Unternehmen, die Bibel fortlaufend zu erkären, für unausführbar halte, sofern man dabei gewissenhaft sein will. Der heilige Geist hat dieses Buch gegeben, und wir müßten des H. Geistes voll sein und mehr als die Verfasser in ihm leben, weben und sein, wenn wir ein solches Werk würdig vollenden wollten. Schreiben wir eine Exegese, so sagen wir unter vielen Ansichten achtbarer Männer auch die unsrige, geben in Hauptsachen der Wahrheit die Ehre, ohne in Nebensachen uns anmaßen zu wollen, gehen zweifelnd über Stellen hinweg, die uns zu wunderlich und zu hoch sind, oder äußern Vermuthungen. Bey einer solchen Arbeit aber, wie Sie gewagt haben, geben Sie Ihr Gutdünken überall mit in den Text, scheinen dem Leser Alles zu wissen und zu können, indem Sie dem Ganzen und seinen Theilen einen gewissen Zusammenhang der Gedankenfolge geben (und) eben durch dies unscheinbare Verfahren einen ganz fremden Sinn den heiligen Schriften unterlegen. Wollten Sie das auf Ihr Gewissen nehmen? — Glauben Sie auch nicht, daß keine Ansichten vorkämen, die sehr abweichen. Wenn ich Absicht dazu hätte, könnte ich gegen Vieles einwenden; aber das würde ja zu nichts führen, denn ich stelle meine Erklärungsweise ebenso gern dahin in diesen außerwesentlichen Stellen. Ob aber, weil dieselben mir, vielleicht auch Ihnen außerwesentlich sind, deßhalb als solche für alle

andern Menschen zu betrachten wären, ist fraglich und ich muß es bezweifeln. Darum ist mir immer so zu Sinn, als hätten die heiligen Männer Gottes ganz, Wort für Wort, gradeso geschrieben wie es für die Menschen zweckmäßig war, aller Zeiten und Orten, dergestalt, daß jeder Zwischensatz, den man nun noch einschieben wollte, hie oder da störend wirken müßte. Mir kommt vor, als wolle der H. Geist noch heute und bisher unmittelbar zu jedem Einzelnen reden, und wenn man ihm nicht dreinzureden beabsichtige, so könne man nicht behutsam genug seyn. Mag man zur Verständigung, gleichsam wenn er mit seinem Worte (verstehe das geschriebene) schweigt, den Exegeten zuhören, von denen man weiß was von ihnen zu halten; aber, wenn er nun wieder beginnt in der H. Schrift, so muß jedes Wort und jede Wendung unverrückt bleiben — dieß wünsche ich, in der Voraussetzung daß er sich dann am besten zu dem Seinen bekennen, jedem nach seiner Eigenthümlichkeit Blicke eröfnen, selbst und allmählich (nach Maasgabe der Umstände und Bedürfnisse) exegesieren werde. Sapienti sat. — Mein trautster Freund und Bruder, Sie nehmen es mir auch nicht übel, wenn ich Ihnen sage, daß mir das Evangelium ohne Ihre Zwischensätze einfältiger klar und darum kräftiger erbaulich sey. !— Ich versichere Sie, daß ich mich herzlich scheue, wiewohl ich Alles in der Bibel erklären könnte, zu glauben, daß ichs wirklich verstünde. — Wie fest ich auch überzeugt bin und auf dem Einigen Grunde stehe — um Alles in der Welt willen, würde ich dennoch meinen Mitmenschen nie die Bibel in solcher Art gleichsam vorlesen wollen, weil sonst gewiß zu viel Stroh und Stoppeln vorkämen und — mein höchster Wunsch auf Erden ist, daß ich einst gewürdigt würde, ihnen den Bibelinhalt auszusprechen: — ach daß es Gold wäre alsdann! . . . Diesen Wunsch, eine Darlegung der Hauptmomente der Wahrheit, wie sich dieselbe in physischer, historischer und moralischer Hinsicht in jenem Wunderbuche geoffenbart hat, hat von je und je meine ganze Seele beschäftigt und all mein Nachdenken geleitet; helfen Sie mir beten, daß er in Erfüllung gehe! Denn nicht meine Tüchtigkeit allein, es ist auch die Empfänglichkeit der Welt eine Vorbedingung dafür, und die Strahlen der Wahrheit stechen, verwunden und verletzen, wenn sie auf erkrankte Augen fallen. Nur allmählich lassen sich diese ans Licht gewöhnen und gesunden. So viel von ihnen unmittelbar treffen sollen, die gehen schon

aus der Sonne der Gerechtigkeit und ihren Testamenten; laß solche in ihrer eigenthümlichen Weise bleiben, bis der Tag anbricht oder vielmehr durchbricht, wie Sie richtig verdolmetschen. Wir unterdessen wollen die Leutlein pflegen, vorbereiten, schützen, verständlichen, daß der Morgenstern aufgehe in ihren Herzen, und so Licht und Licht sich begegne, daß sie nicht erblinden."

Dieß die Hauptstellen des Briefes, der für Stier so epochemachend werden sollte. Er erkannte die Einwände im wesentlichen als durchaus richtig an, und suchte in der herzlich dankenden Antwort nur die einstige partielle Bearbeitung einzelner biblischer Schriften zu retten — was ihm Ebel natürlich gern zugestand, unter der Bedingung, daß nur solche Stellen ausgewählt würden, die ein praktisches Interesse haben, mit Ausschluß z. B. der Urgeschichte, die wenigstens in dieser unsrer Zeit noch kein Gemeingut werden könne. An seine Ernestine aber schreibt Stier wie folgt:

„Vor allem habe ich Dir mitzubringen einen gewaltigen Brief von Ebel, der mit einmal mein Meister geworden, und mir alle meine Pläne für Umschreibungen der Schrift in 1 Stunde rein weggewischt hat, daß sie gewiß nicht wiederkommen. Das ist natürlich das Wichtigste, und es war eine Gnadenstunde über mein ganzes Leben. Der Herr läßt mich nicht und reinigt zu seiner Zeit immer wieder den Reben, daß er mehr d. h. bessere Frucht bringe. Ebel hat mir, nach Durchlesung des bis jetzt Angefangenen, gleich sonnenklar gezeigt, daß solches weder für mich noch für andre gut sei, und mir eine Decke von den Augen gehoben, daß ich mich unaussprechlich freue, nun wieder etwas besser zu wissen, wie ich dem Herrn dienen soll. Ueberhaupt hat er mich sehr gründlich über mich selber verständigt; auf das letzte Beisammensein mit ihm freue ich mich nun dreifach."

In der That verdankt die Christenwelt, soweit sie an Stiers spätern Schriften Freude und Genuß gefunden, Ebels Briefe unendlich viel. Früher oder später würde jener unzweifelhaft selbst d. h. auch durch Gottes Fügung zu einer ähnlichen Erkenntnis

gekommen sein; nun es aber so früh, gleich im Beginne des falschangelegten und doch so ausgedehnten Werkes geschah, war möglichst wenig Zeit, Lust, Arbeitskraft verloren, und es bildete sich früh genug grade auf dem Boden des Missionsamtes der rechte Plan zur Schrifterklärung, dem er dann bis zum seligen Ende treu geblieben und so ein herliches Erläuterungswerk über das andre verfaßt hat, ohne doch die vom Leben gehoffte Vollständigkeit zu erreichen.

Wir gehen den letzten Wochen seines Wirkens in Karalene und seines Aufenthalts in Ostpreußen überhaupt entgegen. Am ersten Septembersonntage hielt er seine letzte Predigt in der Anstalt. Zum Text war Matth. 5, 3 ff. gewählt und die Ausarbeitung eben begonnen, als ein im übrigen sehr willkommener Besuch ihn überraschte und aller Vorbereitungszeit beraubte. So mußte er sich mit bloßer Meditation begnügen und wählte nun als zum Extemporieren geeigneter Tit. 2, 11—14. Der Herr war ihm nahe — er konnte zuerst kaum das Wort gewinnen vor Wehmuth, als es ihn mit einem Male übermannte. Nachmittags besuchten ihn Eltern und Geschwister zum letzten Male an dem Orte, wo dreißig Jahre später zwei seiner Schwiegersöhne als Lehrer wirken sollten. Am 13. Vormittags war Einsegnung der dazu reifen Zöglinge durch einen Gumbinner Consistorialrath, und Nachmittags Prüfung der Seminarschule; Sonnabend den 18. in der letzten Religionsstunde von 11—12 Uhr nahm er Abschied vom Seminar. Einer der Zöglinge (C. F. Czygan) hielt eine recht herzlich gemeinte, von Dank überströmende Gegenrede, die meisten nahmen noch durch besondere Briefe warmen Abschied und sprachen sich darin recht offen und wolthuend über ihre innere Entwickelung unter seiner Leitung aus. Zugleich wurde ihm als Gesammtgeschenk der Schüler ein Bild überreicht, das Lehrzimmer darstellend, worin er ein Jahr lang die

meisten seiner Lectionen ertheilt. Bei mehreren war das Gefühl, durch Stiers Unterricht und Leitung unter Gottes Beistande etwas ganz anderes geworden zu sein, mächtig genug, daß sie auch in späteren Jahren von freien Stücken ihm von ihrem äußeren und inneren Ergehn Mittheilung machten; namentlich bei einem (Krauß), seinem liebsten Schüler, den er auch acht Jahre später noch in seiner litauischen Schule mit Weib und Kind zu besuchen Gelegenheit fand. Damals freilich war das vorherschende Gefühl Stiers das der wehmüthigen Ungewißheit. In diesem schrieb er nach Basel:

„Ich bedarf auch hier des festen Glaubens, um ein (ich darf es zu seinem Preise sagen) in den meisten Herzen von 33 Jünglingen begonnenes Gnadenwerk einem in jetziger Zeit ach so gar ungewissen Nachfolger zu überlassen, und so viel mir ans Herz gewachsene theure Kinder aus der Pflege zu entlassen. Zunächst mit der menschlich wahrscheinlichen Aussicht, daß ihnen reichlich wieder Wasser werde drüber gegossen werden, alles Glimmende zu löschen. Doch der Herr hat Wege allerwegen, an Mitteln fehlts ihm nicht — Er nehme sie in Seine Hand, was kann ich anders als sie Ihm wiedergeben, der sie auch durch mich Armen allein eigentlich hatte, da er mich doch nun einmal wahrhaftig wegruft?“

Doch schon bei der Abschiedsfeier selbst schienen ihm weit mehr als er erwartet hatte aus der Verborgenheit hervorzutreten, zur tröstlichen Mitgabe auf den Weg zu einem noch schwereren Werke; und noch lange nachher versicherten ihm die Behörden, die jungen Schullehrer Preußens, die seine Zöglinge gewesen, zeichneten sich fast alle vor andern im Guten aus.

Gleich nach Tische, nach dem schweren Abschiede von der Preußschen Familie, ging er zu Fuß nach Gumbinnen, um drei Tage später von hier, von Eltern und Geschwistern bis Insterburg begleitet, die eigentliche Reise anzutreten. Es waren ihm schwere, aber doch erhebende Tage — ein kurzer und stummer, aber desto ergreifenderer Abschied. In Königsberg konnte er sich mit Ols=

hausen und Ebel noch einen Vormittag, so viel diese an Zeit erübrigen mochten, aussprechen — ersterer hatte ihm auch die Trauringe besorgt. Donnerstag Abend traf St. schon in Danzig ein, wo er nun drei volle Tage bei Gernhards zubrachte, dabei auch entferntere Verwandte der Nitzschischen Familie (Wernsdorf) kennen lernte; was man sonst an Partien nach Oliva und zur See für ihn that, mochte er freilich in seines Herzens Ungeduld kaum noch recht würdigen. Dann gings — an Ernestinens Geburtstage, dem letzten für 15 Jahre, den er getrennt von ihr begehen sollte — weiter nach Stolp. So wie er die Grenze des früheren väterlichen Departements erreichte, fanden sich Bekannte, die ihn meist gleich erkannten und mit Liebesbeweisen und Diensten mancherlei Art überhäuften. In Stolp wurden allerlei Besuche gemacht, theils den Eltern zugefallen, theils im Auftrage des eigenen Herzens. Wie viel vor fünf Jahren noch lebende fand er nun auf den Mälern des Kirchhofs verzeichnet, den er mit seinem Hermann Waldow zusammen am Nachmittage besuchte. Alle, insbesondre Waldows und der würdige Hofprediger Metger, empfingen ihn mit zutraulichster Liebe wie einen heimkommenden Sohn. Mittwoch früh wurden sogar Rector und Cantor (die andern Lehrer hatten gewechselt) in den alten Schulräumen aufgesucht und kurz begrüßt. Von hier bis Berlin sollte keine Station mehr gemacht werden — drei lange Tage von Mittwoch Vormittag bis Sonnabend Mittag, denn das war die regelmäßige Ankunftszeit der Stettiner Post in der Hauptstadt. Aber dadurch, daß er mit dem Schirrmeister um 2 Thlr wettete, es wäre nicht möglich, daß die Post schon Sonnabend früh um 9 Uhr ankäme — kam er zu seinem großen Glücke wirklich schon so frühe an und eilte gleich zu v. Meyerns, wo bereits ein letzter Brautbrief Ernestinens für ihn bereit lag. Wir können es uns nicht versagen, wenigstens diesen noch seinem Hauptinhalte nach mitzutheilen.

„Wittenberg den 27. Septbr 1824. Nun zum allerletzten Mal, mein Rudolf, wird ein Brief draus, wenn das Herz hinüberlangt zur andern Hälfte, mein ewiggeliebtes Leben. Ich wollte Dich doch so gern bewillkommnen, so weit vorweg ich könnte; Cäcilie ist mein seliglieblicher Vorposten, den uns der liebe Herr hingestellt — ach sie begrüßt Dich zuerst lebendig aus meinem armen mit Liebe gesegneten Herzen — wie wird das Deine meine Seele erquicken nach der schweren Fahrt. Wenn ich jetzt Nachts wache, und Dich auf dem Postwagen denke, ists mir ganz sorglich wehmüthig, und doch wie anders als da ich das erste Mal diese Sorge hatte — nun darf ich schon die Arme zur Liebespflege ausbreiten. Mein Kind, ja zu fassen und in Worten zu reden ists nicht, was die ewige Barmherzigkeit uns schenkt, aber zum seligstillen und doch ewiglauten Lobgesang in Beugung und Anbetung vor seinem Gnadenthron. Vorm Jahr in dieser Stunde öffnete ich Deinen reichen Geburtstagsbrief, worin der Herr mich überströmte — dießmal habe ich Dich noch nicht und auch keinen besondern sichtbaren Brief, aber der schönste Gnadenbrief liegt offen herrlich vor mir ausgebreitet und darf ahnen was alles drinsteht, wenn ichs auch noch anders erfahren werde. Nun stille meine Seele, ich sage Dir nur noch eins, mein Rudolf, daß ich einmal recht wirklich aus Deiner Seele (und etwas kühn) gehandelt habe: ich habe, ohne Dich noch ein Mal gefragt zu haben, gesagt daß wir den ersten Sonntag wenn Du gekommen bist zum Abendmal gehen wollten, da es nur der einzige Abendmalstag vor unsrer Trauung ist. Die Eltern wollen auch mitgehn, darum mußte ich es so zeitig bestimmen; es kommt nun freilich noch sehr darauf an, ob die Mutter soweit wieder gesund wird — jetzt ist sie sehr leidend. Wenn Du erst Sonnabend kommst nach der Beichte, dann könntest Du allein noch Sonntag früh zu Heubner gehn, und ich sagte es ihm immer, den Tag vorher — ach ich bitte den Herrn sehr, daß das nur nicht Vorwitz von mir ist, und Ers Dir auch so segnet und alles Selbst leiten wolle. Wenn es mit der Mutter bliebe wie jetzt, liebstes Leben, dann würde ich wohl schon ihretwegen dem weitern Entgegengehn entsagen müssen, wenn ich auch sollte noch einen Brief von Dir bekommen, der mir den Tag gewisser bestimmen könnte, worauf ich aber gar nicht rechne — Alles dem Herrn, Seine Hand schließt uns zusammen es sei wo es sei — ich verlasse die Mutter

jetzt gar nicht, sie hat einen schlimmen Fuß und ist auch sonst sehr wehmüthig gestimmt. — Mein Rudolf, Dein vorletzter Brief hat mich unbeschreiblich ergriffen — ich meine das von Rennecke und Meyer — dazu bekam ich einen Brief von Schmieder an Dich über diese heiligste Sache, und habe mehrere Tage innerlich von allem andern losgewunden nur darin gelebt und darin für Dich gefleht, und danke unserm Gott, daß ich darüber nicht noch einmal zu schreiben brauche, sondern lebendigmündlich mit Dir ausschütten kann; ach das allein schon ist was Großes und ein durchdringend heiliges Verlangen, wobei mir das ganze Herz bebt. Schmieders Brief ist sehrtheuer, und mir ganz aus der Seele. Dein letzter Brief mit dem veränderten Reiseplan überraschte mich sehr und ich zagte etwas wegen der Anstrengung für Dich, doch er wirds wohl machen. Mein Rudolf, nun das nächste Wort ohne Wort; o Gott, sei Du unser einiges Leben — wo ich gehe und stehe, sitze und liege, bebt Dir mein Herz entgegen, der Herr aber schenkt doch Stille; komm, mein Leben, zu Deiner Ernestine."

Wie gut, daß Stier ausnahmsweise so früh in Berlin angekommen war! Nun mußte er freilich auf ein längeres trauliches Aussprechen mit Cäcilien und ihrem Gatten verzichten; noch vor Mittag saß er bereits in seinem eignen, hier für die Basler Reise besorgten bequemen Wagen, und in neun Stunden waren die dreizehn Meilen zurückgelegt. Ernestine war gesünder und frischer als er erwartet; ja seit sie ihren Rudolf wieder hatte, wurde sie bald so gesund und kräftig, wie sie es seit Jahren nicht gewesen; die Eltern fand er beide freundlich und herzlich. Manche Briefe wurden übergeben, darunter vor allem die der Gumbinner Eltern an die Schwiegereltern. Es waren selige Tage des Wiederhabens, Erzählens und Aug' in Auge-schauens.

Neuntes Kapitel.

Hochzeit. Reise nach Basel. Ankunft. October und November 1824.

Der 7. October, der nämliche Tag, an welchem drei Jahre früher Cäcilie von Elsner mit ihrem Gatten vereinigt worden, war der Hochzeitstag. Liebesgrüße von den verschiedensten Seiten waren schon Tags zuvor angekommen oder kamen am Morgen an, darunter ein sehr herzlicher Brief der Mutter aus Gumbinnen. Von Verwandten waren u. a. die ältste Schwester der Braut Friderike mit ihrem Gatten (Superint. Hoppe) aus Freiburg eingetroffen. Die häuslichen Geschäfte und Vorbereitungen waren bald beendigt oder doch Ernestinen abgenommen, so daß sie zu ihrer Herzensfreude den ersten Theil des Tages schon in stiller innerer Vorbereitung mit ihrem Rudolf verleben konnte; sie lasen etwas zusammen und gingen gegen Mittag bei sehr schönem Herbstwetter ein wenig nach dem lieblichen, nun auch längst verschwundenen vergißmeinnichtreichen Wäldchen vor dem Elsterthore spazieren. Nachmittags um 4 Uhr war die Trauung festgesetzt. Vater Nitzsch im Ornate und der gepuderten Perücke (die er bis zu seinem Lebensende trug, wenn er ausging) führte den Zug, welcher sich zu Fuße nach der ganz nahen Kirche bewegte. Nach ihm der Bräutigam, den Eltern zu Gefallen ebenfalls noch theilweise nach der alten Sitte gekleidet, von Ernestinens Bruder Wilhelm und Schwager Seelfisch geführt, dann die Braut, geführt von der Mutter und Schwester Luise, in einem von Schmieder gesandten

Hochzeitgewande, hierauf die andern Geschwister und einige Freundinnen als Brautjungfern nach Wittenberger Brauch. Der Weg war reich mit Blumen bestreut und wie von zwei Mauern mit Menschen eingefaßt — auch in der Kirche war es schon sehr voll gedrängt, doch wurde die Feier durch nichts gestört, da alles sehr still und ruhig zuging. Wie den beiden Lieben im Herzen zu Muthe war, wie die ganze Seele sich versenkte in Anbetung der ewigen Liebe, die sie zusammenschloß in voller Seligkeit — wer wollte das mit Worten beschreiben. Der Vater der Braut vollzog die Weihe am Altare, nachdem er ihr etwa folgende Worte vorausgeschickt:

„Es ist Deine Schickung, Allgütiger, daß ich diese Tochter, mein letztes liebes Kind, mit ihrem erwählten Freunde auf immer verbinden soll, um sie dann bald nicht mehr und wohl niemals wiederzusehn. Dein Wille ist dieß — ich vermag nicht anders zu urtheilen, alle Umstände vereinigen sich, mich davon zu überzeugen; und so kann der Schmerz dieser Trennung nur durch den Glauben an Dich und Deine allwaltende Liebe gelindert und geheilt werden. Laß diesen Glauben in mir und den Meinigen neues Leben gewinnen. Deine Liebe hat sich uns nicht unbezeugt gelassen: Du gabst mir Kinder, die das vornehmste Glück meines Lebens wurden und die insgesammt, obgleich zum Theil weit entfernt, doch nie aufhörten ihren Eltern mit inniger Zärtlichkeit anzuhangen. So wirst Du auch Gnade verleihen wollen, daß dieses unser neues und letztes Kinderpaar jenes uns vergönnte Lebensglück vollenden helfe, und daß beide Verlobte durch die Liebe zu Dir, die sie heute von neuem angeloben, ihrer Verbindung immer froher werden und den Ihrigen auch in der weitesten Entfernung nahe bleiben mögen. Dazu hilf durch Christum, Deinen Sohn, Amen!

„Theures und geliebtes Brautpaar! Ihre Herzen haben auf Lebenszeit und für immer einen Bund geschlossen, den ich in Gegenwart theilnehmender Freunde unter Anbetung Gottes feierlich bestätigen soll. Ich würde mich als Vater diesem kirchlichen Geschäfte, das mir ohnedieß in andrer Hinsicht schwer werden muß, nicht unterziehen, wenn ich nicht von Ihrer ehelichen Verbindung so gute Erwartungen hegen dürfte, als sie in An-

sehung der ungewissen Zukunft bei uns Menschen stattfinden können. Ich bin mir dieser Hoffnungen bewußt. Sie gründen sich hauptsächlich auf die Ihnen beiden eigne Gemüthsstimmung für Religion und Frömmigkeit, die auch Ihre Herzensvereinigung wo nicht veranlaßt doch nach und nach befördert und befestigt hat. Aber so muß ich Sie auch in diesem feierlichen Augenblicke auffordern, auf diesem Wege standhaft zu beharren, und nur von einem wahrhaft frommen, sich immermehr reinigenden und veredelnden Sinne das Glück Ihres ehelichen Lebens zu erwarten. Dieß sind Sie Gott, der sie zusammengefügt hat und Ihnen allein helfen kann —, dieß sind Sie sich selbst und zugleich allen den Freunden schuldig, die wegen der Trennung von Ihnen möglichst beruhigt sein wollen.

Sie, Theuerster, sind hieher gekommen aus einer weit entfernten nordöstlichen Gegend, um Ihre erwählte Freundin in ein nicht minder entferntes südwestliches Land zu führen. Sie wurden mit den herzlichsten Segenswünschen Ihres verehrten Hrn Vaters und der hochwerthen Ihrigen in Litauen entlassen, und von hieraus werden diese Wünsche mit nicht minderer Theilnahme Ihnen bis an die Grenzen der Schweiz nachfolgen. Eine so weite Entfernung von denen, die an Ihrem Wolsein den nächsten Antheil nehmen, muß und wird Ihnen unvergeßlich bleiben. Möge sie denn auch ein erweckliches Erinnerungsmittel für Sie werden, und Ihnen vielfältig und täglich das alles von neuem ans Herz legen, worauf die Erfüllung unsrer theilnehmenden Wünsche hauptsächlich beruht, alles, was Sie in Ihrem neuen Wirkungskreise Gott, der Sie rufen ließ —, was Sie sich selbst, Ihrem Heil und Ihrer Ehre, und was sie der Freundin schuldig sind, die Ihnen dorthin folgt. Ein edler Eifer für Religion und Christenthum treibt Sie an den Ort Ihrer Bestimmung, wo Sie zukünftige Werkzeuge der Belehrung für entfernte Nationen bilden helfen und so für die Ausbreitung des Evangeliums leben und wirken sollen, ein Beruf, der viel fordert und viel gewähren kann, der innige Verehrung des Weltheilandes, herzliche Theilnahme an seinem großen Werke voraussetzt und die Gefühle für das Heilbringende und Göttliche des christlichen Glaubens zu erhöhen und zu stärken besonders geschickt ist. Wie sollte dieser Beruf nicht rühmlich — nicht ehrenvoll sein! Aber, Sie wissen sehr wol, welchen Gefahren das schwache menschliche Herz überall und so auch hier ausgesetzt ist. Sie wissen, wie leicht der Religionseifer auch wol unmerklich durch Eigen-

Hochzeitgewande, hierauf die andern Geschwister und einige Freundinnen als Brautjungfern nach Wittenberger Brauch. Der Weg war reich mit Blumen bestreut und wie von zwei Mauern mit Menschen eingefaßt — auch in der Kirche war es schon sehr voll gedrängt, doch wurde die Feier durch nichts gestört, da alles sehr still und ruhig zuging. Wie den beiden Lieben im Herzen zu Muthe war, wie die ganze Seele sich versenkte in Anbetung der ewigen Liebe, die sie zusammenschloß in voller Seligkeit — wer wollte das mit Worten beschreiben. Der Vater der Braut vollzog die Weihe am Altare, nachdem er ihr etwa folgende Worte vorausgeschickt:

„Es ist Deine Schickung, Allgütiger, daß ich diese Tochter, mein letztes liebes Kind, mit ihrem erwählten Freunde auf immer verbinden soll, um sie dann bald nicht mehr und wohl niemals wiederzusehn. Dein Wille ist dieß — ich vermag nicht anders zu urtheilen, alle Umstände vereinigen sich, mich davon zu überzeugen; und so kann der Schmerz dieser Trennung nur durch den Glauben an Dich und Deine allwaltende Liebe gelindert und geheilt werden. Laß diesen Glauben in mir und den Meinigen neues Leben gewinnen. Deine Liebe hat sich uns nicht unbezeugt gelassen: Du gabst mir Kinder, die das vornehmste Glück meines Lebens wurden und die insgesammt, obgleich zum Theil weit entfernt, doch nie aufhörten ihren Eltern mit inniger Zärtlichkeit anzuhangen. So wirst Du auch Gnade verleihen wollen, daß dieses unser neues und letztes Kinderpaar jenes uns vergönnte Lebensglück vollenden helfe, und daß beide Verlobte durch die Liebe zu Dir, die sie heute von neuem angeloben, ihrer Verbindung immer froher werden und den Ihrigen auch in der weitesten Entfernung nahe bleiben mögen. Dazu hilf durch Christum, Deinen Sohn, Amen!

„Theures und geliebtes Brautpaar! Ihre Herzen haben auf Lebenszeit und für immer einen Bund geschlossen, den ich in Gegenwart theilnehmender Freunde unter Anbetung Gottes feierlich bestätigen soll. Ich würde mich als Vater diesem kirchlichen Geschäfte, das mir ohnedieß in andrer Hinsicht schwer werden muß, nicht unterziehen, wenn ich nicht von Ihrer ehelichen Verbindung so gute Erwartungen hegen dürfte, als sie in An-

sehung der ungewissen Zukunft bei uns Menschen stattfinden können. Ich bin mir dieser Hoffnungen bewußt. Sie gründen sich hauptsächlich auf die Ihnen beiden eigne Gemüthsstimmung für Religion und Frömmigkeit, die auch Ihre Herzensvereinigung wo nicht veranlaßt doch nach und nach befördert und befestigt hat. Aber so muß ich Sie auch in diesem feierlichen Augenblicke auffordern, auf diesem Wege standhaft zu beharren, und nur von einem wahrhaft frommen, sich immermehr reinigenden und veredelnden Sinne das Glück Ihres ehelichen Lebens zu erwarten. Dieß sind Sie Gott, der sie zusammengefügt hat und Ihnen allein helfen kann —, dieß sind Sie sich selbst und zugleich allen den Freunden schuldig, die wegen der Trennung von Ihnen möglichst beruhigt sein wollen.

Sie, Theuerster, sind hieher gekommen aus einer weit entfernten nordöstlichen Gegend, um Ihre erwählte Freundin in ein nicht minder entferntes südwestliches Land zu führen. Sie wurden mit den herzlichsten Segenswünschen Ihres verehrten Hrn Vaters und der hochwerthen Ihrigen in Litauen entlassen, und von hieraus werden diese Wünsche mit nicht minderer Theilnahme Ihnen bis an die Grenzen der Schweiz nachfolgen. Eine so weite Entfernung von denen, die an Ihrem Wolsein den nächsten Antheil nehmen, muß und wird Ihnen unvergeßlich bleiben. Möge sie denn auch ein erweckliches Erinnerungsmittel für Sie werden, und Ihnen vielfältig und täglich das alles von neuem ans Herz legen, worauf die Erfüllung unsrer theilnehmenden Wünsche hauptsächlich beruht, alles, was Sie in Ihrem neuen Wirkungskreise Gott, der Sie rufen ließ —, was Sie sich selbst, Ihrem Heil und Ihrer Ehre, und was sie der Freundin schuldig sind, die Ihnen dorthin folgt. Ein edler Eifer für Religion und Christenthum treibt Sie an den Ort Ihrer Bestimmung, wo Sie zukünftige Werkzeuge der Belehrung für entfernte Nationen bilden helfen und so für die Ausbreitung des Evangeliums leben und wirken sollen, ein Beruf, der viel fordert und viel gewähren kann, der innige Verehrung des Weltheilandes, herzliche Theilnahme an seinem großen Werke voraussetzt und die Gefühle für das Heilbringende und Göttliche des christlichen Glaubens zu erhöhen und zu stärken besonders geschickt ist. Wie sollte dieser Beruf nicht rühmlich — nicht ehrenvoll sein! Aber, Sie wissen sehr wol, welchen Gefahren das schwache menschliche Herz überall und so auch hier ausgesetzt ist. Sie wissen, wie leicht der Religionseifer auch wol unmerklich durch Eigen-

dünkel und Eigenliebe verunreinigt werden —, wie leicht er in Unduldsamkeit und Geringschätzung gegen andersdenkende Rechtschaffene übergehn und wie leicht er verleiten kann, das Mittel als Zweck zu behandeln, und so die Erreichung des letzteren zu hindern oder zu erschweren. Sie sind daher auch selbst überzeugt, daß ein wahrhaft frommer Sinn und Eifer für das Christenthum mit nüchterner Besonnenheit auf der einen — und mit aufrichtiger Gottes- und Menschen-Liebe auf der andern Seite Hand in Hand fortschreiten müsse, wenn er rein bleiben und immer vollkommener werden soll. An diese, Ihnen bekannte Wahrheit erinnere ich Sie hier feierlich und in der besten Absicht. Nehmen Sie mit der Tochter, die Sie aus meiner Hand erhalten, auch diese Erinnerung wolwollend an. Und Du, mein liebes Kind — was anders kannst Du von Deinem Vater bei dieser feierlichen Gelegenheit erwarten, als ein rühmliches Zeugnis von der Liebe und Treue, die Du nicht aufhörtest Deinen bejahrten Eltern zu beweisen? Ja dieß Zeugnis bin ich Dir schuldig und trage kein Bedenken es Dir öffentlich zu geben, da ich bei den Anwesenden keinen auch nur geheimen Widerspruch fürchten darf. Deine Bekannten und Freunde wissen es, daß Du schon längere Zeit der Trost und die Hülfe, wie von jeher die Freude einer liebenden Mutter warst, aber Du wurdest auch oft die Pflegerin Deines zuletzt krankhaften Vaters, warst vorher schon seine Begleiterin auf beschwerlichen Reisen, immer aber und überall aufmerksam auf seine Bedürfnisse, und immer bereit, ihm auch beschwerliche Dienste mit liebevoller Willigkeit zu leisten. Was aber hauptsächlich Dir nachzurühmen ist, Liebe zur Andacht und vertrauter Umgang mit der heiligen Schrift, befreundeten Dich mit dem Vater unser aller, dessen Gnade uns in Christo erschienen ist, und erhoben Dein Gemüth über den gewöhnlichen Hang zu jugendlichen Ergötzlichkeiten. Bei diesen Beweisen eines kindlichen und frommen Sinnes wurde Deine persönliche Zuneigung gewünscht, gesucht und gewonnen von dem würdigen Freunde, dem Du Hand und Herz gewidmet, auch bereits durch die Entschlossenheit ihm ins entfernte Ausland zu folgen eine innige Anhänglichkeit bewiesen hast. So hoffen denn auch Deine Eltern im Vertrauen auf Gott das Beste von dieser Deiner Verbindung; sie zweifeln nicht, Du werdest Dich der Liebe Deines Freundes immer würdiger machen und durch Beförderung einer recht glücklichen Ehe an Deiner Seite unsre Dich begleitenden Wünsche nach bestem Vermögen

erfüllen helfen. — Doch ich muß aufhören, als Vater hier zu sprechen, es folge nun die kirchliche Bestätigung des von diesen Verlobten geschlossenen Ehebundes.“

Nachdem man aus der Kirche zurück war, fanden sich nach und nach die geladenen Gäste ein, welche zwar nur aus den Verwandten und nächsten Freunden und Bekannten bestanden, aber doch eine Gesellschaft von 36 Personen ausmachten, mit denen dann der Abend in inniger Fröhlichkeit zugebracht wurde. Etwa die ersten acht Tage nach der Vermählung waren dem höchst nöthigen Ausruhen gewidmet, nur eine Probefahrt mit dem neuen Wagen nach Wörlitz, an welcher die Mutter und Schwester Luise theilnahmen, schob sich dazwischen, ohne die trauliche Glückseligkeit der Beiden zu stören. Dann eine zu vielerlei Besorgungen höchst nöthige Reise nach Berlin, wobei es aber vor allem auch auf einen gründlichen Besuch bei v. Meyerns und manchen lieben Freunden, so weit drei Tage reichen wollten, abgesehen war. Es ist wol erlaubt, hier eine Familienüberlieferung einzuschalten, welche sich auf jenen Berliner Aufenthalt bezieht und in einem Briefe also erzählt ist: Stier hatte damals noch immer eine so jungfräuliche Gestalt, daß er fast aussah wie ein junges Mädchen von 14 Jahr und 7 Wochen, und seine Neuvermählte, als sei sie sieben Wochen jünger als er. Als sie am Abend ihrer Ankunft im Gasthofe an Table d'hôte aßen, neben einander saßen und schön mit einander thaten, fragte ein Gast den Wirt: „Wer sind denn die beiden hübschen Kinder da unten?“ Und als ein andrer Gast eine ähnliche Frage an den Wirt that, suchte dieser Gelegenheit sich an St. heranzumachen —: ob sie Begleitung mit nach Berlin gebracht, ob sie einen zuverlässigen Lohnbedienten brauchten — ob sie schon früher in Berlin gewesen, und brachte es auf Umwegen wirklich dahin, den neugierigen Gästen einige Auskunft geben zu können, daß sie ein Paar

Eheleute wären, angeblich gekommen, um sich den gegenseitigen Verwandten zu präsentieren — was sichtbare Heiterkeit erweckte.

Sie wohnten übrigens natürlich beim badischen Gesandten v. Meyern, erfreuten sich an dessen allerliebstem kleinen Johannes, und schenkten sonst nur Stiers noch einen ganzen Nachmittag; im übrigen beschränkte man sich auf kurze Besuche, leider nicht einmal bei allen, wo sie es vorzüglich gewünscht hatten. Auch die amtlichen Besuche beschränkten sich auf Geh. Rath Beckedorff, da St. sich namentlich nicht entschließen konnte zu Kamptz hinzugehen, Nicolovius aber nicht zu sprechen war. Nach der Rückkehr von Berlin waren noch fünf Tage für Wittenberg bestimmt, die schnell genug verflogen.

Montag den 25. October früh Morgens 8 Uhr verließen sie die theure Lutherstadt. Den greisen Vater teuschte die Ahnung noch, welche ihn in dem wehmüthigen Abschiede von seinem heißgeliebten Tinchen den letzten für diese Welt erblicken ließ — für die sechs Jahr jüngere Mutter war es wirklich das letzte Mal, daß sie diese Tochter in Armen hielt.

Man weiß was damals eine Reise von Sachsen nach der Schweiz auf sich hatte — um so mehr suchten unsre Reisenden von den einzelnen Stationen Gewinn zu ziehen, indem sie möglichst viel Verwandtenbesuche damit verbanden. Der erste Tag führte sie bis Halle zu Ernestinens ältestem Bruder, Christian Ludwig, Professor der Zoologie an dortiger Universität und bereits Vater von sieben Kindern, von denen jedoch zur Zeit nur noch drei am Leben waren. Mittwoch gings weiter über Merseburg, wo einige Freundinnen (darunter Frau v. Krosigk) besucht wurden, nach Freiburg an der Unstrut zu Hoppes, deren Familie schon auf acht Kinder angewachsen war, darunter drei Töchter Clara,

Alwine und Laura von 19, 17 und 15 Jahren. Die beiden ältern hatten bereits abwechselnd längere Zeit im großelterlichen Hause zugebracht und namentlich Alwine sich damals innig an Tante Ernestine angeschlossen, auch durch sie deren Bräutigam schätzen und mehr und mehr verstehen lernen.

Auch bei dem damaligen Besuche hatte er grade mit Alwinen das eingehendste religiöse Gespräch. Die beiden Schwäger fingen erst an, sich in einander einzuleben, ihre Interessen und Anschauungen waren allerdings von Haus' aus ziemlich verschieden, natürlich ohne daß dieß der Herzlichkeit zwischen beiden Eintrag gethan hätte. Im höhern Grade noch trat diese freilich im Verkehr mit Schmieder hervor, den St. nun erst von Angesicht kennen lernte. Sonntag, Montag und Dinstag waren für Pforta bestimmt, wo die beiden Neuvermählten sich unbeschreiblich wolfühlten, namentlich Ernestine theils im Verkehr mit Schmieders Gattin Auguste und ihren drei Söhnchen, theils in stiller Freude an der im Gedanken-Austausche sich offenbarenden Geistesverwandtschaft zwischen beiden Männern. Es traf sich auch besonders gut: der erste der drei Tage war Reformationsfest, und Schmieder hatte vielleicht halb unbewußt vieles in die Predigt gelegt, was unsern Zuhörern so recht zum Reisesegen wurde; Nachmittags fand sich eine Gesellschaft Professoren zusammen, worunter unerwartet einige Universitätsbekannte von Stier. Montag war gar das Schulstiftungsfest, er konnte außer dem Gottesdienste dem Schulactus und einem allgemeinen Mahle der Lehrer und Beamten nebst auswärtigen Freunden und Behörden beiwohnen. Von hier aus schrieb er auch noch einmal nach Basel, daß er sich bereits unterwegs befinde und spätestens den 12. November einzutreffen gedenke. Das war der erste langsamere Act der Reise, wo in 9 Tagen kaum 13 Meilen gemacht worden waren; doch von da

ab wurde es anders. In herzlichschlechtem Regenwetter gings über Erfurt (wo Ernestine nur ganz kurz eine da verheiratete Freundin besuchte), Gotha, Eisenach (wie gern hätte St. die Wartburg erstiegen!) Fulda, nach Frankfurt. So ungewohnt Ernestinen sonst eine solche Reise gewesen und so wenig sie früher das Fahren vertragen konnte: so verlor sich doch das Gefühl der Unbehaglichkeit sehr bald, und sie konnten Gott nicht genug danken, daß Er ihr so außerordentliche Kraft und Gesundheit geschenkt, daß es ihr noch in Basel in den ersten Tagen war, als sei sie gar nicht gereist. Es war vor allem die innere Herzensfreude, so still bei ihrem Rudolf zu sein, welche sie alles äußere Ungemach vergessen ließ. Anderthalb Tage waren für die alte Reichsstadt bestimmt. Stier ging am Vormittage zuerst allein zum Senator J. F. von Meyer, dem er sich übrigens genau angemeldet hatte, wurde aber gleich wieder fortgeschickt seine Frau nachzuholen und zum Mittagbrote dazubleiben, im Kreise seiner zahlreichen auch schon einen verheirateten Sohn und mehrere Enkel umschließenden Familie, wozu er noch einen, Stier von Kottwitz in Berlin her befreundeten, preußischen Legationsrath gebeten. Auch zum Thee blieben sie da, nachdem der Nachmittag zur Besichtigung der Hauptmerkwürdigkeiten und zu einem Besuche bei v. Bethmann-Hollweg benutzt worden war. Was hatte Stier nicht alles mit v. Meyer zu besprechen, dessen persönliche Bekanntschaft ihm unaussprechlich theuer — ja der hellste und erfreulichste Punkt der ganzen Reise war. Wie St. auf dieser überhaupt vielfach, was Aufnahme und Wirkung der „Andeutungen" betraf, viel ermunterndes erfuhr, und sah daß er bekannter geworden war als er gehofft: so that ihm ganz besonders natürlich das äußerst günstige Urtheil wol, welches v. M. bereits in einem seiner neuesten Bücher sowie in einer besondern Recension für die Schwarzischen Jahrbücher gefällt und nun mündlich theils

wiederholte theils für die Gebiete wo seine Ansicht abwich (wie wir oben sahen) näher begründete. Es ergab sich, daß St. durch zu viel Hinblick auf die Opposition, statt einfach tiefen Ausspruches seiner Ueberzeugung an sich — jenen auch sonst hie und da noch nachklingenden Fehler früherer Entwickelungsperioden — jenen 16. Abschnitt zu unklar ausgedrückt und so ein Misverständnis veranlaßt hatte. Mündlich wurden sie, da St. nun auch infolge so mancher Verhandlungen über jenen Punkt klarer geworden sich besser ausdrücken konnte, bald eins, wie er sich von M. auch immer nicht anders gedacht. Dieser gab zu, daß Christus nie aufgehört habe, in einem Punkte seines Leidens der Geliebte Gottes zu sein, daß nie der Unschuldige ganz das leiden könne, was der sich verdammt fühlende Sünder leidet; kurz daß das Geheimnis der Mittlerschaft Christi in Seiner Menschwerdung liege, nicht aber in einer, ein juridisches Non-Ens bezeichnenden und doch juridisch sein sollenden stellvertretenden Genugthuung, wie unklare Dogmatik es oft nehme. St. sah aber zugleich ein, daß wol nicht so viele Bibelgläubige, als er sich gedacht, diesen zu verwerfenden Sinn mit den Worten verbänden, sondern oft auch nur das meinten mit ungeschickterem Ausdrucke, was er selbst meinte, nämlich jene Wiederherstellung des Friedens zwischen Gott und Menschen, die durch eine vermittelnde Offenbarung und Erwerbung des Geistes geschehen. (Vgl. weiter unten S. 317). Hier saß St. einmal recht als Schüler zu den Füßen seines Meisters. — Senator von Meyer nahm sich übrigens der jungen Eheleute auch in praktischen Dingen vielfach an. Dieselben hatten in Naumburg und Erfurt ihr Geld größtentheils in Frankfurter Wechsel umgesetzt, diese wurden hier unter seiner Leitung wiederum zu baar gemacht und zwar zu sogenannten Brabantern oder Französischen Thalern — für den Reisebedarf unterwegs waren damals noch österreichische Zwanziger allein zweckmäßig.

Leider mußte nun aber ein schönes Stück des Reiseplanes aufgegeben werden, nämlich die Absicht, von Frankfurt hinunter nach Sct Goar zu fahren, bis wohin ihnen Ernestinens Bruder Karl Immanuel, Professor in Bonn, mit seiner Emilie, Schmieders Schwester, entgegenkommen wollte, um wenigstens so eine Zusammenkunft mit der vier Jahre nicht gesehenen Schwester und dem überhaupt noch wenig bekannten Schwager zu ermöglichen. Daran hinderte nämlich die gewaltige Ueberschwemmung, welche jenen Herbst so traurig auszeichnete: schon in Frankfurt selbst floß der Main bei zwei Thoren in die Stadt herein, Coblenz, — Andernach — Neuwied — Sct Goar selbst hatte der Rhein fast ganz unter Wasser gesetzt, und den Weg nach letzterem von Norden und Süden aus gleichmäßig gesperrt. Sonntag Morgen bestätigte ihnen ein Brief aus Bonn diese schon bei v. Meyer erfahrenen Thatsachen. Nitzsch hatte Stier schon früher sehr herzlich als künftigen Schwager begrüßt. „Du bist auch mir sehr lieb und werth" — so hatte er geschrieben — „und von Herzen ein gewünschter Bruder. Ich habe Dich genug gekannt, um ein völliges Vertrauen zu Deiner Wahrheit und Liebe, und ein großes zu Deiner ferneren segensreichen Entwickelung für Christi Reich zu hegen. In spe et silentio (in Stillesein und Hoffen) wollen wir nach dem göttlichen Rathe des Propheten Du dort, ich hier, die Welt in uns selbst zuerst bekämpfen, und dann, soweit der Herr Kraft darreicht, nach außen hin unter den Brüdern, nicht nach Maaßen der beliebten, aber wohl Oben nicht wahrgehaltenen Classificationen, recht richten und theilen. Daß wir uns in dem von Meyer begegnen, dazu geb' ich meine herzliche Beistimmung, ob ich gleich seine a p o k a l y p t i s c h e n Versuche größtentheils als etwas schriftwidriges und bloß menschliches betrachte." Und später schrieb er mit Bezug auf das neue Basler Amt: „Unsere Zeit hat mehrere neue Berufsweisen gefunden, und diese, bei

Deinige, gehört gewiß zu den gottgefälligsten und gesegnetsten. — — Eine Denkweise wie die rationalistische (im historischen Sinne) weiß sich unfähig, das Evangelium den Völkern zu predigen, weiß sich unfähig einen Missionar zu machen oder zu bilden, weiß sich unfähig an Zeugnisse Gottes zu glauben, wie sollte sie nicht schel sehen zu einer Bestrebung der evangelischen Kirche, wie sie in Eurer Anstalt sich kund thut. Ich hoffe, es soll durch dergleichen Widerspruch das, wie mich dünkt, etwas ermüdete Streben für die Mission neu angeregt und geklärt werden." Die beiden Männer kamen, ihrer theologischen Entwickelung nach, von verschiedenen Seiten her, und traten sich doch bald so innig nahe, ja haben dann das ganze Leben hindurch in herzlicher Freundschaft zusammengestanden. Es war Stier und seiner Ernestine sehr schmerzlich, daß die verabredete Zusammenkunft um der angeführten Ereignisse willen unterbleiben mußte, doch ergaben sie sich und litten bei dem unzähligen Elend, welches das Wasser den Strom entlang angerichtet, gern dieß ihr geringes Leid deshalb.

Sonntag Nachmittag wurde die Reise wieder fortgesetzt, an diesem Tage noch bis zu dem großherzoglich hessischen Grenzstädtchen Heppenheim, überhaupt aber von jetzt ab noch rascher als vorher: durch große Orte wie Darmstadt, Rastatt, Freiburg, fuhren sie (damals fast unerhört) im Finstern durch, ohne Notiz von ihnen zu nehmen, da schon das meist unfreundliche Wetter, das ihnen die herbstlichen Gebirge nur in freilich wieder eigenthümlich schöner Nebelbeleuchtung zeigte, es kaum anders erlaubte, und jetzt Pflicht und Sehnsucht nach Basel trieb. Neu und überraschend war dem bisher besonders im östlichen Preußen und Pommern gereisten, daß er von Wittenberg bis Basel ununterbrochen Chaussee, und die Gasthöfe auf dieser ganzen großen Hauptstraße auch in den kleinsten Orten elegant und bequem über die Maßen fand. Nur in Heidelberg hatten sie 4 Stunden

gehalten und die Schloßruinen bestiegen, dann war Karlsruhe das zweite Nachtquartier, Offenburg das dritte mit Aufgabe von Straßburg, weil das Wasser drüben kürzlich weit ärger verheert hatte als auf deutscher Seite. Doch mußten auch hüben öfter Umwege gemacht werden wegen der meist zerstörten Brücken, und die Reisenden hörten viel traurige Dinge erzählen, mußten auch einige Stationen drei Pferde nehmen statt der bisherigen zwei. Die letzte Nacht brachten sie in Krozingen nicht weit von Freiburg zu, noch sieben Meilen vor Basel, die sie dann am 11. November bis Mittags fuhren. Es regnete wieder sehr, doch von der letzten Station ab wurde es hell zur Aussicht, und wie wurde ihnen nun, als sie, noch zwei starke Meilen davon, mit einem Male von einem sehr hohen Berge herab in das weite Thal mit dem auch da schon majestätischen Rhein und dem hier etwas klein aussehenden Basel in der Mitte hinabsahen, dahinter links und rechts die Vorgebirge der Schweiz und Frankreichs! Am Thor wurden sie (zum ersten Male auf der ganzen Reise) nach dem Paß gefragt, aber gleich wieder entlassen, als sie das Missionshaus nannten, und nun gings durch Kleinbasel durch, über die Rheinbrücke, in die eigentliche Stadt. Hier begegnet ihnen ein Wagen, aus dem beim Vorüberfahren ein ältlicher Mann ihnen wie ungewiß betroffen mit der Hand winkt. — St. sagt gleich zu Ernestinen „Ach wenn das Blumhardt wäre und in uns Stiers vermuthete!" Ein Weilchen darauf kommt ein jüngerer Mann, der mit in Blumhardts Wagen gesessen oder grade des Weges gekommen und von ihm beauftragt, vielleicht auch von selbst aufmerksam geworden war, dem Wagen nachgerannt, und bietet sich mit liebevoller Freundlichkeit zum Wegweiser an, da sie anscheinend Fremde seien. Und als sie das Missionshaus als ihr Ziel angaben, war alles klar. Jener ältere Mann war wirklich Blumhardt gewesen, hatte wirklich ohne weitern Grund

fest vermuthet, sie seien es, die er erst Tags darauf erwartete, still halten lassen und den Wagen nun zurückgeschickt; seine kleine Geschäftsreise unterblieb, und er selbst mit jenem Zöglinge führte sie ins Missionshaus ein. Es war Samuel Gobat, eben erst ein paar Tage vorher aus Paris zurückgekehrt, wo er unter S. de Sacy Arabisch studiert hatte, und wollte nun Besuche in der Stadt oder in der Nähe machen. Noch vor kurzem äußerte sich der nachmalige (jetzige) Bischof von Jerusalem über jene erste Begegnung etwa folgendermaßen: „Sehr lebhaft erinnere ich mich an den ersten Eindruck, nämlich den, daß beide das Siegel Gottes, das Zeichen der Kindschaft, deutlicher auf dem Gesichte trugen als ich je vorher oder nachher an irgend einem Menschen habe wahrnehmen können. Kindliche Glaubensfreudigkeit, innere Ruhe, Friede, Liebe und Unschuld, sammt einer noch nie bemerkten Geistesfülle, leuchteten mir wolthätig entgegen, als ich sie zum ersten Male auf der Straße erblickte, ohne noch zu wissen, wer sie waren. Als meine Augen auf die zwei fremden Gesichter in dem Wagen fielen, zogen sie mich so an, daß ich sogleich zu ihnen gehn mußte, um sie zu fragen, ob ich ihnen dienen könnte“ u. s. fort.

Der Empfang im Hause selbst war lauter Liebe, wie es da nicht anders sein konnte. Bald kamen Rector Handel und Hr Hänsel, die beiden andern besonders an der Anstalt angestellten Lehrer. Die Zöglinge begrüßten auch die unerwartet gekommenen mit einigen vor der Stubenthür gesungenen Versen, den ersten aus dem Liede „Womit soll ich dich wol loben?“ Ernestine zerfloß fast in Thränen der Rührung, so unbeschreiblich wol und heimisch fühlte sie sich gleich; St. ging hinaus, um die Sänger besonders zu begrüßen und ihnen zu danken. Er blieb äußerlich heiter wie er immer war, doch gingen auch ihm die Augen über vor Freude; er war zu gerührt, als daß er mehr als einige geist- und liebevolle Worte an die versammelten Zöglinge hätte

gehalten und die Schloßruinen bestiegen, dann war Karlsruhe das zweite Nachtquartier, Offenburg das dritte mit Aufgabe von Straßburg, weil das Wasser drüben kürzlich weit ärger verheert hatte als auf deutscher Seite. Doch mußten auch hüben öfter Umwege gemacht werden wegen der meist zerstörten Brücken, und die Reisenden hörten viel traurige Dinge erzählen, mußten auch einige Stationen drei Pferde nehmen statt der bisherigen zwei. Die letzte Nacht brachten sie in Krozingen nicht weit von Freiburg zu, noch sieben Meilen vor Basel, die sie dann am 11. November bis Mittags fuhren. Es regnete wieder sehr, doch von der letzten Station ab wurde es hell zur Aussicht, und wie wurde ihnen nun, als sie, noch zwei starke Meilen davon, mit einem Male von einem sehr hohen Berge herab in das weite Thal mit dem auch da schon majestätischen Rhein und dem hier etwas klein aussehenden Basel in der Mitte hinabsahen, dahinter links und rechts die Vorgebirge der Schweiz und Frankreichs! Am Thor wurden sie (zum ersten Male auf der ganzen Reise) nach dem Paß gefragt, aber gleich wieder entlassen, als sie das Missionshaus nannten, und nun gings durch Kleinbasel durch, über die Rheinbrücke, in die eigentliche Stadt. Hier begegnet ihnen ein Wagen, aus dem beim Vorüberfahren ein ältlicher Mann ihnen wie ungewiß betroffen mit der Hand winkt. — St. sagt gleich zu Ernestinen „Ach wenn das Blumhardt wäre und in uns Stiers vermuthete!" Ein Weilchen darauf kommt ein jüngerer Mann, der mit in Blumhardts Wagen gesessen oder grade des Weges gekommen und von ihm beauftragt, vielleicht auch von selbst aufmerksam geworden war, dem Wagen nachgerannt, und bietet sich mit liebevoller Freundlichkeit zum Wegweiser an, da sie anscheinend Fremde seien. Und als sie das Missionshaus als ihr Ziel angaben, war alles klar. Jener ältere Mann war wirklich Blumhardt gewesen, hatte wirklich ohne weitern Grund

fest vermuthet, sie seien es, die er erst Tags darauf erwartete, still halten lassen und den Wagen nun zurückgeschickt; seine kleine Geschäftsreise unterblieb, und er selbst mit jenem Zöglinge führte sie ins Missionshaus ein. Es war Samuel Gobat, eben erst ein paar Tage vorher aus Paris zurückgekehrt, wo er unter S. de Sacy Arabisch studiert hatte, und wollte nun Besuche in der Stadt oder in der Nähe machen. Noch vor kurzem äußerte sich der nachmalige (jetzige) Bischof von Jerusalem über jene erste Begegnung etwa folgendermaßen: „Sehr lebhaft erinnere ich mich an den ersten Eindruck, nämlich den, daß beide das Siegel Gottes, das Zeichen der Kindschaft, deutlicher auf dem Gesichte trugen als ich je vorher oder nachher an irgend einem Menschen habe wahrnehmen können. Kindliche Glaubensfreudigkeit, innere Ruhe, Friede, Liebe und Unschuld, sammt einer noch nie bemerkten Geistesfülle, leuchteten mir wolthätig entgegen, als ich sie zum ersten Male auf der Straße erblickte, ohne noch zu wissen, wer sie waren. Als meine Augen auf die zwei fremden Gesichter in dem Wagen fielen, zogen sie mich so an, daß ich sogleich zu ihnen gehn mußte, um sie zu fragen, ob ich ihnen dienen könnte" u. s. fort.

Der Empfang im Hause selbst war lauter Liebe, wie es da nicht anders sein konnte. Bald kamen Rector Handel und Hr Hänsel, die beiden andern besonders an der Anstalt angestellten Lehrer. Die Zöglinge begrüßten auch die unerwartet gekommenen mit einigen vor der Stubenthür gesungenen Versen, den ersten aus dem Liede „Womit soll ich dich wol loben?" Ernestine zerfloß fast in Thränen der Rührung, so unbeschreiblich wol und heimisch fühlte sie sich gleich; St. ging hinaus, um die Sänger besonders zu begrüßen und ihnen zu danken. Er blieb äußerlich heiter wie er immer war, doch gingen auch ihm die Augen über vor Freude; er war zu gerührt, als daß er mehr als einige geist= und liebevolle Worte an die versammelten Zöglinge hätte

richten können; was er aber sagte, erregte alle tief und stimmte sie zum Lobe Gottes, daß er ihnen einen solchen Lehrer gegeben. Später desselben Tages noch besuchte er auch ihre Säle; es waren damals 36 Zöglinge, einige älter als er. Der Senior der Brüder aber, Schlienz, schrieb an diesem Abend in das Wochenzettelbuch folgende Worte: „Donnerstag den 11. Nov. kam unser neuer Lehrer, Herr Stier, mit seiner Gattin zu unser aller Freude gesund und wohl bei uns an. Möge sie beide uns der Herr unser Vater zugesandt und gesalbt haben mit dem Oele der Freude und seines Geistes, auf daß die Eintracht unter uns als durch viele passende Glieder immer fester und enger und das Familienband immer traulicher geschlossen, das Verhältnis zu ihm unserm Vater aber immer seliger und der Fortgang seiner Sache durch die mannigfaltigen und treuen Bemühungen seiner Kinder immer gesegneter werden. Der Herr selbst wolle dazu Seinen Geist schicken, der doch allein Wollen und Vollbringen zu allem Guten schenkt.“

Blumhardts beherbergten das junge Ehepaar die ersten fünf Tage, bis das kleine aber bequeme und nette Quartier für sie eingerichtet wäre, wozu erst noch die Möbel gekauft werden mußten. Es lag zwei Treppen hoch in einem neuen Flügel, enthielt zu beiden Seiten der Küche je eine Stube und Kammer, überall schöne Tapeten, in den kleineren Zimmern Wandschränke, eine Treppe höher noch Bodenraum und Magdgelaß, den Keller im Haupthause, das Waschhaus im Anbau gemeinschaftlich. Die beiden Frauen, Blumhardt und Handel, beide wesentlich älter als Ernestine, hatten schon sehr freundlich für sie gesorgt und beriethen sie so mütterlich, daß es eine Lust war. Erstere war allerdings durch ihre grade damals sehr störende Kränklichkeit mehr gehindert, sonst aber unerschöpflich, den neu zu schaffenden Hausstand mit zu begründen, mit Vorräthen zu versehen und zu ergänzen.

Zum Glück waren die Kisten (mit Ausnahme der Bücherkiste) schon angekommen und konnten gleich am zweiten Tage ausgepackt werden. Eins beengte die junge Hausfrau anfangs sehr, erklärlich für die, welche ähnliches durchgemacht haben: es war die ungewohnte Sprache, das Baseldütsch, welches auch von den gebildeten Frauen für gewöhnlich gesprochen wurde, und die große Verschiedenheit in fast allen äußeren die Wirtschaft angehenden Dingen. Im Anfang mochte dergleichen mehr nur komisch sein, z. B. als gleich nach der allerersten Begrüßung Frau Blumhardt die ermüdeten Reisenden aufs Sofa lud mit den herzlichen Worten „Setzen Sie sich, das Chaffe wird plötzlich chommen." Schon nach einigen Tagen aber bemächtigte sich Ernestinens eine Stimmung gegen die sie schwer ankämpfte, und worübersie u. a. an Schwester Luise schrieb: „Da kam ich mir mit einem Male wie ganz unmündig und ungeschickt zu allem vor, und lag mir doch nun mehr als jemals daran, auch alles Kleine, Aeußere, gut zu machen; ich merkte dabei, wie ich ohne es zu wissen bisher heimlich gemeint hatte, es könnte mir darin nicht mehr fehlen, das beugte mich inniglich. Zu dem allen oder aus dem allen vielmehr, daß mir die neue freie Stellung oft so bange auf dem Gewissen liegt; bisher (Du weißt das am besten) war doch meine Stellung so, daß ich eben durch manche Beschränkung und Verhältnisse recht Schritt vor Schritt immer deutlich wissen konnte und wußte, was ich zu thun und wie ich mich zu verhalten habe — nun kann ich in gewissem Sinne mit einem Male thun was ich will, und doch mahnen mich innerlich mächtige Stimmen keinen Augenblick zu thun was ich will, sondern was der Herr will soll ich erforschen und thun, und bin doch zum Erkennen und Thun von mir selbst gleich träge und schlaff." Auch diese Stimmung ging vorüber, ihr Seufzen wurde erhört, und sie konnte mit Selbstverleugnung und Sanftmuth noch manches Schwere überwinden, was ihr weiter

entgegentrat. So, um dieß gleich hier mit anzuschließen, zeigte sich das von Blumhardts besorgte Dienstmädchen sehr bald unlustig, träge und trotzig; wol mochte ihr hie und da aus Unkenntnis der Landessitte etwas angesonnen werden, was die Basler von ihren ziemlich verwöhnten Dienstboten nicht zu fordern pflegen, aber statt einfach das Misverständnis bei der sonst so durchaus liebevollen Herrschaft zu erkennen, pochte sie trotzig und in höchst unziemlichen Worten auf ihr Recht, kündigte alsbald den Dienst für Weihnachten, und that bis dahin mürrisch nur das allernöthigste von dem geforderten. Ruhig ließ sie sichs gefallen, daß die junge Hausfrau, welche z. B. von ihr aufstehn um 5 Uhr gefordert hatte, nun regelmäßig selbst um diese Zeit aufstand, Feuer anmachte, Kaffee kochte, die Stube fegte, damit Rudolf dann arbeiten könne, und kam, wenn alles schon gethan war, um sechs Uhr gemächlich nach. Kehren wir aber zu der viel wichtigeren und freudigeren Seite des Basler Anfangs zurück.

Nachdem Stiers bereits am Samstag Abend an der regelmäßigen vielfach auch aus der Stadt besuchten Missionsstunde theil genommen, wo es ihnen ganz heimlich zu Muthe war: fand am Sonntage darauf die eigentliche „Begrüßung" durch die (vorzugsweise aus Predigern und Kaufleuten bestehende) Committee statt, in schlichter Basler Weise. Erst kamen Männer und Frauen ohne alle Ceremonien zusammen, ließen sich dem neuen Paare vorstellen und begrüßten dasselbe persönlich aufs herzlichste. Dann wurde Thee getrunken, in einer gewissen einfachen Feierlichkeit um einen langen Tisch sitzend; oben an der Präsident der Committee, Pfarrer von Brunn (gewöhnlich Papa v. Br. genannt), neben ihm rechts Stier und auf dieser Seite weiterhin alle Männer, ihnen gegenüber alle Frauen, oben an neben dem Präsidenten ihrem Manne gegenüber Ernestine, welche sich da gleich sehr erfreute an dem herzlichen Verkehr mit ihrer Nachbarin Frau

Pfarrer la Roche. Nachher gingen alle in den Brüdersaal, wo die Brüder schon alle versammelt waren. Es wurde ein Lied gesungen, das ganz ausdrücklich auf ihren Einzug paßte, dann betrat der Präsident das Katheder und hielt eine den beiden Neulingen unaussprechlich theure, sie beugende und doch auch herlich erhebende Ansprache über 2 Joh. 1—3, indem er sich der Reihe nach an den willkommenen Mitarbeiter am Werke des Herrn und seine werthe Gattin, an die Glieder der Committee und die lieben Missionsbrüder wandte. Wieder nach Gesang einiger Verse trat Stier auf und sagte was ihm der Herr eingab; kurz und einfach, aber mit mächtig in die Herzen eindringenden, dem Herzen aller Brüder sehr nahe tretenden Worten sprach er seinen festen Vorsatz aus, sich als vermählt mit der Anstalt dem Herrn im Dienste derselben ganz hinzugeben.

Das war die „Begrüßung und Introduction". Erst Freitag darauf war nach geändertem Beschlusse das Semester-Examen, und Montag den 22. November begann er endlich, wonach er sich sehr sehnte, seine volle Thätigkeit als Lehrer und Helfer.

Zehntes Kapitel.

Die erste Zeit im Missionshause. Nov. 1824 bis August 1825.

Um im Missionshause ein wenig heimisch zu werden, muß der geneigte Leser einige Jahre zurückgehn. Schon seit 1780 blühte in Basel eine von dem jüngeren Urlsperger gestiftete, weit nach Norden und Osten sich verzweigende „deutsche Christenthums-

gesellschaft", vollständiger „deutsche Gesellschaft zur Beförderung christlicher Wahrheit und Gottseligkeit". Zu den Leitern derselben gehörten die drei Würtemberger Steinkopff (seit 1801 in London), Spittler und Blumhardt. Letzterer namentlich interessierte sich und andre lebhaft für die in Deutschland bekanntlich wieder durch Zinzendorf angeregte Missionssache, zunächst die Berliner Missionsschule Jänickes, welche für England vorbereitete. Aber unter dem Einflusse der Basel so nahe berührenden erschütternden Weltereignisse von 1814 und 15 wurde plötzlich in Spittler und von Brunn gleichzeitig der Gedanke lebendig, in Basel selbst ein Seminar zur Ausbildung eigner Glaubensboten einzurichten. Zwei Jahre später gründete man wirklich eine „Missionsschule", und Blumhardt (bis dahin Pfarrer im Würtembergischen) wurde ihr Inspector. Es waren sehr bescheidene Anfänge; aber durch die segensreiche Thätigkeit eines Comité aus zum Theil recht wolhabenden Männern, deren Herzen Gott erweckte, entwickelte sich daraus ein wirkliches Missionsseminar, das ebenbürtig neben die anderwärts schon bestehenden ähnlichen Anstalten trat*). Nach der später bestimmter gestalteten Verfassung der Anstalt war Bl., der Herausgeber des Missionsmagazins in Quartalheften, Leiter des Ganzen und Verwalter der auswärtigen Verhältnisse, daher ihm nur zu zwei Vorlesungen über Missionsgeschichte und Vergleichung des Christenthums mit nicht christlichen Religionssystemen (vertretungsweise wol auch über Bibelkunde) Zeit blieb. Die Missionssache war ihm Lebensaufgabe geworden, ihre Interessen das Element, in welchem er sich ausschließlich bewegte; mit großer Treue und Liebe, aber auch mit allmählich-außerordentlicher Klugheit und Menschenkenntnis suchte er das

---

*) Genaueres in Dr Ostertags trefflicher „Entstehungsgeschichte u. s. w. Basel 1865."

Steuer des Missionsschiffes zu lenken; und wenn den Zöglingen öfter die amtliche Würde des Inspectors etwas fühlbar werden mochte, so war das theils in der Sache selbst als unumgänglich begründet, theils unbewußter Ausfluß irrender guter Meinung. Ihm zunächst stand als Lehrer Rector Handel, theologisch gebildet und eine Zeitlang an einer würtembergischen Studienanstalt thätig, als Vertreter des classisch-philologischen Fachs; ein lieber frommer Mann, aber wenigstens anfangs zu schulmäßig streng. Gründliche Präparation zu Ciceros Officien, Chrysostomus de sacerdotio u. a. galt ihm als unerläßlich, und etwaige Mängel hatten sofort die stärksten Vorstellungen und Verweise zur Folge. Es gab manchen Kampf, der auf beiden Seiten nicht ohne gute Früchte blieb und namentlich die Zöglinge an die strengste Gründlichkeit in der neutestamentlichen Exegese gewöhnte. Für die Lesung der Bibel in den Grundsprachen war bis zu Stiers Eintritt der Candidat Schlatter aus St. Gallen als Lehrer angestellt, ein äußerst fleißiger und eifriger Mann, unter dessen Leitung seine Schüler die sichtbarsten Fortschritte im Verständnis des Urtextes machten. Den Unterricht in den neueren Sprachen, vornehmlich dem Englischen und der Muttersprache, ertheilte ein Herr Hänsel, der sich lange in Cambridge und anderen englischen Städten aufgehalten hatte.

Außerdem genoß das Seminar nun den großen Vorzug geregelter Verbindung mit der Universität, natürlich in bestimmter Abwechslung. Die betreffenden Brüder hörten bei Prof. Merian Einleitung ins Alte Testament, bei Hagenbach Kirchengeschichte, bei Stähelin Arabisch; daneben wurden Vorlesungen über Experimentalphysik und Astronomie gehört, auch wol ein exegetischer Cursus über alttestamentliche Stellen bei Prof. Buxtorf durchgemacht. Namentlich wirkte Hagenbachs vermittelnde Anschauung vielfach günstig grade bei Missionaren, welche

mit der Römischen und den Griechisch=orientalischen Kirchen in Berührung kamen und bei dem Bestreben in vollkommener Entschiedenheit für die eine Wahrheit ihnen allen zu ihrem Besten zu dienen, des Geistes der Sanftmuth und der Milde des Urtheils über weniger wesentliche Verschiedenheiten besonders bedürftig waren — nicht zu reden von der Englischen Kirche. — Außer jenen Akademikern standen endlich noch im Lehrerverhältnis zum Missionshause der bereits mehrfach genannte Pfarrer zu St. Leonhard Nicolaus von Brunn und das Haupt der geistlichen Staatsbehörde, Antistes Hieron. Falkeisen. Bei letzterem kamen die Zöglinge der ersten Klasse mit den ältern Studenten zusammen zu homiletischen und katechetischen Uebungen, ersterer trieb mit ihnen, in der Regel in einer für die Zuhörer stets köstlichen Morgenstunde, praktische Exegese des N. T. mit Zurückgehn auf den Grundtext. — Nächste Oberbehörde der Anstalt war schon damals die „dirigirende Committee der deutschen Missionsgesellschaft“, aus sechs geistlichen und sechs weltlichen Mitgliedern bestehend. Die Verhältnisse des Ganzen zur Hohen Regierung des (damals noch ungetheilten) Canton Basel waren recht günstig, indem nicht nur, wie gesagt, der Antistes thätigen Antheil nahm, sondern auch „Seine Weisheit, der regierende Bürgermeister“ sich lebhaft für die ganze Sache interessierte. Die Fonds der Gesellschaft bestanden theils aus geschenkten Capitalien, theils eingehenden Beiträgen der Vereine in Deutschland, theils endlich beträchtlichen Zuschüssen aus England. Die Committee entschied über Aufnahme und Anstellung der Zöglinge, blieb auch in leitender Verbindung mit allen von Basel ausgegangenen Missionaren. Ein vierjähriger Cursus bestand ähnlich wie bei den süddeutschen Gymnasien, also eine Präparandenklasse und dann noch 3 Klassen mit Jahrescursus, durchschnittlich 3 Lehrstunden Vormittags und 2 oder 3 Nachmittags, wöchentlich also 30—36; auch die Pri=

vatstudien unterlagen der Leitung der Lehrer der Anstalt. Daneben sollte grundsätzlich kein Tag ohne Bewegung in freier Luft oder mäßige Handarbeit vorübergehn; in besonders bestimmtem Wechsel waren die Brüder der Reihe nach angewiesen, ihre Mußestunden zum Holzsägen, zur Gartenarbeit oder Beschäftigung in der Schreinerwerkstatt zu benutzen, und in gleicher Weise zu kleinen Erholungsreisen d. h. größeren Spaziergängen am Samstage ermächtigt.

So etwa waren die Verhältnisse des Basler Missionshauses, als St. an Schlatters Stelle eintrat. Bald nach der oben bereits erzählten Begrüßung und Introduction ward ihm eine förmliche Vocation und Instruction eingehändigt, aus welcher wir den wesentlichen Theil herausheben. Es sind etwa folgende Abschnitte:

„Bei der Unmöglichkeit in einer Anstalt, in welcher nicht bloß der sittliche Zwang des Pflichtgefühles, sondern der Drang der Liebe Christi alle Herzen regieren, und durch die Macht der Christlichen Bruderliebe alle Lebens- und Amtsverhältnisse ordnen und bestimmen soll, nach einer immerhin löblichen Sitte eine genau bestimmte Berufs-Instruction unserm theuern Bruder und Mitgehülfen in Christo, Herrn St., in die Hände geben zu können, begnügen wir uns, nur einige allgemeine Grundlinien seiner Berufsverhältnisse anzuzeichnen, aus denen wir die Stellung desselben zu unserer Missions-Anstalt ins Auge gefaßt haben:

1) Herr Prediger St. steht als Lehrer und Mitgehülfe unserer Anstalt in den Diensten und unter der Leitung unserer Missions-Committee, und ist in Beziehung auf seinen Beruf dem jeweiligen Inspectorate untergeordnet, dem von Seiten unserer Committee die Aufsicht und Leitung des Geschäftsganges unserer evangelischen Missionsgesellschaft aufgetragen ist.

2) Es ist demselben eine Jahresbesoldung von 900 Fl. Rh. oder 1350 Schweizerfranken nebst freier Wohnung und Feuerung laut eines Committeebeschlusses von 12. Mai 1824 zugesichert.

3) Da unser gemeinsames Bestreben in unserer brüderlichen Verbindung dahin gerichtet ist und sein soll, die heiligen Endzwecke unserer ev. Missionsgesellschaft nach dem Vermögen und den besondern Verhältnissen, in welche jeder einzelne von uns durch die Gnade Gottes zu derselben gesetzt ist, mit selbstloser Hingebung um des HErrn willen zu fördern: so glaubt unsre Committee der gewissen Zuversicht sich erfreuen zu dürfen, daß im allgemeinen bei jedem einzelnen unserer brüderlich geliebten Mitarbeiter nach billiger Berücksichtigung dessen, was seine pflichtmäßige wissenschaftliche Fortbildung und Erholung in Anspruch zu nehmen hat, seine Zeit und geistige Kraft*) der ev. Missionssache und ihrer Förderung angehört, indem wir dabei die tiefbegründete Ueberzeugung voraussetzen, daß wir auf dieser Laufbahn dem Herrn Christo und nicht den Menschen dienen, und daß es hohe Seligkeit ist, alles was wir sind und haben, diesem seinem heiligen Dienste aufzuopfern.

4) Richten wir dabei unsere Aufmerksamkeit auf das Unterrichtsbedürfnis unsrer evangelischen Missionsschule, in welche Herr Pr. St. als Lehrer eintritt: so sind es im Durchschnitt täglich 4 Unterrichtsstunden, welche unsere Committee in verschiedenen theologischen, allgemein wissenschaftlichen und pädagogischen Fächern Ihm mit brüderlichem Vertrauen aufzutragen sich durch dasselbe veranlaßt sieht.

5) Es ist ferner unser Wunsch und unsere Bitte an denselben, daß er, so weit es die Umstände erfordern, bei der Correspondenz des Inspectorates mit den verschiedenen Hülfsvereinen und an den schriftlichen Ausarbeitungen dem Inspector auf sein Verlangen brüderliche Handreichung thun und die Correctur der wöchentlichen Predigtübungen übernehmen möge.

6) Da an der Bewahrung und Förderung wahrer Gottseligkeit im Kreise unserer geliebten Missionszöglinge alles gelegen ist, und unsere Committee diesen lebendigen Sinn des Christenthums als einzigen Lebensquell unserer Anstalt betrachtet: so ist es unsre angelegentliche Bitte, die wir im Namen unsers Herrn J. Chr. an unsern theuern Freund machen, nicht nur seine sämtlichen Unterrichtsfächer, so weit es der Stoff derselben auf natürliche Weise gestattet, in ein Nahrungs-Mittel des christlichen Sinnes und Lebens zu verwandeln, sondern auch auf

*) Im Protokoll der Sitzung vom 29. Sept. hieß es sogar ausdrücklich „alle seine Zeit und Kräfte“.

jegliche Weise durch Wort und That dazu mitzuwirken, daß die heiligende und beseligende Kraft des Evangelii unter dem Beistande des Geistes Gottes sich bei jedem einzelnen Gliede unseres Missionshauses immer mehr und mehr in That und Wahrheit offenbaren möge.

7) Ebenso wird unser werthgeschätzter Freund mit seinen brüderlichen Mitarbeitern wechselnd das Amt des Wöchners übernehmen und bei demselben die bestimmten Weisungen mit christlicher Treue befolgen, welche unsre Hausordnung für dieß Geschäft vorzeichnet.

Indem wir unsern in Christo geliebten Mitbruder und Mitarbeiter, sowie seine theure Gattin, und seinen wichtigen Beruf unter uns der Gnade unseres Herrn J. Chr., der Liebe Gottes und der Gemeinschaft des H. Geistes in Demuth empfehlen" u. s. w.

In der mündlichen Erläuterung wurde den Beschlüssen der Committee vom 29. Sept. entsprechend noch insbesondere darauf hingewiesen, daß die Mitleitung der Zöglinge und Förderung des christlichen Sinnes und Geistes unter ihnen wesentlich auch durch Privatunterhaltungen geschehen, sowie daß er wegen der Leitung ihrer Privatstudien sich natürlich mit den Mitlehrern zu besprechen habe.

Eigentlich bedurfte es bei St. solcher Erklärungen und Aufforderungen nicht; namentlich was unter Nr 6 der Instruction empfohlen wurde, war ja längst seine Weise in Karalene und darum auch für Basel von vorn herein sein fester Vorsatz gewesen. Einzig die unter Nr. 3 aufgestellte auch früher schon von Blumhardt brieflich angedeutete Forderung, Zeit und geistige Kraft völlig der Missionssache zu widmen, mochte insofern damals von St. nicht ganz in der von der Committee gemeinten Ausdehnung aufgefaßt werden, als er unter der „pflichtmäßigen wissenschaftlichen Fortbildung" eben auch ein Paar Mußestunden zur Ausarbeitung wissenschaftlicher Schriften verstand, während die Leiter der Basler Missionsgesellschaft wol kaum daran gedacht hatten, daß einer ihrer Lehrer einen so entschiedenen Schriftstellerberuf in sich empfin-

den könne, als es bei Stier der Fall war. Dieß wird sich später noch deutlicher zeigen.

Ehe wir nun näher schildern, mit welchem Eifer und Erfolge sich St. der Erfüllung der in obiger Vocation ihm vorgezeichneten Pflichten unterzog, müssen wir jedoch noch sein Verhältnis zur Reformierten Kirche in Basel besprechen. Als theologischer Lehrer der Anstalt würde er am zweckmäßigsten den Titel Prediger führen — so hatte die Committee schon am 9. Septbr beschlossen —; und zwar theils weil dem dritten verheirateten Vorsteher der Anstalt neben dem Inspector und dem Rector äußerlich ein Amtscharakter gebührte, theils weil sein Eintritt in die Basler Geistlichkeit (auch ohne besondres Pfarramt) schon wegen der damaligen Armuth an Candidaten wünschenswerth erschien Daß letztere dort wie in Würtemberg nach vollendeten Universitätsstudien nur eine einzige Prüfung zu bestehen haben, wodurch sie zugleich die Ordination und das Recht auf Verwaltung der Sacramente erlangen, und bei späterer Anstellung nur noch einer feierlichen Einweisung in das besondere Amt bedürfen, wird den meisten Lesern bekannt sein. Auch Rector Handel hatte aus Würtemberg, ohne je Pfarrer gewesen zu sein, die Ordination mitgebracht; um so natürlicher war Stiers Wunsch, ihm wie Blumhardt bald darin gleichgestellt zu werden. Freilich genügte sein Candidatenzeugnis von Wittenberg für die Basler Verhältnisse noch nicht. Zunächst verlangte man von ihm ein bestimmtes Glaubensbekenntnis in Bezug auf die Baseler Confession zur Cautel gegen wesentliche Widersprüche, und es zeigte sich dabei, wie duldsam die dortigen Reformierten gegen mild und oppositionslos ausgesprochene Abweichungen, in wie erfreulichem Grade sie evangelischfrei gesinnt waren. Nach eignem Ausdruck in einem Briefe fand St. „kein Bedenken, sich an jede Kirche anzuschließen, die ihm seinen Glauben nicht beherscht", gab aber eben darum

sein Bekenntnis ganz frei und offen und natürlich mit der reformierten Lehre über Gnadenwahl und Eucharistie keineswegs übereinstimmend ab. Es lautete dasselbe vollständig also:

„Glaubensbekenntnis des Predigers St. in Bezug auf die Basler Confession.“

„Da zum Behufe des mir in dem Baseler Freistaat zu gewährenden Juris sacra administrandi ein Bekenntnis meines Glaubens in Bezug auf die Basler Confession verlangt worden: so gebe ich dasselbe gern und freudig, in Aufrichtigkeit vor Gott, indem ich bekenne und bezeuge wie folgt:

1) Von Gott, seinem dreieinigen Wesen, von seiner Schöpfung und Vorsehung glaube ich, was die Kirche im apostolischen Symbol nach der Schrift ausgesprochen hat. So wie, daß in Gottes ewigem Wesen ohne Vor und Nach alle die von Urbeginn zur Seligkeit erwählet sind, die Er selig machen will; daß dieß aber alle Menschen sind ohne Ausnahme, 1 Tim. 2, 4. Hes. 18, 23, und daß die Schrift die begnadigten darum besonders Erwählte nennet, weil durch ihren Glauben die Gnadenwahl Gottes an ihnen zur wirklichen Vollbringung gelangen konnte.“

2) Vom Menschen und Gottes Sorge über ihn glaube ich, daß der in Gottes Ebenbilde geschaffene Mensch durch seinen Fall also nach Geist, Seel' und Leib in der Sünde Tod und Verderben gerathen, daß ihm nur noch das an wesentlicher Kraft leere Vermögen, Gottes Kraft zur Erneuerung gläubig annehmen zu wollen, geblieben ist. Daß also seit dem Falle Alles, was aus dem in die Eigenheit versunkenen Menschen selber kommt, selbstisch und darum böse vor Gott ist, daher auch des Menschen Wunsch nach Erneuerung selber erst durch Gottes Geist vom Eigennutze geläutert wird; daß aber der gnädige Gott sich von jeher den Erzvätern, unter den Heiden, und in Israel nicht unbezeugt gelassen, vielmehr in allerlei Volk jeder Sehnsucht durch Hülfe entspricht, je nach dem Maße seiner unerforschlichen Haushaltung mit den Völkern.

3) Von Christo wahrem Gott und wahrem Menschen glaube ich Alles was in der B. C. darüber enthalten, insonderheit auch, daß Christus dem Vater für unsre Sünden genug gethan nach altem

Ausdruck der Kirche; und verstehe dieß so, daß Er gethan, was vor Gott genug war zu unsrer Versöhnung oder Wiedervereinigung mit Gott: nehmlich, daß Er nicht in seinem Leiden und Tod den Zorn Gottes über sich selbst, als den der Vater eben um des Todes willen liebte (Joh. 10, 17) empfunden hat, sondern daß Er das Leiden der Vernichtigung seiner selbst vor dem heiligen und gnädigen Willen Gottes, welches, in Zwang und Widerwillen aller sündigen Menschen Strafe und Verdammniß, sowie in Gehorsam und Glauben aller sich bekehrenden Menschen Läuterungsfeuer ist, an seiner heiligen Menschheit, insofern ihm diese auch ein Selbst gab, mitten im vollen heiligen Gefühl von der Sündlichkeit unsrer Sünde getragen, eben durch solchen allein vollkommenen Gehorsam und Glauben aber an seiner Heiligkeit die Strafe in Wiedergeburtszüchtigung verwandelt, und dazu, daß sich letztere allen in Ihn eingehenden Gläubigen wesentlich mittheile, die neue Kraft des Geistes in die menschliche Natur gebracht, diese also für den ergreifenden Glauben wieder zur Heiligung und endlichen Verklärung in Gott gesalbet hat.

4) Von dem Nachtmahl unseres HErrn glaube ich ohne Zweifel, daß wir es halten sollen zu Seines Todes Gedächtniß und Verkündigung, sowie daß Brot und Wein ohne Aenderung ihrer Natur Bilder sind des Leibes und Blutes Christi. Ich glaube aber auch ferner, daß wir sündige und sterbliche Menschen, so wir glauben und nehmen, wirklich und wesentlich nach Geist, Seel' und Leib mit Geist, Seel' und Leib Christi, wie dieselbigen in Seiner jetzigen Verklärung wunderbar zusammen gethan sind, gespeiset werden als mit dem Brote des Lebens, zur Auferstehung geistlich und leiblich, und daß dieß der HErr selbst Sein Fleisch essen und Sein Blut trinken nennet, Joh. 6. Welches zwar auch ohne die Bilder des Brotes und Weines wesentlich geschieht in allen Gläubigen, mit welchen der HErr das Abendmahl hält in ihrem Herzen, Offb. 3, 20; aber noch vielmehr in einem unbestimmbaren besondern Sinne, der freien Glaubens und Erfahrens Ding bleibt, unter gläubiger Empfahung des von Ihm selbst dazu verordneten Brotes und Weines.

5) Vom Glauben und Werken endlich glaube ich nach der Schrift, daß, was nicht aus dem Glauben gehet, Sünde ist, Röm. 14, 23; daß also kein Fleisch gerechtfertigt werden mag vor der verzeihenden Liebe Gottes, noch weiter geheiliget zu wahrhaft guten Werken, deren es sich solchenfalls vor Gott zu rühmen hätte auf irgend anderm Wege,

denn allein durch die gläubige Annahme der dem Sünder dargebotenen Verzeihung und hierin enthaltenen Heiligungskraft Gottes, woraus hernachmals ohne allen Ruhm vor Gott so gewiß die um dieses göttlichen Ursprungs willen guten Werke folgen, als gewiß ein Licht leuchten und ein Keim wachsen muß.

Solche zur näheren Erklärung geeignet scheinende Hauptpunkte meines Glaubens sind hiermit bekannt worden, zur Ehre der ewigen und seligmachenden Wahrheit in Jesu Christo, die Er selber ausbreiten und überall gründen möge je mehr und mehr, daß Sein Reich komme und Sein Name geheiliget werde auf Erden. Amen. Basel, den 5. des Christmondes 1824. R. Stier."

Der Basler Kirchenrath hatte kein Bedenken, auf dieses frei und offen abgegebene Bekenntnis hin Stier in Basel administrieren zu lassen; allein gewitzigt durch mancherlei Erfahrungen (erst kurz vorher hatte man in Zürich Anstand genommen, eine Basler Ordination anzuerkennen) gab man ihm auf, erst in seiner Heimath anzufragen, ob man dort die in Basel ertheilte Befugnis respectieren oder ihn bei einstiger Rückkehr nochmals ordinieren werde. St. zweifelte um so weniger daran, da ihm von seinem Freunde Krummacher bekannt war, daß dieser, der sich aus persönlicher Zuneigung in eben dieser Schweizerstadt ordinieren ließ, später in Anhalt, Westfalen u. s. w. unbedenklich Anstellung fand. Vater Nitzsch hatte ebenfalls nach seiner Auffassung ein Zeugnis für genügend erklärt, daß er in Basel zum evangelischen Predigtamte geweiht worden und dasselbe mehrere Jahre verwaltet habe. „Niemand würde dann" schrieb er „eine neue Ordination verlangen, zumal wenn mit angedeutet würde, daß man, Ihrer Anhänglichkeit an der lutherischen Confession ungeachtet, kein Bedenken getragen hätte, Sie dort zum Prediger zu bestellen — wiewohl das Letztere bei der hier herschenden Stimmung für die Union nicht einmal nöthig sein dürfte." Aber man mußte noch sicherer gehn, und so erhielt St. denn durch

seines Schwiegervaters Vermittlung eine vom 5. Februar 1825 datierte Ministerial-Erklärung, daß die „vom Basler Antistes vollzogene Ordination auch von der evangelischen Landeskirche im Königreiche Preußen anzuerkennen" sei. Schon vorher hatte er für sich und seine Frau Zeugnis beibringen müssen, daß sie volles Staatsbürgerrecht in Preußen behielten, und nach vier Jahren dahin zurückkehren könnten. Daß in Stiers Ministerialpaß ausdrücklich stand, er müsse nach der genannten Zeit zurückkehren, genügte der republicanischen Vorsicht nicht. Aber auch nachdem den Formen genügt war, zog es sich noch etwas hin, und so erfolgte Stiers wirkliche Ordination erst am 13. Mai durch den alten Antistes vor dem Kirchenrathe, mit Anschließung an einige zuvor examinierte Candidaten, aber eben zum Unterschiede von diesen nicht auf das Baseler Bekenntnis, sondern bloß auf die Schrift und sein eignes eingereichtes Glaubensbekenntnis *). Stier schrieb damals an Schmieder „Was der

---

*) Wahrscheinlich ist es vielen Lesern interessant, die darüber später vom Decan eigenhändig ausgestellte Urkunde im Urtext kennen zu lernen; wir geben sie daher in dieser Anmerkung auf die Gefahr hin, den Baslern bekannte Formeln vorzuführen.

Lectori benevolo salutem. Paterna elucet ac provida Dei O. M. erga Ecclesiam suam cura in eo, quod excitet subinde ingenia pia, erudita atque modesta, quae dotes egregias studio excolere et ad maturitatem perducere satagunt, spemque haud fallacem de se praebent, quod suo tempore uberrimos sint in opere Domini exhibitura fructus. Horum in numero versatur Vir doctissimus Rodolphus Stier [Fraustadio] in regno Borussiae oriundus, qui quum in patria animum excoluisset doctrinâ cumprimis sacrâ, finito cursu theologico, cum laude exantlato, ut ejus allata testimonia exhibent, sueta apud populares suos ratione, copia ipsi facta est praedicandi Evangelium, quod ipsum quoque literae testimoniales illae testantur nosque docent. His instructus atque munitus, Basileam se contulit, ubi per quadriennium in Seminario quod dicitur Missionariorum instructione ac doctrina sua operam navavit haud levem. Nunc vero, ad patrios

Form, die ohne Handauflegung nur Handgelöbnis war, an Apostolischem fehlte, wolle der HErr, der es vermag, mit Seiner Segenshand ergänzen; ich kann Dir ganz still von einem Neuen stillen Segen, der seitdem in mir spürbar geworden ist, sagen, und dessen ich manchmal als des versichernden Engels sehr bedarf" u. s. f. Einige Wochen vorher war er auch als völlig gleich berechtigtes Mitglied in die Missions-Committee aufgenommen worden, ein Act des Vertrauens, welchem in der Regel erst eine Beobachtungs- und Probezeit vorauszugehen pflegte. Betrachten wir nun seine

---

lares redux, exoptat obtinere testimonium acceptae apud nos Ordinationis Ministri Evangelii, qua in re modeste petentem, voti sui compotem facere non dubitamus. — Nos igitur Academiae et Ecclesiae Basileensis Doctores atque Pastores testamur supranominatum Rodolphum Stier die 13a mensis Maji anni restauratae Salutis 1825 in numerum Verbi Divini Ministrorum solenniter recepisse, eique omnia Jura et Privilegia ministro Ecclesiae Christi competentia impertitos esse, nimirum non solum Jus Verbum Dei ad normam Sacrae Scripturae Veteris ac Novi Testamenti praedicandi, sed et Sacramenta, Baptismum, sacramque Coenam administrandi, Matrimoniis benedicendi, aegrotos visitandi, omnesque actus Ministro Evangelii competentes peragendi, et cum tandem Specimen quoque Concionis publicum in Ecclesia nostra cathedrali exhibuisset, haec eadem Jura et Privilegia dilecto huic Sacrorum Ministro fuerunt confirmata. — Quod superest Deum O. M. oramus, ut huic Ministro Verbi Spiritu suo sancto porro adesse, prosperam valitudinem concedere, ac piis, quibus oblata occasione incumbet, laboribus coelitus benedicere velit, ad Nominis sui sacrosancti gloriam, Ecclesiae aedificationem ipsiusque Ministri sui aeternam salutem. Dabamus sub consueto Facultatis theologicae sigillo die 24. Augusti anno MDCCCXXVIII. (L. S.) Johannes Rodolphus Buxtorf Theol. Dr. et Prof. p. t. Facult. Theol. Decan. Emanuel Merian Theol. Dct. et Pr. W. M. L. de Wette Dr. Theol. P. P. O. Hieronimus Falkeisen Antistes Eccles. Basil. Sim. La Roche, ad Div. Petr. Pastor. Achilles Herzog, ad Div. Leonh. Pastor. Joh. Jac. Faesch ad Div. Theodori Pastor.

a) Amtliche Thätigkeit während des ersten Jahres.

Sie bestand vornehmlich in eigentlichem Unterricht, in Correctur der von den Zöglingen gelieferten Predigten, in abwechselnder Beaufsichtigung des ganzen Hauswesens (Wöchneramt), endlich in Unterstützung Blumhardts bei der Correspondenz.

Zuerst der Unterricht. Man hatte ihm theils theologische, theils allgemein wissenschaftliche, theils pädagogische Lectionen zugewiesen — alle diese aber nicht nach einem das ganze Jahr hindurch unveränderlichen Lehrplane zugeschnitten, sondern mit möglichster Concentration für den Augenblick und manchem Wechsel je nach Bedürfnis. Eine Hauptlection in der 1. und 2. Klasse war Jesaia, anfangs sechsstündig. später das ganze übrige Jahr hindurch bis 13. November fünfstündig, sodann Griechisch in der dritten oder sogenannten Präparandenklasse 4stündig, verwandelte sich aber schon nach einigen Wochen mit dem Eintritt der Lectüre in „Katechetische Bibelanalyse“ oder, wie Stier es selbst bezeichnet, „Katech. Verständigung über neutestamentliche Briefe, besonders den Hebräerbrief“ — dreistündig. Daneben Hebräisch in derselben Klasse, ebenfalls zuerst 4= dann 3stündig. Endlich leitete er während des Wintersemesters Stil= und Denkübungen der 3. Klasse vierstündig, und lehrte von Ostern ab statt derselben Pädagogik in den beiden Oberklassen dreistündig.

Stier fand, daß nicht ganz gute Vorbereitung durch die bisherige Behandlung stattgefunden, sah sich aber durch den Mangel an tüchtigen Hülfsmitteln fast durchgängig zu ganz neuer Ausarbeitung von Grund her genöthigt — kurz er warf sich, wie zu erwarten, mit vollem und ganzem Eifer hinein in diese so heiß ersehnte Thätigkeit. Vor allem willkommen war es ihm, den Jesaja erklären zu dürfen; so viel er auch schon in der Schrift studiert, so wurde ihm hier ihr Studium durch den besondern

Zweck, sie vor künftigen Heidenboten zu unmittelbarer „Kerykik" erklären zu dürfen, doppelt wichtig und fruchtbar. Zur Charakteristik hebe ich aus seinen damaligen Briefen zwei Stellen heraus.

An Schmieder schrieb er unterm 21. Mai in Anknüpfung an das mit J. Fr. v. Meyer in Frankfurt gehabte Gespräch über Christi Mittlerverdienst wie folgt:

„Mir ist seitdem die Sache ich kann sagen ungesucht und ungeforscht tiefer aufgegangen; und vielleicht ists Dir recht, wenn ich Dir hier einige Hauptsätze herschreibe, die ich grade heute in meiner Lection zum Schluß des 53. Capitels des Jesaja (in dem mir der Herr auch ganz neue Tiefen zu zeigen beginnt) den Brüdern vorlegen will: 1) Hier ist ein Geheimnis, in das auch die Engel gelüstet zu schauen, und das wir grade dann gewiß entheiligen, wenn wir es mit eigner kecker Sicherheit ganz erforscht zu haben meinen. 2) Christus hat nicht Gott mit uns sondern uns mit Gott versöhnt; denn der Grund der Trennung liegt zunächst in unserm Zustand durch die Sünde, und nur insofern in Gott, als Er uns nur so schaffen wollte, daß wir auch dieß werden konnten. Wo aber die heilige Grenze unsrer verstummenden Erkenntnis liegt. 3) Das Geheimnis der Versöhnung ist eins mit dem Geheimnis der Menschwerdung und in ihm begründet und enthalten; nicht aber umgekehrt auf die Art, wie es oft verstanden wird. 4) In Christo ist ein Neuer heiliger Mensch in der Einheit mit dem Sohne Gottes geschaffen, und Seine Kraft der Menschheit geschenkt zur Zuzeugung Vieler in den Einen. Zweiter Adam. 5) Daß dieser Neue Mensch mit uns Gefallenen Verbindung hätte, und uns sich zuzeugen könnte, darum mußte er kommen in der Gestalt unsres sündlichen Fleisches und in der Schwachheit unsrer verderbten Natur, mit allen Folgen der Sünde, wesentlich zusammengefaßt, so weit sie nicht selber Sünde sind. Wer Jemand aus dem Kerker holen will, geht zu ihm hinein. 6) Christus trug also, durch seine Menschwerdung im weiteren Sinne schon, besonders aber durch sein Leiden und Sterben im engern, unsere Sünden, d. h. deren Folgen, die zugleich unsre Schuld und dadurch für uns Strafen sind. 7) Diese Ihm um unsertwillen aufgelegte Sündenlast bestand a) in der verderbten menschlichen Natur überhaupt von der Geburt an; b) in dem vollen heiligen Gefühle der Sündlichkeit unsrer

Sünde, die sich im Ausbruch an ihm und im Bewußtsein ihrer Sündlichkeit in ihm vereinigte, wie nur ein heiliger Mensch es fühlen kann; c) im vollkommenen Gehorsam der Erfüllung des Gesetzes mitten in der Schwachheit. Also im eigentlichen Leiden und Sterben wieder dasselbe im höchsten Grade: a) Schwachheit und Schmerz mit Versuchungsempfänglichkeit, ohne Trostgefühl; b) voller Abscheu an der zusammenfassend empfundenen Sünde der Menschheit; c) die völlige Vernichtigung seines eignen Willens vor dem göttlichen, insofern ihm seine Menschheit ein zwar unsündliches, aber doch dazu nicht (freudiges) Selbst gab. — 8) Dieß alles hat Christus getragen a) für uns, d. h. uns zum Heil und Besten; b) für uns, d. h. auch an unsrer Statt; aber nicht buchstäblich so, als ob der heilige Christus das hätte leiden können, was der verdammte Sünder leidet, sondern α) insofern der Sünder dieß alles auch und noch mehr zur Verdammnis tragen muß, wiewol eben nicht tragen kann, wie der HErr es trug, Luc. 23, 31; denn an Ihm hatte der Verkläger nichts — β) insofern der Christ dasselbe Leiden, nur durch Seine des allein damit vorangehenden dadurch erworbene Kraft dazu gestärkt, zur Wiedergeburt wesentlich durchmacht. — 9) Gott vergibt uns nun also, oder vielmehr kann uns nun vergeben, wie er ewiglich als Liebe gern will, alle unsre Sünde: durch Jesum Christum d. h. nicht um Christi willen, buchstäblich streng verstanden, weil dieß a) eine Trennung zwischen uns und dem uns bloß von außen zugerechneten Verdienste Christi, auch b) eine Bewegung und Veränderung in Gott, des Gnade dann wieder nicht Gnade wäre, anzeigt. Sondern durch d. h. a) vermittelst der in Christo gegründeten Anstalt dazu, b) in, wenn und in wie weit wir eins mit Christo werden; was sich aber allerdings nur ein Ziel auf die völlige Durchkämpfung, in der Zusicherung aber schon auf die einmalige Ergreifung im aufrichtigen Glauben bezieht. — 10) Diese in Christo geschehene Ertödtung der verderbten Menschheit und hiermit Austilgung der Sünde mit aller Kraft, Folge und Schuld (Röm. 8, 3), wodurch sie allein ungeboren werden konnte, die sich zusammenfaßt im leiblichen Tode, der insofern ebensowohl der Sünden Sold als die Thür des ewigen Lebens ist, die aber auch nur ein neugeschaffner heiliger Mensch für Alle aushalten konnte, und unsre Genesung durch Theilhaftigwerden der durch dieß Opfer erworbenen neuen Menschheit Christi in der lebendigen Gemeinschaft durch den Glauben, war durch Opfer und

Opfermahl mannigfach vorgebildet. In diesem Sinne hat Christus sein erstes natürliches Leben in unserm Fleisch für uns in den Tod dahin gegeben und ist das vollkräftige Opfer für uns Alle geworden, hat also genuggethan, nicht so eigentlich dem Vater, als überhaupt gethan was genug war zu unsrer Erneuerung."

Stier hielt natürlich auch damals schon wie fünf und zwanzig Jahre später die letzten sieben und zwanzig Kapitel des prophetischen Buches für „Jesaias, nicht Pseudojesaias", und eben in jener Zeit ging ihm das erste Licht auf über den zusammenhängenden Plan des ganzen Buches, den er später in der angedeuteten Schrift ausführlich nachwies und dadurch nach Nitzsch's Urtheil „der Annahme der Einheit und Authentie des Gesammtwerkes großen Vorschub leistete." Er schrieb darüber an Rennecke am 29. Juli wie folgt:

„Meine exegetischen Lectionen werden mir sehr fruchtbar; so habe ich in den Jesaias, den ich nun bald beendigt habe, tiefe Blicke thun dürfen, und namentlich einen sich selbst beweisenden, wunderbar aufgebauten Plan und Zusammenhang des Ganzen von Cap. 1—66 entdeckt, der alle neuere Critik und Zerstückelung beschämt! Hier ist mir denn auch über die Versöhnungslehre, die sich mir immer tiefer — wiewohl bleibend unjuristisch entwickelt, manches aufgegangen, das ich Dir gern einmal in traulichen Stunden sagte! In Cap. 53 habe ich viele merkwürdige Doppelsinne, die äußere und innere Gestalt der Sache zugleich gebend, gefunden; auch mûsàr schlômênû ist mir aus der Grundbedeutung von schâlám hell aufgegangen. Ich kanns nicht lassen, Dich wenigstens auf den Abschnitt C. 49—55 aufmerksam zu machen, wo in drei Ansätzen Kampf und Sieg, Tod und Auferstehung Christi immer auch der Gemeine zugeeignet wird, die gleichen Weg in Ihm durchzugehen hat, worauf erst die zusammenfassende Versicherung des so begründeten Gnadenbundes folgt. 1) Christus 49, 1—13, die Gemeine 14—23, die Versicherung 24—26. 2) Christus 50, 1—9, die Gemeine V. 10 — Cap. 51 zu Ende, die Versicherung 52, 1—12. 3) Christus 52, 13—53 zu Ende, die Gemeine C. 54, Versicherung C. 55. Wobei noch überall die steigernde Entwicklung zu merken. Hast Du irgend Trieb und Zeit, so empfehle ich Dir zwei Bücher, die

mir sehr theuer geworden sind: Die Weißagungen und Verheißungen der Kirche Jesu Christi u. s. f. nach Lambert von Jaschem (pseudonym für Johann Friedrich von Meyer), herausgegeben von Kanne. Und Pfenninger, Bibliothek für die Familie von Oberau — einander ebenso hetero- als henogen."

Man vergleiche hiemit einerseits den ausgeführteren Ordnungsplan im „Jesaias — nicht Pseudojesaias 1850" S. LXXXIX —XCIII, wo obige Eintheilung noch durchaus zu Grunde liegt (vgl. daselbst S. 285, Anm. 2), andrerseits das demüthige Wort im ersten Theile der Andeutungen 1824 S. 93: „Ob einst weitere Forschung durch Gottes Gnade den Verfasser zu einem solchen Verständniß des Bibelplanes, davon er bisher nur hie und da Anklänge vernommen, führen wird, ruht in des HErrn Hand; doch ist es das natürliche Ziel und die demüthige Sehnsucht jedes gläubigen Schriftforschers." Der geneigte Leser wird aber auch aus den gegebenen Stellen ahnen können, mit welcher Begeisterung und welchem Feuer eben wegen der inneren sich täglich fester gründenden Ueberzeugung solche Erklärung des königlichen Propheten vorgetragen wurde, und welchen Eindruck diese Vorträge auf die Zuhörer machen mußte, unter denen sich übrigens bald auch einige von de Wette abgestoßene Studenten einzufinden pflegten. Ich erwähne hier nur vorläufig, daß Gobat sich später (1863) gelegentlich äußerte:

„Ich hörte nur die drei oder vier ersten Vorlesungen von ihm über den Jesaias, und erinnere mich nur noch im allgemeinen an den tiefen Eindruck, den beinahe jedes Wort auf mich wie auf die übrigen Zöglinge machte, und wie dankbar wir alle waren einen solchen Lehrer erhalten zu haben."

Wie Stier hier seinen Weg völlig selbständig ging, so natürlich in ähnlicher Weise in den übrigen oben genannten Disciplinen, der Elementarpädagogik mit besonderer Beziehung aufs Missionsgebiet, wodurch sie ihm eben auch christlich neu geboren

werden und Grundlage einer später darauf zu bauenden christlichen Anthropologie werden mußte, der Epistelkatechese, ja selbst in der griechischen und hebräischen Grammatik. Hatte er die letztere doch selbst erst als Student recht eigentlich als Autodidakt gelernt; so war es ihm denn eine besondre Freude, mit diesen schon gereifteren und zu Vergleichungen und Anknüpfungen an bekanntes geneigten Jünglingen die „heilige Sprache" nach und nach gemeinsam aufzubauen, die für alle Menschensprachen typischen Laut- und Sprachgesetze in ihr zu erlauschen, und so auch hier Grundzüge zu gewinnen, welche er später erweitert und vertieft in seinem „Neugeordneten Lehrgebäude" der gelehrten Welt vorlegte, leider zu spät um neben und kurz nach Ewalds Grammatik verdienten Ruhm zu ernten. Aber wann wäre es Stier je um diesen zu thun gewesen! — Am wenigsten erfahren wir näheres von den Stil- und Denkübungen; sie mochten sich nicht gerade von den bereits in Karalene betriebenen Uebungen entfernen und gaben keine besondre Gelegenheit, sie für das Missionsgebiet charakteristisch zu gestalten.

Was die Zöglinge des Missionshauses an ihm hatten, glaube ich auch hier mit den eigenen Worten eines damaligen Schülers darstellen zu sollen. Caplan Schlienz schreibt darüber etwa so:

„Wir spürten es sogleich, daß uns der Herr in ihm eine besondre Kraft, obwol noch jung an Jahren, doch voll heiligen Ernstes, Licht und Liebe zugesandt hatte. Wir hatten uns sehr gefreut auf seine Schrifterklärung, und unsre Erwartungen wurden in keiner Weise getäuscht. Er war ein Lehrer, der nicht nur die Bibelwahrheiten sondern überhaupt alles was er lehrte recht lehrte, dessen Vorstellungen immer klar, dessen Urtheil gesund, dessen Entwicklungen durchaus logisch richtig waren, dessen Gedanken bei ihrer oft überraschenden Originalität stets einen außerordentlichen Reichthum in sich trugen. Nach J. Fr. von Meyers Art waren seine exegetischen Bemerkungen, obwohl gründlich und frei, doch kurz —

im graden Gegensatz zu seinen nachherigen Arbeiten im exegetischen Fache. Bei aller Anerkennung des herrlichen Gedankenreichthums in den „Reden des Herrn Jesu" und andern späteren Werken, möcht' ich es doch entschieden bedauern, daß St. nicht fortfuhr als öffentlicher Lehrer zu wirken, weil seine Arbeiten dann wahrscheinlich conciser gefaßt worden wären und die theologische Welt deren mehr und mannigfaltigeres würde erhalten haben; man würde sie dann auch mehr ganz benutzt und genossen haben als jetzt wohl der Fall ist. — In seiner hebräischen Exegese theilte er uns sehr gute, kern- und geistvolle Erklärungen mit, aber Christus war dabei Anfang, Mittel und Ende. Aehnlich wie Olshausen verrieth er einen prächtigklaren Blick in die Bilder und Vorbilder des Alten Testamentes und deren Verbindung mit dem Neuen; er verstand es wie wenige, der oberen Weisheit auf die Spur zu kommen, wie sie durch ihre heiligen Seher des Alten Bundes die im Neuen vollendete Reichsgeschichte zum Voraus bildlich hat anzeigen lassen. Er schien uns den durch den seligen Schlatter geweckten Eifer und Fleiß mit der grammatischen Genauigkeit eines Handel aufs glücklichste zu verbinden, so daß wir durch ihn für beides neue Lust gewannen, denn seine Exegese verlangte durchaus ebenso gründliche als fleißige Vorbereitung. Dabei zeigte er sich als einen Mann freier Schriftforschung, der zwar Grammatik und Lexikon in ihren Rechten gelten ließ, aber doch und grade deshalb sich weder von diesem Grammatiker noch von jenem Lexikographen binden oder beschränken ließ. — Besonders in seiner Pädagogik zeigte sich sein Sinn für äußere und innere Ordnung recht wohlthuend; hier in diesen Vorlesungen war es, daß mich sein Geist so ergriff, daß ich schön — schreiben mußte — ja unter allen meinen Manuscripten aus jener Zeit sind keine so gut gehalten als die bei Stier, keins so gleichmäßig und gefällig geschrieben als das über Pädagogik. Vom göttlichen wie vom anthropologischen Standpunkte aus entwickelte er seine Principien so schön und einfach und doch so reichhaltig, wie er den Menschen durch richtige Bildung seiner Erkenntnis, Gefühl- und Willenskraft fürs gesellige und bürgerliche Leben erzogen wissen wollte durch das Innewerden und Erfassen der göttlichen Wahrheit, durch das Sichgenügenlassen an göttlichen Schönheiten, durch kindlichen Gehorsam gegen den göttlichen Willen."

Doch genug hievon. In nahem Zusammenhange mit dem eigentlichen Unterrichte stand die regelmäßig von Stier besorgte Correctur der von den Zöglingen gelieferten Predigten. Er mußte freilich der Ordnung wegen auf gründlich ausgearbeitete Predigten halten, allein man sah daß es ihm vor allen darum zu thun war, freie Leute zu erziehen, die im Stande wären nach echt apostolischem Vorbilde in schmuckloser Rede ein wahres kräftiges evangelisches Zeugnis abzulegen. Künftige Missionare mußten vor allem lernen, Gottes Wort, auch ohne auswendig gelernte Predigten als eine Kraft Gottes zur Seligkeit der Zuhörer zu gelegener wie zu ungelegener Zeit zu verkündigen. Begreiflicher Weise blieb es nicht bei der Correctur der grade gelieferten Predigten, sondern Lehrer und Schüler besprachen sich auch sonst bei irgend passender Gelegenheit über diesen Gegenstand, und der Gewinn solcher Besprechungen war um so größer, als Stiers eigne Predigten in dieser Hinsicht Muster sein konnten oder es doch in Basel von Tage zu Tage mehr wurden. St. war nämlich bei aller Arbeit und Anstrengung stets bereit, für von Brunn, in der Hospitalkirche, und sonst als Prediger auszuhelfen. Zwar waren die Basler an kürzere Predigten gewöhnt — er predigte den meisten zu lange, aber es gab noch genug, die eine wahre Herzensfreude empfanden, seiner meisterhaft klaren und gesunden und dabei so natürlich einfältigen Entwicklung biblischer Wahrheiten im Zusammenhange zu folgen. Man fand bald, daß Blumhardt und Stier einander in erfreulicher Weise ergänzten. Verstand es jener in den Erbauungsstunden die verborgensten Schlupfwinkel des menschlichen Herzens aufzusuchen, seine Zuhörer dadurch zu überreden, zu überwältigen und für das Reich Gottes dauernd zu gewinnen: so gelang es anderseits Stier in besonderem Grade, das Wort Gottes nach seiner vollen Tiefe und Ausdehnung gründlich aus-

zulegen und seiner Zuhörer Herzen für gläubiges Verständnis der göttlichen Wahrheit aufzuschließen, besonders aber die bereits gläubigen im Wachsthum des göttlichen Lebens weiter zu fördern.

Nicht den wenigstens Antheil daran hatten seine herzlichen und ergreifenden Gebete. Wie von jeher das aufrichtige kräftige Gebet eines Lehrers die beste Weihe über seinen Vortrag ergossen und das Vertrauen gläubiger Schüler in erhöhtem Grade geweckt hat, so auch bei Stier — namentlich in den Missionsstunden am Samstag Abend. Da fühlte man es ihm so recht an, wie mächtig ihn das Missionswerk erfaßt und ganz in sich hineingezogen hatte; und wenn irgend etwas so waren es seine Gebete, welche die zuhörenden Zöglinge einladen mußten den näheren Herzensverkehr mit ihm zu suchen.

Dieß geschah nun natürlich schon oft genug aus äußerem Anlaß, um ihn um Rath zu fragen, auch wenn er nicht grade das Wöchneramt verwaltete; aber auch sonst waren Stiers natürliche Lebhaftigkeit in Verbindung mit der Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und seinem zugänglichen Wesen ebenso viele Einladungen an die Brüder, wenn er zu ihnen in den Missionsgarten hinabkam, sich um ihn zu scharen und diese oder jene Fragen aufzuwerfen, auf welche er dann mit der größten Bereitwilligkeit einging. „Niemand" schreibt unser obenbezeichneter Berichterstatter „fühlte sich beengt oder scheu in seiner Gegenwart, indem er den Gemüthern stets mit der größten Offenherzigkeit entgegenkam und die Brüder durch den Bruder stets angezogen, durch den Gelehrten nie zurückgestoßen wurden. Allerdings konnte man nicht lange mit ihm reden und umgehen, ohne über dieß und jenes besser belehrt — ja häufig zurechtgewiesen zu werden. Das nahm ihm aber niemand übel, im Gegentheil man erwartete es, bezeugte sich dankbar dafür, und fühlte sich aufgemuntert sich immer wieder an ihn zu wenden. Wenn in dieser Hinsicht gewissermaßen ein

neues Element in das Leben des Missionshauses eintrat, da die früheren Lehrer bisweilen fast unnahbar erschienen: so war das für die allgemeine Ausbildung der Missionare für ihren künftigen Beruf um so wichtiger, als diese eben in ungezwungenem Umgange anknüpfen und sich so unvermerkt immer dringender an das Herz ihrer Zuhörer wenden — nicht aber erst warten sollen, bis man ihnen Zeit und Ort zu feierlichem Kanzelvortrage einräumt."

Auch wo sonst im einzelnen Stier an Blumhardts Seite etwa in der Correspondenz als dessen Gehülfe ergänzend oder sonst stellvertretend eintrat, waren die Zöglinge sehr wol damit zufrieden. Beispielsweise schreibt Gobat von seiner am 6. Februar erfolgten Ordination: „Vor meiner Abreise nach England sollte ich in einem Städtchen im Badischen, etwa 5 Stunden von Basel, ordiniert werden; wobei ich die große Freude hatte, Stier zum Begleiter zu haben. Er sollte mich im Namen der Committee beim dortigen Dekan einführen und empfehlen, und that dieß auch auf die lieblichste Weise. Ich erinnere mich nicht mehr an den Inhalt der Gespräche, die wir auf jener Fahrt hatten, sie ist aber eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens. — Ja wenn ich je von jemand hätte sagen mögen „ich wollte ich wäre wie dieser": so ist es von Stier". Und ein andrer seiner damaligen Schüler äußert sich wie folgt: „Während meines Aufenthaltes in London wurde ich in wichtige Lebensverhältnisse hineingeführt, wobei ich von St. mit einem sehr ausführlichen und interessanten Schreiben in Hinsicht der ehelichen Verhältnisse eines Missionars beehrt und belehrt wurde. Hat der Selige häufig an Brüder draußen solche umfangreiche und durchdachte Briefe geschrieben (was ich allen Grund habe zu vermuthen): so hat er manch gutes Werk auch aus der Ferne für die Missionssache verrichtet."

Es sei genug mit dieser Skizzierung der wichtigeren Gebiete. Wir haben dabei absichtlich vor allem einen und den andern seiner damaligen Schüler reden lassen, um so mittelbar zu beweisen, wie wahr Ernestine schon im Januar an Schmieder schreiben durfte, es werde ihnen täglich klarer, daß die unaussprechliche Weisheit und Liebe Gottes recht unmittelbar ihren Rudolf für dieß Amt und dieß Amt für ihn ausgesucht habe; immer neue äußere und innere Stimmen bezeugten das zu immer neuer Bewundrung und Danksagung. Aber freilich empfand St. es auch bald, in welch einen umfassenden, ihn ganz in Anspruch nehmenden Wirkungskreis er eingeführt worden, und daß die schwachen Schultern oft noch ob der neuen ungewohnten Last ermüden wollten. So sehr er sich im Gegensatz gegen seine früheren Stellungen jetzt der innersten christlichen Gemeinschaft mit seinen neuen Arbeitsgenossen bewußt war, so traten ihm doch auch bald Verschiedenheiten der Anschauung entgegen, welche einer so selbständigen Natur vielleicht bisweilen wichtiger erschienen als sie wirklich waren. Er fand in der Hauptsache nur die Anfänge zu einem wahrhaftig in Kraft und Weisheit des Geistes lebenden Missionsseminars, dessen Ganzes erst einer Umgeburt durch Personal, Verfassung und Methode entgegenreife. Es war ungekünstelte wahre Demuth, wenn er in Bezug hierauf schrieb „Aber wo sind die Männer dazu? je mehr ich mich selbst nur im Blick auf die Forderungen des jetzigen Hauses betrachte, desto kleiner wird mir dabei zu Muthe." Nur den vertrautesten Freunden gegenüber wagte er damals Aeußerungen, wie wir sie hier nun mittheilen zu dürfen glauben, wo sie im Lichte einer vierzigjährigen Geschichte vielfach weitere Bestätigung gefunden habe, nachdem sie schon damals Olshausens oben angeführte Vorhersagungen ihrerseits bestätigt hatten (vgl. S. 279). Auch Schmieder sprach es als seine innige Ueberzeugung aus, daß St. in richtiger Erkenntnis des mangeln-

den durch Gott erleuchtet und gesegnet in reichem Maße es zu schaffen gemacht und berufen sei. Es schien ihm dort an eigentlich tiefdringend lebendigem Schriftverständnisse zu fehlen, das einfältige Geistesleben unter dem vielen Arbeiten und Studieren zu leiden und zu wenig Anerkennung zu finden, die häufige Erbauung aber der Kraft der Concentration zu ermangeln. Blumhardt, dessen Treue, Demuth und Liebe er täglich höher achten lernte, je näher er mit ihm bekannt wurde, schien ihm doch die Geister nicht scharf genug zu unterscheiden, z. B. Reinhardts Predigten und Schriften sehr mit Unrecht den Zöglingen zu empfehlen, auch in wichtigen Punkten als z. B. „im Verhältnis des ordentlichen Weges der Erlernung zum außerordentlichen Geisteseinfluß" nicht schriftgründlich und unparteiisch genug zu widerlegen. Allerdings war durch Hellsehereien ein arger Same des Irrthums in das Haus geworfen worden. Briefen vom Mai nnd Juli entnehmen wir, daß St. als besonderer Seelsorger sich um einen armen, durch Gichtel und Swedenborg völlig verwirrten und dahingenommenen Bruder des Hauses sehr mühete, der ihm, wie er sich ausdrückte, das erste tiefschmerzende Hirtenweh seines Amtes bereitete. Er gab ihm Schmieders unlängst [anonym] erschienenen Katechismus, damit er daraus einen Eindruck von einfacher Schriftlehre empfangen möchte. Leider ohne Erfolg, obgleich wie wir wissen Stier grade durch seine eigne Lebensführung mehr als andre geeignet sein mochte, aus diesem Irrsal den rechten Weg zu zeigen, den er selbst zurückgefunden; außer jenem Zöglinge mußte noch ein zweiter entlassen werden — namentlich wird uns ein Engländer Smithson als ein unerschütterlicher Jünger Swedenborgs bezeichnet.

Aber vorherschend waren die Erfahrungen an den Zöglingen erfreuliche, und wenn auch die in diesem ersten Jahre ausgesandten nur zum geringern Theile mit als Stiers Schüler bezeich=

net werden durften, so waren doch diese ihm (wie wir oben sahen) so dankbar auch für die wenigen noch zuletzt empfangenen Anregungen, und er anderseits nahm so herzlichen Antheil an ihnen, als wenn er sie schon Jahre lang mit den andern auf dem Herzen getragen hätte. Am 29. Juli schreibt er:

„Es sind in diesem Sommer zwölf Brüder von hier ausgegangen; 5 nach England, die sich dort noch etwas vorbereiten, um nach Syrien und Palästina, Aegypten und Abyssinien und Malta vertheilt zu werden. (In Malta ist Pred. Jowett, der Director der Mission des Mittelmeers, wozu die kirchliche Missionsgesellschaft in England vorherschend oder ausschließlich Deutsche von Basel gebrauchen will). Unter diesen sind zwei besonders tief und gerüstet, Gobat und Müller; dagegen ich für die drei andern, nach meinem Auge, erst noch das beste von der eigentlichen Schule der Mission selbst hoffen muß. Fünf andre gingen an unsere Mission in Armenien, worunter wieder 2 sehr viel versprechende, Pfander und Haas, aber auch 2 andre, um die mir sehr bange ist und die ich nicht ausgesendet hätte, von denen der eine auch erst als Schullehrer beginnen soll. Bruder Haas ist jetzt mit unserm theuern Dittrich (von dem früher die Rede gewesen war) in Moskau auf der armenischen Akademie. Hier nur eine Anekdote, die wol nicht in die öffentlichen Berichte kommt: Unsre Mission steht politisch so sehr unsicher, weil nur eine Colonie nach russischem Recht missionieren darf, unsre Brüder aber immer noch nur als Coloniesuchende Reisende Pässe bekommen — oder auch — nicht mehr bekommen, bei der jetzigen Krisis der russischen Regierung. Darum war unserm Haas von dem hiesigen russischen Gesandten der Paß als Prediger verweigert, und hineingesetzt worden „um orientalische Sprachen zu studieren." In Warschau fällt dieser Paß für einen orientalische Sprachen aus Georgien holenden der beim Reichstag besonders scharfen Polizei auf. H. kommt vor den Polizeiminister, und sagt einfältig kindlich heraus „Ich bin eigentlich ein Missionar von Basel, aber man hat mir das so hineingesetzt." Das gefällt, da der Minister von früher her ein naher Bekannter unsers Bruders Zaremba (bekanntlich von Hause aus russischer Graf) in Georgien — es kommt vor den Kaiser. Dieser erklärt seine freundlichste Billigung und verordnet, man solle die Missionare

ungehindert lassen! So wird eine Hauptschwierigkeit, die eben beim Jahresfest vorgelegt werden sollte, nämlich die politische Sicherung unserer Brüder bei den jetzigen Umständen, ganz unerwartet erledigt — und die Nachricht davon langt grade den Abend vor der Generalconferenz, der sie zum Troste gleich mitgetheilt werden kann, hier an. — Die zwei letzten Brüder endlich, die ersten die ich noch in den Lectionen gehabt, sind nach Astrachan bestimmt, das die Schotten verlassen, und wurden am Jahresfeste eingesegnet. Sie bilden ein sich wol ergänzendes Paar, der eine christlich gegründet und tief, doch etwas verhalten und still, der andre gelehrt, lebhaft, begabt, doch mit den daran haftenden Mängeln, noch etwas beweglich*). Der Herr geleite sie alle! Das Werk ist groß und tritt mir immer näher ans Herz, je näher ich durch persönliche Bekanntschaften nun selbst hineintreten kann."

Sehen wir uns nun nach den gegebenen Andeutungen über Stiers amtliches Leben wieder um nach seinem

b) Familienleben.

Der geneigte Leser kennt Stier und seine Ernestine bereits hinreichend, um sich schon ein wenig selbst ausmalen zu können, wie traulich das ihnen im Missionshaus bereitete Daheim, wie innig ihr eheliches Zusammenleben war. Eine Reihe der herrlichsten Briefe namentlich von Ernestinen an ihre Eltern, ihre Schwester Luise, Schmieders und andre verschwisterte Seelen liegen uns vor, und erschweren durch ihren Reichthum noch die an sich schwere Aufgabe, mit Weglassung alles ausschließlich den Verwandten interessanten und der gebotenen Rücksicht auf den Raum aus wenigen Zügen dennoch ein Bild herzustelleu.

Wir beginnen mit einigen Zeilen, die sie zum Christabend 1824 an ihre Mutter nach Wittenberg schrieb; es heißt da gleich anfangs:

---

*) Der eine der beiden war Hildner, aus Querfurt, gegenwärtig seit vielen Jahren in Syra thätig.

net werden durften, so waren doch diese ihm (wie wir oben sahen) so dankbar auch für die wenigen noch zuletzt empfangenen Anregungen, und er anderseits nahm so herzlichen Antheil an ihnen, als wenn er sie schon Jahre lang mit den andern auf dem Herzen getragen hätte. Am 29. Juli schreibt er:

„Es sind in diesem Sommer zwölf Brüder von hier ausgegangen; 5 nach England, die sich dort noch etwas vorbereiten, um nach Syrien und Palästina, Aegypten und Abyssinien und Malta vertheilt zu werden. (In Malta ist Pred. Jowett, der Director der Mission des Mittelmeers, wozu die kirchliche Missionsgesellschaft in England vorherschend oder ausschließlich Deutsche von Basel gebrauchen will). Unter diesen sind zwei besonders tief und gerüstet, Gobat und Müller; dagegen ich für die drei andern, nach meinem Auge, erst noch das beste von der eigentlichen Schule der Mission selbst hoffen muß. Fünf andre gingen an unsere Mission in Armenien, worunter wieder 2 sehr viel versprechende, Pfander und Haas, aber auch 2 andre, um die mir sehr bange ist und die ich nicht ausgesendet hätte, von denen der eine auch erst als Schullehrer beginnen soll. Bruder Haas ist jetzt mit unserm theuern Dittrich (von dem früher die Rede gewesen war) in Moskau auf der armenischen Akademie. Hier nur eine Anekdote, die wol nicht in die öffentlichen Berichte kommt: Unsre Mission steht politisch so sehr unsicher, weil nur eine Colonie nach russischem Recht missionieren darf, unsre Brüder aber immer noch nur als Coloniesuchende Reisende Pässe bekommen — oder auch — nicht mehr bekommen, bei der jetzigen Krisis der russischen Regierung. Darum war unserm Haas von dem hiesigen russischen Gesandten der Paß als Prediger verweigert, und hineingesetzt worden „um orientalische Sprachen zu studieren." In Warschau fällt dieser Paß für einen orientalische Sprachen aus Georgien holenden der beim Reichstag besonders scharfen Polizei auf. H. kommt vor den Polizeiminister, und sagt einfältig kindlich heraus „Ich bin eigentlich ein Missionar von Basel, aber man hat mir das so hineingesetzt." Das gefällt, da der Minister von früher her ein naher Bekannter unsers Bruders Zaremba (bekanntlich von Hause aus russischer Graf) in Georgien — es kommt vor den Kaiser. Dieser erklärt seine freundlichste Billigung und verordnet, man solle die Missionare

ungehindert lassen! So wird eine Hauptschwierigkeit, die eben beim Jahresfest vorgelegt werden sollte, nämlich die politische Sicherung unserer Brüder bei den jetzigen Umständen, ganz unerwartet erledigt — und die Nachricht davon langt grade den Abend vor der Generalconferenz, der sie zum Troste gleich mitgetheilt werden kann, hier an. — Die zwei letzten Brüder endlich, die ersten die ich noch in den Lectionen gehabt, sind nach Astrachan bestimmt, das die Schotten verlassen, und wurden am Jahresfeste eingesegnet. Sie bilden ein sich wol ergänzendes Paar, der eine christlich gegründet und tief, doch etwas verhalten und still, der andre gelehrt, lebhaft, begabt, doch mit den daran haftenden Mängeln, noch etwas beweglich*). Der Herr geleite sie alle! Das Werk ist groß und tritt mir immer näher ans Herz, je näher ich durch persönliche Bekanntschaften nun selbst hineintreten kann."

Sehen wir uns nun nach den gegebenen Andeutungen über Stiers amtliches Leben wieder um nach seinem

b) Familienleben.

Der geneigte Leser kennt Stier und seine Ernestine bereits hinreichend, um sich schon ein wenig selbst ausmalen zu können, wie traulich das ihnen im Missionshaus bereitete Daheim, wie innig ihr eheliches Zusammenleben war. Eine Reihe der herrlichsten Briefe namentlich von Ernestinen an ihre Eltern, ihre Schwester Luise, Schmieders und andre verschwisterte Seelen liegen uns vor, und erschweren durch ihren Reichthum noch die an sich schwere Aufgabe, mit Weglassung alles ausschließlich den Verwandten interessanten und der gebotenen Rücksicht auf den Raum aus wenigen Zügen dennoch ein Bild herzustellen.

Wir beginnen mit einigen Zeilen, die sie zum Christabend 1824 an ihre Mutter nach Wittenberg schrieb; es heißt da gleich anfangs:

---

*) Der eine der beiden war Hildner, aus Querfurt, gegenwärtig seit vielen Jahren in Syra thätig.

„Der heilige Abend, wo dieß Blatt in Ihre Hände kommen wird, liebe geliebte Mutter, ist der erste Christabend, wo ich keinen Baum brennen sehe, der erste im fernen Lande, wo ich nicht mehr als Kind des Hauses die Kindfreuden durch Augen und Hände mitgenießen kann, im Liebesbeweise der vielen Glieder. Da gebe nun der liebe Gott, daß ich als rechtes Kind in Seiner seligen Haushaltung das heilige Liebesfest feiere, dann wird auch wahrhaftig das hellste und wärmste Licht vom Lebensbaume mir nicht fehlen, und werde in der Einen größten Gnadenbescherung, von der alle andere nur andeutender Schimmer sind, die Fülle der Gaben haben, und mir sie neu schenken lassen zu wachsender und bleibender Freude und Wonne des Lebens. Das helfe Gottes Kraft in uns allen allen, und mache alle andre kleinere Freuden dem, welchem sie gegeben werden, zu einem Zug und Mittel dorthin, — dann ists des ewigen Lebens Freude, und wirkt stillen Frieden. — Meine liebste Mutter, nun sind wir schon ziemlich einen Monat in Basel, und es fängt nun auch äußerlich an, uns immer einheimischer zu werden, doch glaube ich, daß es mir von nun an, wo ich von der ersten irdischen Heimat ausgezogen bin nach Ruf und Willen unsers Herrn, niemals wieder in dem Sinne heimatlich an irgend einem bestimmten Orte der Erde werden wird, was es ja auch gar nicht bedarf; so eigentlich zu Hause ists mir menschlicher Weise nun nur in meinem Rudolf, und also überall wo er durch seinen Beruf hingestellt wird; ich meine noch abgesehen davon, daß man sich überall geistlich einheimisch fühlt, wo man Herzen findet, mit denen man eins sein kann.“

So war denn freilich der Austausch zahlreicher kleiner Geschenke zum Fest, überhaupt aber der Briefwechsel mit dem Elternhause ihr ein ganz besonderes Bedürfnis und Labsal, nnd wir dürfen uns nicht wundern, wenn es selbst ein Jahr später noch in Bezug auf eine Krankheit heißt, daß jeder wenn auch noch so kurze Brief aus Wittenberg (das noch immer der ausschließliche Schauplatz aller ihrer Träume bleibe) ein wenig medicinisch wirke. Oder ein ander Mal „Du kannst Dir nicht denken, welch ein „Zauber für mich darin liegt, mit meinen Gedanken alle die klei„nen Umstände der alten gewohnten Ordnung zu verfolgen und

„mich in einzelne Bilder davon zu versenken; ja manchmal gehe „ich ordentlich herum besuchen, in allen Winkeln — und tröpfelt „manche Thräne dabei — wie eben jetzt.“ Oder wieder ein Mal „Liebes Mutterchen, neulich bin ich mal bei Ihren Blumen herum= „gegangen und habe mir jeden Blumenstock wieder ganz vorge= „stellt, ob das Sinnpflänzchen wol gerettet ist? und was die „kleine Akazie machen mag, und die große Nessel — meine nächste „Nachbarin“. Stier hatte wol Recht, zu scherzen, ehe sie mal ganz von Wittenberg abgepflückt würde, hätte es eine Weile Zeit. Auch die Eltern hingen mit verdoppelter Zärtlichkeit an der nun leiblich so weit entfernten Tochter. Vater Nitzsch schrieb „an eine gewisse sehr liebe Frau Pfarr in Basel“ u. a. wie folgt:

„Gott hat es so eingerichtet, daß die gemüthliche Vereinigung durch äußre Trennung noch mehr cultivirt werden kann. Dieß erfahre ich jetzt. Deine ganze Persönlichkeit tritt mir lebhaft vor die Augen und lebendig ans Herz, wenn ich Deine Nachrichten an die Mutter von Deinem häuslichen und geselligen Zustande und von Deiner Blumhardtin vorlesen höre. Eine so kindliche Briefstellerin muß jede gute Mutter sich wünschen, um einer weit entfernten Tochter immer nahe bleiben zu können.“

Andrerseits durfte Ernestine schreiben, daß die Amtssorgen ihres Rudolf, in mancher Hinsicht sehr ernst und schwer, nach Kräften und nach dem Grade des Verständnisses auch die ihrigen seien; es war allemal eine Festzeit, wenn der überall in Anspruch genommene ein wenig bei ihr sein konnte, und war er auch noch so abgemattet vom Tagewerke, oder gradezu unwol. „Das stört“ schrieb sie einmal „seine Munterkeit im arbeiten, leben und lieben „nicht; und wenn es uns manchmal so recht einfällt, wie lieb „wir uns haben und wie gut wirs drum haben, wissen wir uns „vor Wonne kaum zu lassen, und müssen nur ernstlich sorgen, „daß wir nicht übermüthig werden, sonst möchte die Wonne bald „vergehn, wenn sie nicht in ernster Demuth ihre erste Nahrung

„wieder fände." Welche Freude war es ihr namentlich, zum ersten Male seinen Geburtstag mit ihm ganz nahe zu feiern; sie wollte ihn dazu außer mehreren selbstgefertigten Arbeiten mit einem Stehpult überraschen; aber siehe da — schon vierzehn Tage vorher konnte sie zu besonders traulicher Stunde nicht lassen, es ihm zu erzählen — und daß es so herauskam, machte den kindlichen Gemüthern dann noch viel mehr Vergnügen als die Ueberraschung.

War Ernestine allein, was ja den größten Theil des Tages der Fall war — im Februar (als Rudolf mit Gobat verreiste) sogar einmal zwei Tage hintereinander! — so gewährte nächst der häuslichen Thätigkeit ein schönes aus Stuttgart besorgtes Pianoforte ihr eine willkommene, dem Herzensbedürfnis zusagende Unterhaltung. Eine besondre Freude war es ihr aber, an Stelle des ersten oben erwähnten Dienstmädchens, bald ein andres, Marianne geheißen, erhalten zu haben, welche das grade Gegentheil der vorigen war, allen Anforderungen entsprach und sich in jeder Hinsicht in das Hauswesen einordnete.

So war es denn ein gar stilles, friedlich erquickendes Leben, das die beiden führten, nachdem die ersten Tage der Unruhe vorüber waren und ehe die schweren Leiden kamen, die ihrer grade dort in Basel harrten. Zur leiblichen Erholung diente beiden zunächst schon der Garten, in dessen Weinlaube wenigstens Sonntags der Kaffee getrunken wurde; doch gingen sie so oft es möglich war auch ein wenig hinaus spazieren. Namentlich in den freilich kurzen Ferien (zu Ostern eine Woche, im Juli etwas mehr) geschah dieß täglich, zum Theil recht weit, so daß wahre Entdeckungsreisen in der herlichen Umgebung Basels daraus wurden. Sie suchten sich schöne neue Wege, zum ausruhen für Ernestine gab es ja Bänke genug rings um die Stadt, und wo keine mehr waren, machte sich ihr Rudolf selbst zur Bank, daß

sie sich nicht auf die Erde setzen durfte. Bisweilen wurden auch Fahrten unternommen, so namentlich nach dem benachbarten Beuggen, wohin St. schon vorher einmal zu Fuß gewandert war, und dem nicht weit davon gelegenen Buus. So schreibt Ernestine am 3. März:

„Mein Rudolf wünschte so sehr, daß er mir die Anstalt auch zeigen könnte, so nahmen wir denn an einem schönen Tage (Sonnabend) einen Einspänner, Rudolf fuhr selbst — kein Kutscher mit — es sah ganz niedlich aus. Früh um 6 gings fort, zwischen dem Rhein und den bereiften Bergen hin, und nach 9 waren wir dort und wurden aufs Freundlichste empfangen. Wir wohnten noch Unterrichtsstunden bei, die liebe Frau Inspectorin führte mich überall herum, ich gesellte mich meistens zu der kleinen Mädchenschaar bei ihren Arbeiten und Beschäftigungen, und es war eine Lust und ein Leben unter ihnen, und ging alles am Schnürchen, alle gleiche Kleidung, die im Hause von Wolle und Flachs gesponnen und auf Webstühlen gewirkt wird, schlicht und rein, die Köpfchen alle so glatt und nett. Zu Mittag aßen alle Hausgenossen ohne Ausnahme in Einem Saale, eine Tafel Knaben — eine Tafel Mädchen, eine die jungen Männer (welche zugleich dort zu Dorfschullehrern gebildet werden, und jeder noch außer dem Unterrichte als Handwerker in einer kleinen Werkstätte für die Anstalt arbeiten), der Knecht des Hauses, an noch einem Tisch der Herr Inspector, eine Frau, die Gehülfen, Gehülfinnen u. s. fort. Der Geist der Liebe, der nichts lieber will als dem Herrn dienen in den Menschen, ist es, der einem so wohl dort thut, weil es nicht zu verkennen ist, daß nur aus ihm es so hervorgehn konnte, und beschreiben kann man darum das beste nicht. Wir blieben die Nacht dort, und fuhren am Sonntagmorgen noch zu einem Pfarrer (Hoch) nach Buus, einem Dorfe welches köstlich in den Bergen steckt — im Sommer muß es prächtig dort sein. Diese lieben Leute hatten uns so sehr eingeladen und ließen uns auch den Tag nicht fort, besonders aus Besorgnis für mich bei dem üblen Wege. Es war uns herzlich wohl bei ihnen und ihren drei kleinen Kinderchen, die sich an uns und das kleinste einjährige besonders an Rudolf sehr freundlich anschlossen. Montag kamen wir glücklich wieder nach Hause und geriethen beim Durchfahren der Stadt leider grade in

die böse Fastnachtsfreude, die auch hier noch nicht zu unterdrücken ist, wo Masken auf der Straße umherlaufen und allerlei Possen getrieben werden — welcher Anblick mir die Nerven schmerzlich angriff, doch umfing uns bald die Stille unsres Hauses, wo man von dem ganzen Lärm nichts hörte."

Solche Fahrten wurden natürlich gern wiederholt, zunächst weil Stier besonders daran lag, die Landpfarrer in der Nähe genauer kennen zu lernen, da die Missionsbrüder mit ihnen in Verbindung waren und oft Besuchswanderungen zu ihnen machten, dann aber auch um der Erholung für Ernestinen willen. Welche fröhliche Stunden ihr das sein konnten, deuten schon obige Zeilen an: zumal daß sie unterwegs so hübsch allein waren. Die Besorgnisse ihrer ängstlichen Mutter wies sie getrost zurück; „ich bin überzeugt" schrieb sie, „daß es für mich keinen sichereren Fuhrmann geben kann als meinen Rudolf, denn er sieht jedes Steinchen im Wege darauf an, ob es mich stoßen möchte."

Freilich bedurfte es für sie nicht erst solcher Fahrten nach außen, um Freundinnen zu finden. Am nächsten schloß sie sich natürlich (wie erwähnt) an die beinahe zwanzig Jahr ältere Frau Blumhardt an; sie wurde bald mit ihr recht innig vertraut und fand vielfach Gelegenheit, ihr die so reichlich im Anfang erwiesene entgegenkommende und vorsorgende Liebe nach Kräften zu ersetzen, da dieselbe oft und viel zu leiden hatte. Nicht minder freundschaftlich war das Verhältnis zur Frau Handel, von welcher noch weiter unten die Rede sein wird, so wie zu Frau Spittler — obwol sie noch im December schrieb, sie sei noch mit keiner zur besondern nächsten Herzensgemeinschaft gekommen — „außer der die wir alle in Ihm haben." Bei erweiterter Bekanntschaft kam es auch dazu; sie rühmt u. a. in den Briefen die junge Frau eines Kaufmann B., deren liebliches Verhältnis zu den Stiefkindern ihr um so beachtenswerther

schien, als jene daneben eigne hatte. Nicht gerechnet die Missionarfrauen, deren ganze Stellung angesichts der bevorstehenden weiten Reisen, wo auf weibliche Hülfe so wenig zu rechnen schien und man deutlicher als je allein auf Gottes Barmherzigkeit und Fürsorge angewiesen war, so recht zu inniger Theilnahme aufforderte; unter ihnen trat z. B. Frau Dittrich vor ihrer Abreise nach Moskau Ernestinen noch recht nahe. — Es erschien nun Ernestinen natürlich, so wie ihr Rudolf Einfluß auf junge Männer zu üben hatte und zu üben suchte, so auch ihrerseits neben dem Verkehr mit älteren Frauen den Umgang junger Mädchen zu suchen und solche bisweilen bei sich zu versammeln, theils um von ihnen für die Basler Verhältnisse zu lernen, theils in der Hoffnung ihnen geistlich förderlich sein zu können. Gleich im Anfang hatte sie bei einer reichen Banquierfamilie F., die aber reich waren als wären sies nicht und den Reichthum nur zum Dienste Gottes gebrauchten, Besuch gemacht und von der Mutter wie von den beiden erwachsenen Töchtern einen Eindruck empfangen, daß sie ihnen gern näher kommen möchte. Nach Basler Sitte bestimmte sie denn einen Tag (Sonntag), wo jene mit noch zwei Cousinen zu ihr zum Thee kamen, dieß und jenes besprachen, zusammen lasen und dergl. Schon das war Ernestinen eine Erleichterung, daß diese alle von der Pension her schriftdeutsch sprachen — damals in Basel noch nicht allzu häufig, aber auch ihrem ganzen Wesen nach wurden sie ihr von Tage zu Tage lieber und ihre Gesellschaft wolthuender und interessanter.

Auch Stier war bisweilen bei diesen Zusammenkünften, doch erlaubte es seine Zeit selten; dagegen fühlte er sich natürlich verpflichtet, die Brüder auch außer dem Sonntag Abend (wo nach Haussitte die Lehrerfamilien mit den Brüdern im großen Speisesaale auf hölzernen Bänken sitzend die Abendmahlzeit gemeinsam einnahmen) öfter bei sich im engeren Kreise zu sehen. Witten=

berger Vorbildern entsprechend, die wir oben S. 198 erwähnten, wurde der Montag Abend für die Brüder bestimmt und namentlich von den nach ihnen ins Haus eingetretenen fleißig benutzt. Von den älteren kam besonders einer sehr oft, eigentlich der einzige (wie Ernestine schreibt) der so ganz familienhaft auch zu ihr bisweilen in die Stube kam, sich durchweg nah anschloß und beiden sehr lieb wurde — es war Charles F. Major, der später in Straßburg, Constantinopel, Bonn wirkte und in Halberstadt starb, bis zu seinem Hintritt ein Freund des Stierschen Hauses.

Waren dann Brüder auszusenden — zu den Negern, an die Goldküste, in den Caucasus, nach Schuscha in Persien (jetzt Rußland) und sonst, oft über England, Dänemark, Rußland — so fand sich noch besondre Veranlassung, einzelne auf einen traulichen Abend einzuladen; vereinzelt fanden sich sogar Studenten bei Stiers ein. So u. A. Ph. Fr. Keerl (= Köllner), der am 26. Juli 27 an Stier schrieb: „Für Ihre liebevolle Auf„nahme während meiner mehrmaligen Besuche bei Ihnen noch„mals meinen innigsten Dank; waren es auch nur wenige Stun„den, die ich bei Ihnen zubrachte, so werden sie mir doch immer „unvergeßlich bleiben. Was mir durch Sie zu Theil geworden, „muß sich freilich erst später entwickeln, aber doch trägt das Senf„korn auch in seiner Unscheinbarkeit schon den Keim des künftigen „Baumes in sich.“

Hiezu nun noch die mancherlei Einladungen nach außen. Man war es in Basel gewohnt, das Missionshaus als ein Ganzes zu nehmen, und so machten Stiers die anfangs für sie sehr überraschende Erfahrung, daß sie von christlichgesinnten aber sonst fremden Leuten, bei denen sie gar keinen Besuch gemacht, ohne weiters mit den andern zusammen eingeladen wurden. Bei so mannigfachen Ansprüchen galt es denn freilich mit der Zeit, so freundlich oder ernstlich als es eben gehn wollte abzuweisen, denn

aus vielen Gründen konnten weder er noch sie zu viele Besuchsverbindungen wünschen. Immerhin aber war der Verkehr nach allen Seiten hin für sie ein äußerst lehrreicher, in der Hauptsache ihrer längst empfundnen Sehnsucht nach christlichgläubigen Freunden vollkommen genügend, im einzelnen freilich hie und da dem gehegten Ideal nicht so ganz entsprechend. In einem Briefe vom 16. Januar spricht sich auch Ernestine darüber ziemlich klar zusammenfassend aus; sie sagt dort:

„Hier im Missionshause ist ein ganz besondrer Standpunkt für diese Welt, wie es in ihr vielleicht keinen ganz ähnlichen gibt. Auf einer Seite ist man losgehoben von dem gewöhnlichen Wesen dieses Lebens, denn der Horizont dieses Hauses soll über die ganze Erde gehen, und das Wehen der Liebe und des Gebetes, welches man wahrhaftig vorherschend fühlt, ist die kräftigste Bestätigung, daß das Werk aus Gott ist und in Ihm besteht. Doch auf der andern Seite wird grade deshalb wieder die List des Satans, der die Schafsverkleidung immer feiner und wunderlicher zu machen weiß, wo ihm als Wolf so scharf aufgepaßt wird, und die des trägen fleischlichen Herzens am merkbarsten; ach was ists, wenn man nur einmal vergißt an der einigen frischen Quelle zu schöpfen! — in unserm eignen faulen Herzen eingeschlossen wird auch das Lebenswasser faul; es kann nur in der beständigen Lebensluft des heiligen Geistes frisch bleiben, wenns erst noch so echt und rein war. — Es ist hier nicht bloß im Missionshause sondern in der ganzen Stadt viel altgläubiger und auch viel lebendigchristlicher Sinn — und im Vergleich mit allen andern Orten, wo wir bekannt sind, ist es uns sehr auffallend, wie hier das christliche Wort die Oberherrschaft insofern gewonnen hat, daß das Weltwesen sich mehr davor versteckt und im Verborgnen Nahrung sucht, sowie anderswo größtentheils die Welt lermt und die Christen nur still horchen, wo ihr Licht durchleuchten kann, solang sie nicht von Amtswegen hingestellt sind. Dieß zieht nun freilich wieder das Uebel nach sich, daß öfter dem Worte nach sich welche an christliche Unterhaltung anschließen, ohne innerliche christliche Erfahrung zu haben. Im allgemeinen kann man sich aber doch nur freuen, daß es dahin gekommen ist."

So war es denn bei aller Anstrengung des Leibes und der Seele ein gar liebliches noch ungetrübtes Zusammenleben der beiden mit einander und mit vielen Gleichgesinnten. Nach Gottes Rathschluß jedoch sollten schon in diesem ersten Jahre Prüfungsleiden eintreten, welche anfangs wenig geachtet sich immer langwieriger und peinlicher erwiesen, ebendarum aber auch grade bei ihnen so recht zur Befestigung und innigen Vereinigung der Herzen vor dem Herrn dienten. Es war auf der Fahrt nach Buus den 24. April, daß Stier, der rasch vom Wagen sprang und sich dabei den Fuß so bedeutend vertrat, daß er während des ganzen dortigen Aufenthalts mit großen Schmerzen auf einem Fleck stille sitzen und auch nach der Heimkehr zuhause auf ärztliche Verordnung eine Anzahl Tage so zubringen mußte. Da die ersten Mittel (welche anzurathen namentlich auch die Gumbinner Eltern sehr eifrig waren) Linderung gewährten, achtete er als alter Turner die Sache nicht weiter, ging wieder treppauf treppab zu den Lectionen u. s. f. und machte dadurch die Sache schlimmer als sie gewesen — bei seiner Beweglichkeit eine schwere Geduldprobe. Ein endlich befragter berühmter Wundarzt ordnete für längere Zeit täglich zweimal Fußbäder von Rothwein mit abgekochter Eichenrinde an, dann aber, da fortwährend große Schwäche im Fuße blieb, die Douchebäder von Oberbaden (Canton Aargau, 12 Stunden von Basel). Natürlich wollte er davon nichts wissen und suchte der Gattin Wehmuth über sein Leiden durch halberheuchelte Hoffnung, Freudigkeit und Ruhe zu verscheuchen, gab aber endlich doch den so dringenden Vorstellungen Blumhardts und der Amtsgenossen nach, und brachte wirklich beinahe 3 Wochen des Juni an dem genannten Badeorte zu — nicht ohne auch hier zu wirken wo sich Gelegenheit bot. Es kostete Ernestinen manche bittre Thäne, daß sie außer Stande war, ihn zu begleiten — grade jetzt, wo er ihrer Hülfe mehr als je zu bedürfen

schien. Dafür erhielt sie denn, eine beiden gar ungewohnt gewordene Sache, die ausführlichsten Briefe, aus denen auch hier einiges stehen mag.

D. 14. Juni: — — „Hier gedenke ich nun so lange es dem HErrn gefällt und keine Störungen eintreten, täglich folgende Ordnung zu halten: Morgens etwas in der Schrift, heute habe ich mit Psalmen angefangen; dann einige zum Durchlesen mitgebrachte Bücher, wozu auch Gichtel gehört, und vielleicht Vorarbeiten zur Festwoche! Nachmitt. Englisch, dann Tersteegens Leben heiliger Seelen, und zuletzt ein Lied aus dem Br. Gesangbuch. Dazwischen werde ich mir etwa mit dem A. oder N. T. zuweilen ein Plätzchen im Freien suchen."

D. 20. Juni: — — „Mit der Hauptsache, d. h. der auswendigen am Fuße, steht es jetzt so daß ich nicht mehr hinke, und gestern schon einen ziemlich weiten Abendgang ohne Beschwerde in mehreren Absätzen machen konnte. Bei alle dem steckt aber ganz deutlich noch etwas inwendig, was bis jetzt nicht weichen will — doch hoffe ich nach dem bisherigen Erfolge mit Ende dieser Woche fertig zu sein, daß ich wandeln und springen und Gott loben kann, Ap. Gesch. 3, 8. Freilich muß ichs machen wie der Uhrmacher mit der reparirten Uhr, die er nicht ausgibt, als bis er sie einige Zeit ausprobirt hat, ob sie nun Stand hält."

— „Die Leute scheint es wundern sich allgemein über mein bei einem Badegast ganz ungewöhnliches Studiren —. Ich habe hier mit nicht mehr als 6 Dienstboten zu thun, 4 weiblichen von einer feinen, sich für schön haltenden französisch schwatzenden Jungfer Kellnerin bis zur derbnaiven Magd herab abgestuft, und 2 männlichen, feinem Marqueur und grobem Hausknecht — wozu im Anfang noch hie und da Besuche des Wirths kamen, die ich aber abgekürzt habe. Die weiblichen und namentlich Nr 1 konnten sich zuerst gar nicht darein finden, daß ich mich nicht auf den gewöhnlichen Ton mit ihnen einließ, und versuchten allerlei, um mich Sonderling herauszulocken, was mir etwas traurig und ängstlich zu beobachten war. Doch habe ichs bald so weit gebracht, daß sie mich aufgeben und respectiren, und nun rede ich auch zuweilen freundlich mit ihnen, nachdem sie wissen wie es nicht gemeint ist. — Die äußere Unruhe hat mit der Ankunft der Gäste freilich sehr zugenommen — besonders gestern hörte das Singen und Lärmen des aus- und einziehenden jungen Landvolkes gar nicht auf. Doch darf ich

sagen, daß mich das hier grade weniger stört als sonst, ja mir fast lieb ist als abermalige Brechung des eignen Willens und Zerstörung meiner eignen Rechnung, was ich nicht oft genug haben kann!"

— „Mit meinen mitgenommenen Büchern ist mirs auch etwas anders gegangen als ich dachte. — Tersteegens L. h. S. sagt meinem jetzigen Stande so wenig zu, daß ich es nach einigen Ansätzen ganz bei Seite gestellt; und ebenso ruht sogar das Brüdergesangbuch ganz, da es mir besonders gesegnet ist, Morgens und Abends ganz still und langsam im Griechischen N. T. zu lesen, dem natürlich alles andre weicht. Scotts Leben nebst der engl. Bibel beschäftigt mich alle Nachmittage, und Du kannst Hrn Hänsel erzählen, daß ich es langsam und gründlich lese und excerpire, es also schwerlich noch an Newton oder Brainerd kommen wird. Außerdem mache ich einen Aufsatz über Gichtels Buch für unsern l. Bruder Frey, und endlich lese ich täglich ein Stück in meinen Wittenberger Predigten nebst Recensionen, was mir sehr lehrreich und gesegnet ist, und mir deutlich zeigt, wie ich einerseits damals naiver und einfältiger redete als jetzt, anderseits das doch aber auch zusammenhing mit einer Keckheit, aus Mangel an Gründlichkeit und Erfahrungen, und wie so viel öfter in den Beurtheilungen Heubner, manche Seminaristen, ja selbst unser Vater Recht gegen mich hatten, als ich es damals einsehen wollte! Das hat mich recht neu zur Besonnenheit und Vorsicht ermahnt."

Zu diesen stillen Beschäftigungen kam noch die Vorbereitung auf die zu den Jahresfesten übernommene Predigt und Missionsrede, sowie mancherlei Aufforderungen, z. B. von Spittler in Basel, einen Plan zu einer Lehranstalt in Beuggen auszuarbeiten, von dem später die Rede sein wird. Es war wol gut, daß St. an so anhaltenden Studien auch durch erfreuliche Besuche Bekannter und Unbekannter gehindert wurde, von denen hier Pf. Merki von Brugg, Burkhard von Sissach, Stähelin aus Wintersingen, Wern aus Beuggen und ein Würtemberger Matthes aus Langenthal im Ober-Aargau genannt sein mögen.

Leider war die Hauptshoffnung eine geteuschte. Bald nach seiner Rückkehr, am ersten Sonntage des Juli, wagten die wieder

vereinten einen ganz kleinen Spaziergang, aber es wollte nicht gehn; und so genossen sie denn einen großen Theil des ersten Sommers in der für die Nordländer doppelt herlichen Gegend so gut wie gar nicht — denn ohne ihren Rudolf konnte sich E. nur da auszugehn entschließen, wo sie meinte es müsse sein. Der Arzt beschränkte sich bald darauf, Schonung im allgemeinen zu verlangen, und hoffte auf die gute Natur; man mag sich aber vorstellen, wie schwer dieß St. grade jetzt wurde, zumal bei den aus dem Mai in den Juli verlegten Jahresfesten in Basel und Beuggen. Allmählich fanden sich beide hinein, daß er vielleicht noch auf lange Zeit halblahm bleiben, dabei aber doch die gewöhnlichen Amtsgeschäfte versehen könnte. Indeß wir versparen die Weiterführung dieser und der damit zusammenhängenden Seite seines Baseler Lebens auf das nächste Kapitel, und thun nun vorher noch einen Blick in seine

c) Sonstige literarische Thätigkeit und Briefwechsel,

zunächst, soweit sie im ersten Amtsjahre stattfanden. Daß St. durch das engere Amt vielfach zur Mithülfe an Arbeiten veranlaßt wurde, welche der eigentlichen Lehrerthätigkeit ferner lagen, · Herstellung von Karten des Missionsgebietes (z. B. die „Uebersichtskarte der Länder zwischen dem Schwarzen und Caspischen Meere", damals auch für die Geographie eine Erscheinung von Bedeutung), Besorgung von Textausgaben des griechischen N. Testamentes, Aufsätzen u. dergl., wurde schon oben unter a) berührt. Dergleichen Aufgaben erhielt er bis zuletzt zugetheilt; noch Ende 1827 lieferte er für das B. Missionsmagazin eine Beschreibung der dänischen Goldküste. Aber auch ohne solche Anregung konnte St. es nicht lassen, als Schriftsteller auf bedeutende Erscheinungen des Missionsgebietes allgemein aufmerksam zu machen. Dahin gehören die ausführlichen „Nachrichten von Ram-Mohun-Roy,

einem brahminischen Philosophen Ostindiens, und seiner Stellung zum Christenthum", abgedruckt in Schwarz theologischen Nachrichten 1825—26, und neuerdings wieder aufgenommen in „R. Stier, Gesammeltes aus der Zerstreuung" S. 54—82. St. hatte die Arbeit bereits im August d. J. eingesandt und alsbald eine sehr freundliche Antwort vom Kirchenrath Schwarz erhalten, der durch die „Andeutungen" bereits auf ihn aufmerksam geworden war.

Ein anderes literarisches Unternehmen trug ihm im ganzen mehr unerwarteten Tadel als Anerkennung ein, die Herausgabe eines Bändchens „Christliche Gedichte. Basel bei Neukirch 1825", 207 S., mit dem aus J. Fr. v. Meyer entlehnten Motto: „Weihe mich, o Seele der Dichtkunst, Liebe; Aber schöpf' aus heiligem Quell die Salbung. Nicht geziemet irdisches Oel dem Diener Gottes des Höchsten". Grade weil St. sich bewußt war den ihm innewohnenden nie erloschenen Dichterberuf vor seiner Bekehrung so vielfach im Dienste christenthum-entfremdeter Aesthetik gemisbraucht zu haben: eben darum fühlte er eine innere Verpflichtung, diese Gabe nun auch im Dienste des Höchsten zu verwenden und einerseits dadurch an den für Poesie besonders empfänglichen Seelen zu missionieren, anderseits dem Publicum überhaupt, soweit es sich für den Büchermarkt interessiert, zu zeigen, daß er durchaus ein andrer geworden sei. Er hielt es freilich nicht für angemessen, sich in einem „Vorwort" in dieser oder ähnlicher Weise vor aller Welt auszusprechen, sondern wollte mehr das Büchlein selbst für sich und ihn reden lassen. Doch finden sich in dem Handexemplar des Verfassers einige Verse, welche (wenn auch für den Druck wol nicht bestimmt und wenig gefeilt) doch jetzt für den Ueberblick seiner innern Entwicklung mittheilungswerth erscheinen und daher in den Anhang aufgenommen worden sind. In einem Briefe an einen Freund charakterisierte er

die Gedichte als „natürlich Producte früherer (zum Theil Uebergangs-)Zeiten und weder für das Publicum der „Andeutungen" noch überhaupt für Solche die über dergleichen stehen bestimmt" u. s. f. Die Sammlung enthält in fünf Hauptrubriken 1. Aus der Schrift, vorzugsweise Psalmen, 2. Vom Heil und Sieg in Christo, 3. Zu besondern Festen und Zeiten, 4. Minnelieder, 5. Gebets- und Kampfeslieder, und gibt dann sechstens im Anhang die (wie wir oben Kap. VII. erzählt haben) auf Anregung der Frau v. Zezschwitz versuchten „Umdichtungen" Schillerscher Gedichte. Die meisten aus den 5 ersten Abschnitten sind später in der Barmer Ausgabe der Gedichte nochmals abgedruckt worden. Es waren eben fast sämtlich Producte der ersten Liebe zum Herrn aus den Jahren 1822—24, kaum eins aus der Basler Zeit, da das Manuscript schon im Januar d. J. abgeschlossen wurde — alle voll der lebendigsten Glaubensinnigkeit, hie und da an Klopstock, an von Meyer u. a. sich anlehnend, manche wol zu tief mystisch auch für die Erweckten und darum später vom Verfasser selbst als „bedenklich" nebst den sämtlichen „Umdichtungen" ausgesondert.

Die Aufnahme des Büchleins war wie gesagt nicht durchweg so wie St. erwartet hatte. Zwar von einer Anzeige des bekannten Paulus in den Heidelb. Jahrbüchern konnte er sich wenig gutes versehen; daß auch in der „Wissenschaftl. Zeitschrift der Baseler Hochschule" (1825, III) eine ziemlich giftige Recension erschien, veranlaßte ihn zu einer sehr bestimmten Entgegnung; daß aber auch unter seinen nächsten christlichen Freunden und Gesinnungsgenossen mehrere diese Schriftstellerei fast herbe tadelten, that ihm weh. Dr Bahnmaier in Kirchheim u. T. schrieb ihm z. B. sehr eingehend über die Gefahren der mystischen Symbolisierung der Liebe zum HErrn als einer geistigen Brautliebe, theils weil er in den betreffenden Gedichten die Linie des poetischen Geschmackes nicht mit voller Strenge festgehalten, vielmehr die innersten Ge-

ühle der Christen profaniert glaubte, theils und namentlich, weil er von der ganzen, in Stiers Gedichten ihm deutlich gewordnen Richtung desselben Gefahren für das Missionshaus besorgte. Es gelang diesem kaum, durch ein sehr ausführliches Rechtfertigungsschreiben jene Bedenken zu entkräften. — Noch näher berührte ihn das Urtheil des Königsberger Ebel, das sich besonders auf die „Umdichtungen" Schillerscher Gedichte bezog und allerdings manches beherzigenswerthe enthielt. Derselbe schrieb u. a.

„Und dann, mein theurer St., welche Feindschaft erweckt es, einen gesegneten Namen gradezu anzugreifen (ein Tadel ist schon Angriff, eine Parallele noch empfindlicher, und wie stimmt denn auch dieser und jener Geist: wozu aber ein Widerspruch gegen die Todten? — ach daß wir leben möchten!), und ist es nicht besser, ihn stehn zu lassen, bis Gott richtet, und unterdeß in eigner Form das Gute darzustellen, was uns der Herr gegeben hat? Mir scheint, mein Geliebter, Sie wären hier von alten Liebeleyen beschlichen worden, einen Vorrath solcher Tummelgedanken, die in der Dämmerung des Uebergangs vom alten zum neuen Leben sich zu kreuzen pflegen, hervorzufördern, und eben dieß thut mir bange um Sie. — Sie stehen so einzeln — Sie sind so viel begabt, daß andre Ihnen nur selten etwas seyn können, da Sie sie mehrtheils unter sich erblicken — Sie werden bedroht, wie kaum leicht ein andrer, feiner, vielseitiger angefochten: ach verdoppeln Sie Ihre Wacht, Ihren Ernst, die Strenge gegen Sich selbst und die Liebestreue gegen Gott und uns, daß wir in Seinem Bunde bleiben" u. s. f.

St. blieb zwar auch jetzt noch dabei, daß man den richtigen Gesichtspunkt, von dem aus seine Sammlung zu beurtheilen sei, verkenne — fühlte sich aber doch im Gewissen gedrungen, seinen willig als solchen erkannten Meister J. Fr. v. Meyer, den er namentlich als competent in christlicher Dichtung ansah, um „ein zur Klarheit helfendes Wort in der Sache" zu bitten. Der Antwortbrief begann wie folgt:

„Geliebter Sohn — wenn ich denn Vater seyn soll in Christo Jesu — und geliebter Bruder in dem, der unser Vater und unser

einziger Meister ist! Ihre Gedichte habe ich dankbar erhalten; an Freund Ebel habe ich Ihren Brief geschickt, und ein Paar Worte dazu geschrieben. Wenn diese Gedichte nur eine Auswahl sind, so erstaune ich über Ihre productive Kraft; aber weil diese Kraft Natur ist, so haben Sie sie stets zu zähmen, und nach dem Anstoß, den die Gedichte gegeben haben, empfinde ich um so mehr für Sie, Geliebter, daß sie noch hätten ruhen sollen. Kümmern Sie sich darum nicht; ich habe Ebeln geschrieben: wenn Christus gelobt werde auf irgend eine Weise, die ihre Leser finden könne ohne Schaden, so sollten wir zufrieden seyn und denken, der Herr habe es geheissen. Unbestreitbare Dichtergabe und wahre christliche Gesinnung charakterisiren diese Gedichte. Ihre Rechtfertigung an Ebel enthält überdem viel Wahres. Also daß das Bändchen erschienen ist, betrübe Sie nicht sehr. Aber ziehen Sie folgenden großen Nutzen daraus: Ihre Gabe ist noch nicht in sich selber durch die Vernichtung gegangen, Ihre Kraft noch nicht durch die völlige Umwandlung, obwohl Ihr Denk- und Empfindungssystem wiedergeboren ist; um das bemühen Sie sich irdisch und geistlich, nämlich durch schonungslose Fortbildung in der Kunst und durch Gebet." Insbesondere über die „Umdichtungen" sagt er dann weiter: „Daß ich die der Gesinnung nach höchst flachen Götter Griechenlands von Schiller mehr verachte als ehre, wissen Sie; sie sind ein Krankheitsanfall, ein antichristisches Sinnenfieber, ein Gelüst wie Davids zu Urias Weibe, und gewissermaßen ein Ausspruch der damaligen abgöttischen Zeitgesinnung; das Beste, was man davon sagen kann, ist: der Mann hat einmal Mythologie malen wollen, und es war so schlimm nicht gemeint. Aber andre Schillerische Gedichte sind in der Reihe, worin sie sich bewegen, von unschuldigerer Bedeutung; z. B. die Thekla oder Geisterstimme äußerst charakteristisch für ein irdisch-tugendhaft liebendes Gemüth, wenn auch theologisch unwahr; und das überaus Rührende, was dieses Lied hat, kann als Anregungsmittel für eine höhere Liebe eben so nützlich als in anderm Betracht gefährlich werden, eine Mischung oder Zweydeutigkeit, die alle irdische Dinge zusammen gemein haben. Wir müssen folglich die weltliche Poesie ihr selbst stehen lassen, und den Geist aus ihr schöpfen, den höhern Geist, welcher oft sehr verhüllt auch in ihr noch athmet."

Wir müssen es uns leider versagen, noch mehr aus jenem höchstinteressanten Briefe mitzutheilen, in welchem u. a. die Hoff-

nung auf eine baldige dritte Literaturblüte ausgesprochen wird, die „mehr als jede frühere des Geistes Gottes, wenn auch unter des Naturgeistes Farbenhülle" sein werde, und der väterliche Freund nicht verschmähte, selbst Einzelheiten über genauere Kunststrenge in Erinnerung zu bringen.

Inzwischen hatte sich St. schon durch Nitzschs, Tholucks, Fr. W. Krummachers und besonders Schmieders briefliche Aeußerungen über die Gedichte in etwas getröstet gefühlt, und vielleicht ist es noch jetzt Lesern merkwürdig, was jener u. a. von dem Portenser Lange mittheilte. „Unser lieber Lange" schrieb er „brach, nachdem er einiges Wenige darin gelesen, in die Worte aus: Nein, so ganz durch und durch von Einer Idee durchdrungen habe ich kaum einen Menschen gesehn! Der wird noch vieles thun!" Mahnt es nicht an manche Urtheile, die über den Augustiner Luther gefällt wurden? Aber über Ebel sprach auch Schmieder selbst damals eine leider bestätigte Ahnung aus: er sei in Gefahr, mehr für E. zu fürchten als dieser für St. fürchten möge. Bald darauf im Juli 1827 mußte Olshausen gegen ihn auftreten.

Mit diesem und mit Schm. fand jedenfalls der regste Briefwechsel statt; gegen letzteren bald Austausch von Familiennachrichten und amtlichen Erfahrungen, bald Urtheile über diese oder jene neuere Erscheinung auf dem theologischen Gebiete (Crusius Plan des Reiches Gottes, Bormanns Uranologie, Pneumatologie u. a.), oder auch über irgend eine schwierige dogmatische Materie, wo die Auseinandersetzungen manchmal über das übliche Briefmaß hinaus ausführlich und eingehend wurden. Dazu Mittheilung dieser und jener Schriftsteller- und Amtspläne. Am 23. Jan. schreibt Stier „Jetzt liegen zwei Hauptarbeiten vor „mir, der Plan zu einer allgemeinen Welt- und Kirchengeschichte, „die ich mit Ostern anfange — und letzte Bearbeitung einer schon

„in Witt. entstandnen Handschrift über Predigen und Prediger=
„bildung, die mir das Bedürfniß des Hauses und meine Ver=
„pflichtung in diesem Puncte als allgemeine Grundlage der
„Verständigung dringend abfordert." Im Zusammenhang mit
ersterem entstanden damals mehrere geistvoll angelegte historische
Tabellen, deren namentlich eine die gesammte Weltgeschichte vor
und nach Christo in überraschender Analogie übersichtlich darstellt.
— Eine Zeit lang konnte St. die Hoffnung nähren, er werde
seinen Freund als Nachfolger des damals nach Stammheim be=
gehrten R. Handel zum nächsten Amtsgenossen, oder doch als Direc=
tor des in Beuggen einzurichtenden Pädagogiums (S. 346) zu einem
lieben Nachbar Basels erhalten — aber Schmieder empfand noch
keinen Ruf, sein liebes Schulpforta zu verlassen, und schlug sei=
nerseits lieber die Nürnberger Ranke und K. v. Raumer vor.
Von der größten Wichtigkeit waren St. natürlich die Nachrichten
über das innere Wachsen des Reiches Gottes in der Ferne.
Namentlich seit der rege Oberlandsgerichtspräsident L. v. Gerlach,
durch seine Braut auch mit den pommerschen Belows in Bezie=
hung, von Naumburg aus mit Schmieder angeknüpft hatte, gab
es da manche interessante Mittheilung.

Leider ist es unmöglich aus Olshausens zahlreichen und
herzlichen Briefen auszuheben was wir möchten, genug daß die
beiden Freunde sich auch ihre innersten Erlebnisse mittheilten und
mit vollem Ernste an ihrer Heiligung gegenseitig mitarbeiteten.
Und Tholuck, der damals eine größere Reise durch England und
Frankreich (hier befriedigten ihn namentlich die durch Gobat an=
geregten Kreise der Picardie) vollendet hatte, aber Basel meiden
mußte, schrieb: „Ich habe eine solche Sehnsucht nach Dir gehabt,
„daß ich auf Leben und Tod kämpfte, um zu Dir zu kommen,
„bis ich aufs stärkste sah, es solle nicht sein."

Auch mit J. Fr. v. Meyer wechselte St. nicht bloß über

seine Gedichte Briefe. Derselbe freute sich sehr seiner Mittheilungen über ferner ihm geöffnete Blicke in den tieferen Zusammenhang des Schriftworts, und rieth ihm 1) streng fortzufahren mit kurzer schriftlicher Aufzeichnung der empfangenen Blicke. 2) diese jedoch nicht (oder nicht immer) für allgemeingültig zu halten, 3) unter dem Beistande des Geistes die beiden Abwege einer ungeregelten Freiheit und einer logischen Aengstlichkeit („hierin hat wohl der accurate Bengel zuweilen gefehlt, dessen Gnomon jedoch zu vergleichen wohlgethan sein wird") zu vermeiden, 4) die Materialien mit Muße und in der Gegenwart Gottes zu Aufsätzen zu verarbeiten, welche einen 2. Theil der Andeutungen bilden konnten, „damit der erste nicht allein bleibt — und damit „Sie in der neuen Sammlung Gelegenheit haben, das betreffende „der ersten zu berichtigen."

Mit andern engverbundenen Freunden wie R. Rothe, nun Nachfolger Schmieders in Rom, war der Verkehr fast ganz ins stocken gekommen — desto herzlicher klang dann das seltene Wort. Nur im vorbeigehn nenne ich den frühvollendeten Rogge in Tübingen, um sofort zu dem ältesten Freunde Rennecke zu eilen, in dessen wenigen Briefen die jenen Verkehr auszeichnende ebenso männliche als innige Freundschaft noch deutlicher hervortritt. Derselbe hatte (Stier unbewußt, wie erwähnt) Gnadenfrei verlassen, in der Absicht nun noch ein Jahr in Berlin im Umgange mit B. v. Kottwitz, Tholuck, Neander u. a. zuzubringen; in der Zwischenzeit Ende Septbr schrieb er aus seiner Heimat Wickerode am Harz an Stier wie folgt:

„So eben erfahre ich, daß ein Brief von Dir an mich in der Welt umherläuft und mich sucht, und ich hoffe mit Freuden, er wird mich auch wol finden, sobald es dem Herrn gefällt. Dich hat nur mein Herz gesucht bisher, und ich habe Dich gefunden unter dem Kreuze des Sohnes Gottes. Konnte ich Dich sichrer wissen? — Brieflich habe ich oft an Dich gewollt, habe auch geschrieben, aber weder versiegelt noch verschickt, weil

sich immer etwas Polemik eingeschlichen hatte, die ich unter Brüdern hasse. „Lieben, Heiland, lehr' uns lieben" — ich hätte mich wol zusammen nehmen können, daß nichts mit unter geflossen wäre. Aber ich hasse auch das Zusammennehmen gegen Brüder, noch mehr als die Polemik, und so konnte ich nicht dazu kommen. Daß Du dennoch in Liebe meiner gedacht hast und Dir das Schweigen bald so bald anders wirst liebend erklärt haben, das kann ich mir nicht anders denken, denn es ist so."

Da war ihm die Stelle eines Instructors der Prinzeß Helene von Mecklenburg=Schwerin (nachmaligen Herzogin von Orleans) für Religion, Geschichte und Geographie angetragen worden, und er hatte sie nicht ablehnen mögen. Einige Wochen später schrieb R. bereits aus Ludwigslust voll inniger Freude über den neuen Wirkungskreis und interessanter Aeußerungen über seine Schülerin und deren ausgezeichnete Mutter*). Noch war aber die Meinungsverschiedenheit der Freunde über das Versöhnungswerk Christi nicht völlig ausgeglichen. „Du schreibst" äußert

*) In der Anmerkung mögen einige Stellen daraus erlaubt sein. „Meine liebe Schülerin" schreibt er u. a. „ist ein Kind guter Anlage, „hat Sinn für reelle Sachen, fragt oft den Grund, freut sich wenn sie „versteht und verstanden wird; ist 12 Jahr alt. Warum mich der Herr „ihr zum Lehrer gegeben hat, weiß ich noch nicht; ich denke aber, daß „ich vielleicht bei der Gelegenheit Pfeile schnitze zu künftigem Kriege. Daß „die Großherzogin selbst keine Stunde versäumt (außer die geographischen, „die während der Tafel fallen) ist mir freilich zur großen Freude dabei. — „Wollte ich anfangen sie zu loben, so würde ich wunderlich erscheinen. „Denke Dir eine Kgl. Hoheit, die alles für Schaden achtet, nicht etwa „bloß für eitel, gegen die Gnade der Erkenntnis Christi; die die Throne „einfallen sehen könnte und die Welt hinterher, ohne eine Miene zu „verziehen, ohne das Auge einen Augenblick von ihrem Jesu zu wenden — so hast Du sie. Daß man bei ihr ganz vergißt, daß sie eine „Fürstin ist, das ist von selbst klar. Nur der Glaube — Muth und „Demuth — ist was sie auszeichnet. — Die Gespräche die ich oft mit „ihr habe sind von ihrer Seite voll durchdringender, tiefer Erkenntnis, „schlagender, scharfer und origineller Beurtheilung. Ich glaube besonders, „daß niemand den Spruch so gut nnd ganz versteht und wenn es „möglich ist jeden Tropfen aus ihm herausgedrückt hat, den Spruch: „Was hoch ist vor der Welt, das ist ein Greuel vor Gott" u. s. f.

R. „daß Dir immer mehr Licht in dem Werke der Erlösung „aufgehe. Es thut mir von Herzen wohl, daß Du darin immer „noch nach Licht ringst, und es wird Dir gewiß auch werden. „Nur — und das ist meine Bitte — übereile Dich nicht damit, „Dein Licht unter die Leute zu bringen. Ich fühle selbst, wie „gut es hie und da sein könnte, wenn das Feuer Gottes, das in „dieser unsrer Gnadenzeit auf die Erde gefallen ist, die Theologie „mit einem vollen und klaren Begriff hierüber beschenken würde. „Denn meines wissens hat noch niemand, seit der Apostel Zeit, „sich zur aller Gläubigen Zufriedenheit darüber ausgesprochen. „Alle haben nur bald diese bald jene Seite schärfer aufgefaßt, keiner „hat aber den Standpunkt angewiesen, in welchem die sieben Farben „sich zu Einem Lichtstral vereinigen. Es thut das so sehr „nicht zur Sache. Die Kinder Gottes sind Gottes Kinder geworden, sie wußten nicht wie, und stimmten nur alle darin überein, „daß sie ausriefen: Aus Gnaden sind wir selig geworden durch „den Glauben — und das ist genug" u. s. f.

Solche Freunde, mit denen ihn eben die Erinnerungen an das gemeinsam errungene Wachsthum im Glauben verband, konnte St. in Basel nicht mehr finden, so erquickend für ihn auch der gelegentliche Verkehr mit gleichgesinnten sein mochte, unter denen ich hier nur noch Passavant nennen will. Mit der Zeit wurde dieß etwas anders; für das erste Basler Jahr aber war es das Wirken am Herzen der Missionszöglinge und im Amte überhaupt, sodann die traute Gemeinschaft mit seiner Ernestine, und zuletzt der Verkehr mit den fernen — durch Deutschland bis nach Ostpreußen hin zerstreuten, für das Reich Gottes unablässig thätigen Freunden, was den Kern seines Geisteslebens ausmachte.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.